

Neue Erkenntnisse zur Stadtentstehung Leipzigs

**Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen
im Nordwest-Viertel der Leipziger Innenstadt**

**Inaugural-Dissertation
in der Fakultät Geschichts- und Geowissenschaften
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg**

vorgelegt von

Stefan Koch

aus

Ulm

Bamberg, den 6. Juli 2007

Tag der mündlichen Prüfung: 7. Februar 2008

Dekan/Dekanin: Universitätsprofessor Dr. Mark Häberlein

Erstgutachter/-in: Universitätsprofessor Dr. Ingolf Ericsson

Zweitgutachter/-in: Privatdozent Dr. Hans Losert

Neue Erkenntnisse zur Stadtentstehung Leipzigs

**Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen
im Nordwest-Viertel der Leipziger Innenstadt**

Textband, Katalog- und Abbildungsband sowie Beilagen

Textband

**Inaugural-Dissertation
in der Fakultät Geschichts- und Geowissenschaften
der Otto-Friedrich-Universität Bamberg**

vorgelegt von

Stefan Koch

aus

Ulm

Bamberg, den 6. Juli 2007

Vorwort mit Danksagung

Die seit 1993 vom Landesamt für Archäologie Sachsen im Nordwest-Viertel des Leipziger Stadtkerns durchgeführten archäologischen Untersuchungen lieferten ein so umfangreiches Fund- und Dokumentationsmaterial, dass eine zusammenfassende Behandlung der Ergebnisse sich aufdrängte. Die damalige Landesarchäologin von Sachsen Dr. Judith Oexle bot mir 1997 dieses Thema an und stellte großzügig das Dokumentations- und Fundmaterial, einen Arbeitsplatz in der Leipziger Dienststelle Saalfelder Straße sowie Zeichnerinnen zur Verfügung. Insbesondere fühle ich mich Dr. Thomas Westphalen zu großem Dank verpflichtet, welcher das Projekt hilfreich begleitete, mich beriet und bei den verschiedenen anfallenden Problemen half.

Besonders danke ich meinem Doktorvater Prof. Ingolf Ericsson für den großen Einsatz, den er bei der Betreuung dieser Arbeit gezeigt hatte; ferner danke ich dem Zweitgutachter PD Dr. Hans Losert, dessen Interesse und glückliche Anregungen weit über das übliche Maß hinausgingen.

Nach dem Öffnen des mit einer schweren Stahltür gut gesicherten Bankkellers des Kroch-Hauses offenbarte sich der noch originale – mit Bürste und Handtuch versehene – Waschplatz sowie der Stauraum, wie sie Herbert Küas und seine Helfer verlassen haben müssen. In Regalen ruhten in staubbedeckten, mürben Pappschachteln liebevoll verpackte Keramikscherben und in Schränkchen sorgfältig angefertigte Zeichnungen. Jene Aktion wirkte auf mich wie ein Öffnen der Grabkammer eines Pharaonen, in der Schätze überdauert hatten. Für diese gebotene Gelegenheit bin ich dem Leiter des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig, Dr. Volker Rodekamp, sehr dankbar sowie Alice Hecht, der Archäologin vor Ort, welche mir immer voll Munterkeit bei der Recherche in der Masse der Fundstücke und Zeichnungen von Herbert Küas zur Seite stand.

Nach der Schließung der ersten Leipziger Dienststelle war ich froh, dass Prof. Sabine Rieckhoff mir einen Arbeitsplatz am Institut für Vor- und Frühgeschichte zur Verfügung stellte, wo ich in angenehmer Atmosphäre meine Arbeiten fortführen konnte.

Frau Kießling, Frau Hielscher, Frau Hiller, Frau Seelig sowie Frau Rausch, Frau Uta, Frau Gross, Frau Pitschner und Herrn Jungen möchte ich noch erwähnen, diese fertigten im Auftrag des Landesamtes für Archäologie Sachsen die Zeichnungen mit Freude am Detail an. Dank sei auch den Ausgräbern Sigrig Haas-Campen und Thomas Staudt sowie dem Grabungstechniker Willy Schroth, die freundlich alle meine Fragen beantworteten.

Auch die verschiedenen Wissenschaftler und archäologischen Helfer, die in der Dienststelle des Landesamtes oder bei Ausgrabungen arbeiteten, sowie einige Mitarbeiter am GWZO, mit denen ich Gedanken austauschen konnte, haben dazu beigetragen, die Doktorarbeit voranzubringen. Besonders nennen möchte ich Christian Ronnefeldt und Dr. Ralf Kluttig-Altman sowie Dr. Daniela Lange und Dr. Arne Schmid-Hecklau – wobei ich mit diesen vier Namen sicher nicht alle aufgezählt habe. Die beiden sehr kompetenten Gesprächspartner Friedemann Winkler (dem damaligen Archäologen im Naturgeschichtlichen Museum in Leipzig) und Prof. Gerhard Graf vom Institut für Kirchengeschichte in Leipzig dürfen ebenfalls nicht unerwähnt bleiben.

Für die kritische Durchsicht sei Dr. Stefan Kirchberger, für das Korrekturlesen (und ihre erstaunliche Geduld) meiner Frau Sonja Koch gedankt. Widmen möchte ich die Arbeit meinen beiden Kindern Simon und Philipp, welche mit ihrem wachen Interesse für die Zukunft stehen.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort mit Danksagung	S. 1
1. Einleitung	S. 5
1.1. Fragestellungen und Ziele	S. 5
1.1.1. Mögliche Quellen	S. 5
1.1.2. Forschungsgeschichte	S. 6
1.1.3. Zielstellungen	S. 7
1.1.4. Methodische Ansätze	S. 9
1.2. Topographische Gegebenheiten	S. 10
1.2.1. Naturräumliche Lage	S. 10
1.2.2. Geländeprofil im Stadtgebiet	S. 10
1.3. Politische Situation in der Region im Mittelalter	S. 12
1.3.1. Slawische Landnahme	S. 12
1.3.2. Eroberung und Integration (in ottonischer und salischer Zeit)	S. 12
1.3.3. Politische Einbindung des Burgwardsitzes Leipzig	S. 14
1.4. Stadtentwicklung nach den historischen Quellen	S. 15
1.4.1. Die vermutete Existenz einer slawischen Burganlage	S. 15
1.4.2. Frühe Kirchen und Siedlungsplätze südlich des alten Parthelaufs	S. 17
1.4.3. Stadtrechtsverleihung, Bürgeraufstand und Stadtverfassung	S. 21
1.4.4. Aussehen der Stadt im 12. Jahrhundert	S. 23
1.4.5. Struktur der Siedlung (Straßen und Märkte)	S. 25
1.4.6. Bedeutung der Stadt im Spätmittelalter	S. 27
1.5. Einzelne Aspekte der archäologischen Forschungen	S. 29
1.5.1. Die von Thietmar von Merseburg erwähnte Burg	S. 29
1.5.2. Das Suburbium und die östlich vorgelagerte Siedlung	S. 30
1.5.3. Entwicklung der Siedlungen zur Stadt (Befestigung und Markt)	S. 32
2. Befunde	S. 34
2.1. Die Grabungsflächen im Überblick	S. 34
2.1.1. Konzeption der Darstellung	S. 34
2.1.2. Phaseneinteilung der Leipziger Befunde	S. 36
2.2. Siedlungsbefunde nördlich des alten Parthelaufs (GA 0)	S. 38
2.2.1. Situation und Vorgehensweise	S. 38
2.2.2. Die horizontalen Befunde (Siedlungsschichten)	S. 40
2.2.3. Die vertikal angelegten Befunde (Gruben, Grubenhaus und Graben)	S. 41
2.2.4. Fazit: Die Besiedlung	S. 43
2.3. Befunde innerhalb des Grabens des Suburbiums (GA 1)	S. 44
2.3.1. Situation und Vorgehensweise	S. 44
2.3.2. Reste der Befestigungsanlage	S. 45
2.3.3. Besiedlungsspuren innerhalb des Grabenrings	S. 46
2.3.4. Datierung der Befunde	S. 47

2.4.	Südliche Siedlungsbefunde zwischen Suburbium und späterer Hainstraße (GA 2, GA 3)	S. 48
2.4.1.	Abgrenzung der Flächen und die dortigen Verhältnisse	S. 48
2.4.2.	Alte Parzellierung und Gartenbau in den Phase 0 und Phase +1 (im GA 2)	S. 49
2.4.3.	Hofstrukturen der Phase +2 / +3 (im GA 2)	S. 54
2.4.4.	Schichten und Gruben der Phase +3 / +4 (im GA 2)	S. 58
2.4.5.	Grabungsabschnitt 3, Befunde der Phasen +1 bis +4	S. 60
2.5.	Nördliche Siedlungsbefunde zwischen Suburbium und späterer Hainstraße (GA 4)	S. 63
2.5.1.	Grabungsfläche und Vorgehensweise	S. 63
2.5.2.	Siedlungshorizont mit Grubenhäusern der Phase 0	S. 65
2.5.3.	Gebäude- und Zaunreste vor allem der Phasen +1 und +2	S. 68
2.5.4.	Gruben der Phase +2	S. 70
2.5.5.	Pfosten und Gruben der Phase +3	S. 72
2.5.6.	Unverbaute Gruben und ausgesteifte Latrinen der Phase +4	S. 73
2.6.	Südliche Siedlungsbefunde östlich der späteren Hainstraße (GA 5 - GA 8)	S. 75
2.6.1.	Abgrenzung der Grabungsflächen und Situation in den einzelnen Bereichen	S. 75
2.6.2.	Die Anfänge der Besiedlung an dieser Stelle (Phase +2)	S. 76
2.6.3.	Zwei längliche Gruben mit spitzem Boden im Grabungsabschnitt 6	S. 78
2.6.4.	Siedlungsbefunde der Phase +3	S. 80
2.6.5.	Befunde der Phase +4 sowie jüngere Überformungen des Geländes	S. 83
2.7.	Nördliche Siedlungsbefunde östlich der späteren Hainstraße (GA 9)	S. 88
2.7.1.	Vorbemerkungen sowie die Schichtverhältnisse	S. 88
2.7.2.	Pfosten, eine breite Grube sowie eine längliche Lehmaufschüttung der Phase +2	S. 89
2.7.3.	Schichten, Gruben und Hausbefunde der Phase +3 und Phase +4	S. 91
3.	Funde	S. 94
3.1.	Stand der regionalen Keramikforschung	S. 94
	Forschungsgeschichte der Leipziger Keramik	S. 95
	Die Keramikregion und ihre Forschungsgeschichte	S. 95
3.2.	Methodisches Vorgehen zur Untersuchung der Gefäßkeramik	S. 96
3.2.1.	Bearbeitetes Material und Vorgehensweise	S. 96
3.2.2.	Terminologie der Gefäßmerkmale	S. 98
3.2.3.	Datierungsprobleme bei den Funden	S. 99
3.3.	Gliederung der Keramik nach technologischen Gesichtspunkten	S. 100
3.3.1.	Definition der Kriterien zur Einteilung in Gruppen	S. 100
3.3.2.	Uneinheitlich gebrannte, mit Glimmer gemagerte Keramik (WA 1 - WA 4)	S. 103
3.3.3.	Einheitlich oxidierend gebrannte, mit wenig Glimmer gemagerte Keramik (WA 5)	S. 107
3.3.4.	Einheitlich reduzierend gebrannte, ohne Glimmer gemagerte Keramik (WA 6, WA 7)	S. 108
3.3.5.	Einheitlich gebrannte, helle, sehr feine, ohne Glimmer gemagerte Keramik (WA 8)	S. 110
3.3.6.	Einheitlich gebrannte, ohne Glimmer gemagerte, bleiglasierte Keramik (WA 9)	S. 110
3.4.	Gliederung der Gefäßkeramik nach formalen Kriterien	S. 111
3.4.1.	Gefäßtypen	S. 111
3.4.2.	Randtypen	S. 117
3.4.3.	Verzierungen	S. 121
3.5.	Keramikgruppen als Ergebnis der Betrachtungen	S. 125
3.5.1.	Kombination der technologischen und formalen Merkmale	S. 125
3.5.2.	Die verschiedenen Keramikgruppen	S. 126
3.5.3.	Datierungsgrundlagen und Fehlerdiskussion	S. 132
3.6.	Baukeramik und nichtkeramische Funde	S. 135

4.	Ergebnisse	S. 137
4.1.	Ausdehnung der Siedlungen	S. 137
4.1.1.	Die Siedlung nördlich des alten Parthelaufs	S. 137
4.1.2.	Die Siedlung an der Burganlage südlich des alten Parthelaufs	S. 138
4.1.3.	Die anderen Siedlungen südlich des alten Parthelaufs	S. 139
4.2.	Befestigungen	S. 141
4.2.1.	Rekonstruktion der Befestigung des Suburbiums	S. 141
4.2.2.	Rekonstruktion einer ersten städtischen Befestigung	S. 143
4.3.	Burganlagen	S. 151
4.3.1.	Zeitgleiche Burgen in der Region	S. 151
4.3.2.	Aussehen und Alter der Burganlage auf dem Matthäikirchhof	S. 153
4.4.	Strukturen der Besiedlung	S. 155
4.4.1.	Handelswege und Stadttore (Zeichen der Fernbeziehungen)	S. 155
4.4.2.	Flussverläufe und Mühlgräben (bestimmende Gegebenheiten)	S. 156
4.4.3.	Rathaus und Marktplatz (Institutionen der Bürgerschaft)	S. 157
4.4.4.	Straßenbild und Grundstücke (Abbild der Eigentumsverhältnisse)	S. 158
4.5.	Das Areal zwischen den Siedlungskernen	S. 160
4.5.1.	Die Ausgrabung auf dem Sachsenplatz	S. 160
4.5.2.	Die Grundstücke an der Böttchergasse	S. 161
4.5.3.	Die Grundstücke an der Katharinenstraße	S. 162
4.5.4.	Die Siedlungsentwicklung im untersuchten Areal	S. 164
4.6.	Hausformen und Hofstrukturen	S. 164
4.6.1.	Verschiedene Haustypen	S. 164
4.6.2.	In den Boden eingetiefe Gebäude (Grubenhäuser)	S. 165
4.6.3.	Ebenerdige Gebäude mit eingetieften Vertikalhölzern (Pfostenbauten)	S. 169
4.6.4.	Ebenerdige Gebäude mit aufliegenden Horizontalhölzern (Schwellenbauten)	S. 170
4.6.5.	Entsorgung und Versorgung	S. 170
4.7.	Handwerk	S. 171
4.7.1.	Keramikherstellung	S. 171
4.7.2.	Glas- und Metallherstellung	S. 172
4.7.3.	Tuchherstellung und Lederverarbeitung	S. 172
4.8.	Einordnung	S. 173
4.8.1.	Die Eingliederung der Slawen zwischen Saale und Elbe in das ostfränkische Reich	S. 173
4.8.2.	Die politischen Verhältnisse in der Region durch die sie beeinflussenden Nachbarn	S. 174
4.8.3.	Darstellung in den schriftlichen Quellen (die Chronik Thietmars von Merseburg)	S. 175
4.8.4.	Hinweise aus archäologischen Untersuchungen	S. 176
5.	Abschließende Betrachtung und Bewertung	S. 178
6.	Anhang	S. 184
	Quellen- und Literaturverzeichnis	S. 184
	Konkordanz der Grabungsflächen / Katalog der Ausgrabungen	S. 198

„Hoffentlich werden weitere Funde noch näheren Aufschluss geben über die ältesten Anfänge Leipzigs, für deren Geschichte nicht die Pergamente der Archive, sondern die im Schoß der Erde begrabenen Steine, Scherben und Pfähle als einzige Urkunden auf uns gekommen sind...“¹

1. Einleitung

1.1. Grundlagen und Fragestellungen

1.1.1. Mögliche Quellen

In dem oben stehenden Zitat beschrieb Oskar Mothes 1872 die Sachlage, als er frühe menschliche Hinterlassenschaften in der Leipziger Elsterniederung vorstellte. Seitdem ist mehr als ein Jahrhundert vergangen und tatsächlich liegt inzwischen eine große Anzahl an Funden vor, welche über die ersten Anfänge der Stadtentstehung Auskunft geben. Gerade die in den Neunziger Jahren vom Landesamt für Archäologie Sachsen durchgeführten Untersuchungen im Nordwest-Viertel des Leipziger Stadtkerns sowie des nördlich daran anschließenden Geländes bieten neue Anhaltspunkte für eine Beschreibung der Stadtentstehung. Diese Grabungen sind Anlass und Grundlage dieser Arbeit.

So wie Mothes als Pionier der archäologischen Forschung sich nicht darauf beschränkt hatte, die weitgehend schriftlose Zeit zu erforschen, sondern auch die Überreste der deutschen Herrschaft dokumentierte², soll auch diese Arbeit bis in die Zeit vorstoßen, in der schon einige wenige Schriftzeugnisse die Erkenntnismöglichkeiten und Methodik des Archäologen unterstützen und den schlichten Zeugnissen aus dem Boden erklärende Informationen hinzufügen.

Mit der Herausbildung eines Herrschaftszentrums im nördlichen und östlichen Harzvorland unter den Königen aus dem Geschlecht der Ottonen geriet das Gebiet östlich der Saale im Laufe des 10. Jahrhunderts in den unmittelbaren Einflussbereich des ostfränkischen Reiches. Aus dem darauf folgenden Jahrhundert liegt uns als bedeutende schriftliche Quelle über dieses von slawischen Sorben besiedelte Gebiet die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg vor³. Von den Bewohnern selbst stammen keine schriftlichen Quellen und somit ist die historische Forschung auf die einseitig gehaltenen Schriften der Eroberer dieser Gebiete angewiesen.

Neben den Chroniken liegen uns nur vereinzelt Urkunden aus der betreffenden Zeit vor, diese setzen erst ab dem Spätmittelalter vermehrt ein⁴. Deshalb ist der Wissenschaftler versucht, zu den Chroniken aus dem 16. und 17. Jahrhundert⁵ zu greifen, deren für die frühe Zeit getroffenen Angaben aber leider oft nicht durch Belege nachprüfbar sind und Quellen von zweifelhaftem Wert darstellen.

Bei der kritischen Betrachtung der schriftlichen Quellen wird deutlich, dass die dort erschei-

¹ O. Mothes 1872, S. 238

² H. Küas 1976a, S. 16-17

³ siehe zur Einschätzung Thietmars H. Lippelt 1973

⁴ Eine gute Einführung mit einer Vorstellung der wichtigsten Zeugnisse bietet W. Schneider (1995).

Zur Quellenlage siehe u. a. H. Steinführer 2000

⁵ D. Peifer 1700 (schon Ende des 16. Jh. geschrieben); Z. Schneider 1655; T. Heydenreich 1635; J. J. Vogel 1756

nenden Daten oft vage sind und zu einer zeitlichen Einordnung nur grob herangezogen werden können: Zum Beispiel bedeutet eine Stadtrechtsverleihung nicht, dass zu diesem Zeitpunkt die städtischen Strukturen schlagartig entstanden sind (siehe Kap. 4.4.). Sie können sich danach oder auch schon davor entwickelt haben.

Die Archäologie bewährt sich auch beim Studium jüngerer Perioden, wenn sie sich an der Seite der Geschichtswissenschaft mit wichtigen Aspekten des Lebens beschäftigt, über die sich historische Texte ausschweigen. Die schriftliche Überlieferung scheint die einzig verfügbare, wobei sie gewöhnlich zwar viel über die politischen Verhältnisse Aufschluss gibt, jedoch über Lebensumstände und Sachkultur weitgehend schweigt. Archäologie erforscht weniger das Außerordentliche, sondern vor allem das Alltägliche, das Leben des einfachen Menschen, seine Ernährung, seine Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände, seine Wohn- und Speicherbauten. Dadurch rücken immer mehr sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen in den Vordergrund. Durch die archäologische Forschung sind wir also glücklicherweise in der Lage, die genannten Lücken auszufüllen.

Auch werden in dieser Disziplin der historischen Wissenschaften in den letzten Jahrzehnten durch Bodeneingriffe ständig neue Erkenntnisse gewonnen, woraus die Stadtgeschichtsforschung innovative Ansätze erhielt. Dies gilt für die Geschichtswissenschaft, die sich mit schriftlichen Quellen befasst, in geringerem Maße, da fast sämtliche Überlieferungen bereits gesammelt sind und zu den archivierten nur selten unbekannte hinzukommen.

1.1.2. Forschungsgeschichte

Wie schon aus der unregelmäßigen Straßenstruktur in einem ansonsten von einigermaßen geradlinigen und parallelen Straßen beherrschten Stadtkern erkennbar wird, handelt es sich beim nordwestlichen Viertel Leipzigs, dem ehemaligen Ranstädter Viertel, um ein für die Erforschung der Stadtentstehung sehr interessantes Gebiet, dessen topographische Unregelmäßigkeiten als Zeichen seines hohen Alters gewertet werden können⁶.

Die Grabungsflächen waren in einem Bereich lokalisiert, in dem die Reste einer ersten Besiedlung zu vermuten waren, aus der ohne Kontinuitätsbruch die heutige Stadt entstanden war. Sie lagen nahe der Stelle einer Burganlage des 10. bis frühen 13. Jahrhunderts sowie an der Kreuzung bedeutender Handelsstraßen, an welcher die Stadtgeschichtsforschung schon früh einen ersten Markt angenommen hatte⁷.

Die frühen Funde – die allerdings nur vage zu datieren sind – entstammen dem 8./ 9. Jahrhundert, aus der Zeit erster slawischer Siedlungen. Diese und die zeitlich folgenden Funde bis aus der Mitte des 13. Jahrhundert, bis also in die Zeit, in der sich die Siedlung zu einer Stadt Hallensisch-Magdeburger-Rechts ausgebildet hatte, wurden für diese vorliegende Arbeit untersucht.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts legten Karl Friedrich von Posern-Klett und Heinrich Wuttke die ersten wissenschaftlichen Arbeiten vor, die entscheidende Erkenntnisse zur Stadtentstehung erbrachten und manche bestehende Irrtümer beseitigten⁸. Arbeiten von Hubert Ermisch, Johannes Kretschmar und Gustav Wustmann folgten um die Jahrhundertwende⁹.

⁶ G. Wustmann (1905, S. 9) und auch K. Blaschke (1957, S. 212) sprechen von einem allgemein regelmäßigen Raster; E. Kroker ebenso, er erkennt eine „westliche Ausbuchtung“ (1925, S. 10).

⁷ siehe dazu H. Küas 1976a, S. 231

⁸ K. F. v. Posern-Klett 1868, H. Wuttke 1872

⁹ H. Ermisch 1900, J. Kretschmar 1905 sowie G. Wustmann 1905

So weit waren die Forscher, als zu Beginn des 20. Jahrhunderts sich durch das Sammeln von archäologischen Funden durch Max Näbe erste archäologische zu den schriftlichen Quellen gesellten. Von den früheren Untersuchungen von Friedrich Reppin, der von sich berichtete, dass er bis 1871 an 520 Stellen der Stadt Ausgrabungen und Beobachtungen vorgenommen hatte¹⁰, fehlen leider meist genauere Angaben.

Von kaum unterschätzbarer Bedeutung sind die Ergebnisse der archäologischen Beobachtungen, die Herbert Küas seit 1948 in der vom Krieg zerstörten Innenstadt – und dort vor allem im Nordwesten des Stadtkerns – durchgeführt hatte. Mit dem in diesem Zusammenhang zu nennende Buch „Das alte Leipzig aus archäologischer Sicht“ schenkte Herbert Küas 1976 der Öffentlichkeit ein Standardwerk, auf das die Stadtgeschichtsforscher immer wieder freudig zurückgreifen können, denn mit ihm lieferte er „Massenquellen gegenständlicher Art, die neben wie vor die schriftliche Überlieferung trat“ – wie Manfred Unger die Herausgabe von Küas’ „Opus maximum“ würdigte¹¹. Das Bild der Stadtentstehung Leipzigs wird bis heute maßgeblich durch diese Publikation bestimmt. Als besonders interessant sticht dabei der umfangreiche Keramikteil mit vielen Tafeln hervor, in dem die wichtigsten Funde aus dem Leipziger Stadtgebiet vorgestellt werden. Entscheidend für diesen Keramikteil war dabei Liesedore Langhammers Untersuchung der Funde vom Matthäikirchhof im Zuge einer Dissertation¹².

Nach einer im Vergleich zu westdeutschen Städten deutlich geringeren Bautätigkeit in den siebziger und achtziger Jahren wurden ab 1993 als Folge des Baubooms in der Leipziger Innenstadt bauvorbereitend umfangreiche archäologische Untersuchungen durch das Landesamt für Archäologie Sachsen durchgeführt¹³. Aus den großflächig geöffneten Flächen wurden beträchtliche Mengen stratifizierter Funde geborgen und umfangreiches Dokumentationsmaterial gesammelt, welches eine neuerliche, intensive Beschäftigung mit dem Thema der Stadtentstehung Leipzigs erforderte.

1.1.3. Zielstellungen

Thomas Westphalen gibt in seinem 1997 erschienenen Artikel einen Ausblick und nennt seine Vorstellungen für eine Bearbeitung der Grabungen¹⁴: „Am Beispiel der jüngeren Grabungen im Nordwesten des mittelalterlichen Stadtkerns wird unter Hinzuziehung der Altgrabungen die Entwicklung von einer offenen frühmittelalterlichen Siedlung über die hochmittelalterliche Burg zur frühen Stadt zu klären sein. Die Grundlage einer derartigen Betrachtung wird durch die Neubearbeitung der Siedlungskeramik zu erreichen sein.“

Die vorliegende Arbeit stellt eine erste grundlegende Zusammenfassung der Ergebnisse der Grabungen der Neunziger Jahre dar. Darüber hinaus wurden auch Funde und Dokumentationen der Altgrabungen auf dem Matthäikirchhof und in der Humboldtstraße neu bearbeitet¹⁵, um die Ergebnisse der älteren und neueren Grabungen einer Synthese zuzuführen.

¹⁰ F. Reppin 1872, S. 66

¹¹ M. Unger 2000, S. 10 u. S. 9

¹² Der Keramikteil von H. Küas 1976a stützt sich in großem Maß auf die Arbeit von L. Langhammer (1957); leider ist eine Zuweisung der Funde zu den im Textteil vorgestellten Befunden nicht ganz deutlich. Der Umweg einer Zuordnung über L. Langhammer 1957 ist durch den Verlust des Tafelteils der Dissertation am Leipziger Institut für Ur- und Frühgeschichte schwierig geworden.

¹³ J. Oexle 1994, S. 93. Es begann mit „L-01“, einer Grabung im Barthels Hof (hier mit „GA 2“ bezeichnet).

¹⁴ T. Westphalen 1997, S. 34

¹⁵ Dieses stellte schon weitgehend H. Küas (1976a) vor; es wird im Stadtgeschichtlichen Museum in Leipzig aufbewahrt.

Da das Bild sonst unvollständig wäre, wird auch der Stand der zur Stadtgeschichte vorliegenden Forschungsarbeiten von historischer Seite mit allen für das Thema wichtigen schriftlichen Quellen vorgestellt. Zuletzt wird versucht, die Ergebnisse der Archäologie für die historische Forschung zu öffnen und durch einen Verweis auf die historischen Texte nutzbar zu machen.

Aus dem Versuch der Klärung mehrerer zentraler Fragen zur Siedlungsgeschichte setzt sich die Arbeit zusammen; diese Fragen bilden das Rückgrat einer systematischen Darstellung der verschiedenen Aspekte:

Wo lagen die ältesten Vorgängersiedlungen, welche die Ausgangspunkte der späteren Stadt Leipzig bildeten und können diese zuverlässig datiert werden? Wie sind sie zu rekonstruieren? Wie sah die frühe Topographie der Stadt aus?

Wo und wann entstanden die ersten Bauten wie Burg und Kirche im Zuge der ostfränkischen Expansion und welche Bedeutung ist der Siedlung um 1000 im allgemeinen politischen Umfeld zuzusprechen?

Wie lässt sich die Entwicklung Leipzigs zur Rechtsstadt des 12. und 13. Jahrhunderts beschreiben? Wie veränderten sich dabei das Straßen- und Parzellengefüge sowie die Stadtumwehrung?

Was für Erkenntnisse zur Siedlungsweise, zu Hausformen und zu verschiedenen Aspekten des Handwerks sind aus den archäologischen Quellen zu entnehmen? Können Nutzungsänderungen des Geländes und eine Entwicklung der Ver- und Entsorgungseinrichtungen im Laufe der Zeit festgestellt werden?

Inwieweit treffen die von verschiedenen Stadtgeschichtsforschern entwickelten Rekonstruktionen der Genese der Stadt zu und welcher Wert kann dabei den schriftlichen Quellen beigemessen werden?

Die Beantwortung dieser Fragen wurden als Ziele der Arbeit gesteckt, wobei die Aussagekraft der Antworten natürlich dadurch eingeschränkt wird, dass nur bestimmte Dinge, teilweise zufällig, in den Boden gelangt sind, von denen sich wiederum nur ein Teil erhalten hat oder ausgegraben wurde. Ebenso folgt auch aus der Lage der durch die Baumaßnahmen vorgegebenen Grabungsflächen und dem jeweils eigenen Stil beim Anfertigen der Dokumentationen ein Defizit an Informationen. Die Grabungsflächen lagen fast ausschließlich im Hinterhofbereich der Grundstücke, was eine gute Erhaltung der mittelalterlichen Schichten gewährleistete, aber auch die Aussagen zu den Wohngebäuden selbst stark beschnitt.

Die einzelnen Grabungen werden zunächst in getrennten Kapiteln ausführlich vorgestellt und die Ergebnisse bezüglich Hausbau, Siedlungsstrukturen und -entwicklung im Anschluss einer vergleichenden Betrachtung unterzogen. Da die Befunde meist nicht sicher zu interpretieren sind – trotz der großen Untersuchungsfläche – sollten die daraus gewonnenen Aussagen aber nicht überstrapaziert werden.

Natürlich richtet sich unwillkürlich das Augenmerk auf die Situation, die sich zur Zeit des Baus der Burg auf dem späteren Matthäikirchhof darstellte. In Anbetracht der geringen Dichte der Funde aus dieser Zeit im untersuchten Areal tritt diese Frage jedoch nach hinten.

Dagegen bietet die Keramik interessante Einblicke, die sicher für andere Arbeiten von Bedeutung sind. Deshalb soll der Beschreibung der Keramik ein besonderes Gewicht beige-

messen und die eben genannten Fragen von der Analyse der Keramikentwicklung in der Region flankiert werden. Neben Tierknochen und Baumaterialien überwiegt bei den Funden – wie gewöhnlich bei Ausgrabungen – auch hier die Gebrauchskeramik. Ihr kommt erhebliche Bedeutung für die Datierung der Befunde zu, da aussagekräftige Schriftquellen, Dendrochronologische Daten und andere datierende Funde für das 8. bis 11. Jahrhundert weitgehend fehlen. Weil darüber hinaus die Funde aus anderen Materialien unscheinbar sind, konzentriert sich diese Arbeit auf eine Untersuchung der Gebrauchskeramik, um dazu fundierte Aussagen zu treffen.

Die vorliegende Arbeit verfolgt demnach – neben oben genannten Zielen – die Absicht, eine Chronologie der Keramik aus dem Leipziger Stadtgebiet von der mittelslawischen Zeit¹⁶ bis zum Zeitpunkt des Auftretens der so genannten Blaugrauen Ware zu entwickeln. Des Weiteren soll diese Arbeit der Archäologie des Mittelalters eine Materialvorlage für weitergehende Studien, welche die gesamte Region umfassen, zur Verfügung stellen. Das führt auch dazu, dass eine Orientierung an den bekannten Schemata von Hansjürgen Brachmann, Heinz-Joachim Vogt sowie Liesedore Langhammer und Herbert Küas nicht ausbleiben kann, damit die bei der Fachwelt eingeführten Systeme der Keramikansprache auch bei diesem Material sichtbar bleiben. Trotzdem wird mit der vorliegenden Arbeit eine eigenständige, lokale Systematik vorgelegt, die den Gegebenheiten angepasst ist.

1.1.4. Methodische Ansätze

Für die Archäologie des Mittelalters stehen schriftliche Quellen und die Ergebnisse der Sprachforschung zur Verfügung, mit denen der Archäologe seine Schlüsse überprüfen kann. Aus archäologischen Hinterlassenschaften gewonnene Aussagen sollten zunächst aber nur aus sich heraus getroffen und von den beiden anderen Erkenntnismöglichkeiten getrennt vorgestellt werden, um zu vermeiden, dass Ergebnisse verschiedener Disziplinen sich einander zu bestätigen scheinen oder (unbewusst) einander angeglichen werden. Die Gegenüberstellung kann Unstimmigkeiten aufzeigen, die ansonsten nicht erkannt worden wären.

Erst im Anschluss an Vorstellung und Interpretation der Funde und Befunde der archäologischen Untersuchungen werden demnach in der vorliegenden Arbeit die Möglichkeiten aufgezeigt wie sie mit Aussagen aus schriftlichen Quellen und Ergebnissen der Sprachforschung in Verbindung stehen können.

Eine der Grabungen in der Hainstraße wurde bereits als Magisterarbeit vergeben und liegt publiziert vor¹⁷; sie ist aber durch die relativ junge Zeitstellung der Befunde nur bedingt für Fragen der Stadtentstehung zu gebrauchen. Thematisch verwandte – zum Teil schon abgeschlossene, zum Teil noch laufende – Dissertationen lieferten bereits neue Impulse oder lassen solche noch erwarten. Als ideal ist der Umstand zu werten, dass zur gleichen Zeit zwei weitere Dissertationen über Funde im Stadtgebiet erstellt werden: Was die spätmittelalterliche und neuzeitliche Leipziger Keramik betrifft sei auf Ralf Kluttig-Altman verwiesen¹⁸. Die Entwicklung der östlichen, Grimmaischen Vorstadt, vor allem das Töpferwesen Leipzigs,

¹⁶ Es wird in der üblichen Weise in früh-, mittel- und spätslawisch unterteilt, Bezeichnungen, die grob für das 7./ 8., 9./ 10. beziehungsweise das 11./ 12. Jahrhundert stehen, allerdings eine problematische Vereinfachung darstellen. Diese Gliederung spiegelt in etwa auch die Veränderungen in der Keramikentwicklung wider (vgl. F. Biermann 2000, S. 14-15).

¹⁷ R. Kluttig-Altman 1999

¹⁸ R. Kluttig-Altman 2004

behandelt Christian Ronnefeldt in einer Doktorarbeit. Diese Vorstadt entwickelte sich ab dem 14. Jahrhundert und blühte im 16./ 17. Jahrhundert auf; ihre Befunde schließen sich somit zeitlich an die Befunde im Nordwest-Viertel an.

Ebenfalls thematisch nahe steht eine Doktorarbeit von Daniela Lange über slawische ländliche Siedlungen in der Leipziger Umgebung, in welcher Keramik und Hausformen ausführlich vorgestellt werden und damit ebenfalls zur Verfügung stehen¹⁹.

Insgesamt wurde die Literatur bis ins Frühjahr 2005 hinein gesichtet, später erschienene Artikel und Bücher fanden nur dann noch in den Text Eingang, wenn sie von besonderer Bedeutung waren.

1.2. Topographische Gegebenheiten

1.2.1. Naturräumliche Lage

Leipzig liegt im Übergangsbereich des Norddeutschen Tieflandes zum Sächsisch-Thüringischen Hügelland, am Rand der nach ihr benannten Tieflandbucht²⁰. Die Flüsse Parthe und Elster, deren Verläufe an dieser Stelle durch Endmoränen von nördlicher Richtung in westliche gezwungen wurden, beeinflussen die Charakteristik der Gegend.

Die Stadt entstand im Winkel der Elster-, Pleißen- und Partheaue, am Schnittpunkt alter Fernstraßen. Der gewachsene Boden zeigt sich im Stadtgebiet als Sande über Geschiebelehm. In der Aue nördlich davon liegt bis zu drei Meter hoher Lehm. „Altalluvialen Flussschotter in einer durchschnittlichen Mächtigkeit von 6 bis 8 m finden wir überall in der Elster-Pleiße-Aue unter einer 1 bis 5 m mächtigen Decke von subatlantischem Aulehm.“ Der Aulehm entstand aus den tonig-sandigen Ablagerungen des Hochwassers und weist meist eine rötlich-braune Farbe auf, durch pflanzliche Beimengungen zum Teil auch eine schwärzlichgraue²¹.

Die Grauwacken streichen nur bei Leipzig, westlich der Elster aus und haben vielfach für die Mauern der städtischen Gebäude gedient²². Die sandsteinartige wirkende Grauwacke kommt in Leipzig-Kleinzschocher und -Großzschocher vor und stellt nach den Ausgrabungen auf dem Matthäikirchhof Leipzigs ältesten Bruchstein dar²³.

1.2.2. Geländeprofil im Stadtgebiet

Der Name der Stadt leitet sich vermutlich von dem slawischen Wort für „Linde“ ab, er könnte aber auch von „fließen“ kommen²⁴. Es handelt sich hier um eine Frage, die nicht ohne Bedeutung für die Lage der frühen Ansiedlung ist, da die eine Erklärung für eine Anhöhe über der feuchten Flussaue, die andere eher für eine Niederung an der Parthe spräche.

Von besonderer Bedeutung für die Besiedlung des späteren Leipziger Stadtgebietes war die

¹⁹ D. Lange 2001

²⁰ L. Eissmann 1970, S. 7

²¹ R. Gläsel 1955, S. 130

²² H. Arnhold 1960/ 1961, S. 129; L. Eissmann 1970, S. 12-15

²³ R. Gläsel 1955, S. 134 u. 136

²⁴ E. Eichler/ H. Walther 2001, S. 577f.; die Ableitung von „Linde“ ist die gängige.

Hochuferzone der Elster-Pleißenaue (siehe Taf. 3 a). Funde der jungsteinzeitlichen Linienbandkeramik und der Trichterbecherkultur am Nordwestrand der Stadt auf dem Matthäikirchhof und im Süden an der Nonnenmühlgasse, der spätbronzezeitlichen Lausitzer Kultur unter der Thomaskirche sowie frühkaiserzeitliche Funde auf der Uferterrasse am Goerdelerring belegen die vor- und frühgeschichtliche Nutzung der siedlungsgünstigen Zone²⁵.

Die Bodenoberfläche des Hochmittelalters wurde durch starke Bautätigkeit in den vergangenen Jahrhunderten weitgehend nivelliert, ist aber für einen aufmerksamen Beobachter noch zu erschließen. Das heutige Relief (siehe Taf. 3 a) gibt nur ungenügend das mittelalterliche Gelände wieder. Der höchste Punkt liegt im Südosten des Stadtkerns, an der heutigen Universitätsstraße, das Gelände fällt dann nach Westen zur Pleißen- und nach Norden zur Partheaue hin ab²⁶. Nach Sondagen am Tröndlinring lag die mittelalterliche Oberfläche dort vier Meter unter der heutigen²⁷. Das Georgenhospital lag gut drei Meter unter dem heutigen Naturkundemuseum nördlich des Verkehrsring²⁸. Ulrich Groß gibt für das 16. Jahrhundert an, dass die Gräben im Westen, Osten und Norden voll Wasser standen, nicht aber im Süden, weil die Stadt dort höher lag²⁹.

Den Verlauf der Gewässer im Mittelalter rekonstruierte Georg Grebenstein³⁰, auf dessen Arbeiten sich die Stadtgeschichtsforscher regelmäßig gestützt haben und weiterhin stützen. Die von Osten kommende Parthe verlief anfänglich am heutigen Tröndlinring und mündete nordwestlich der Innenstadt in die Elster, wobei der Fluss eine sumpfige Aue entstehen ließ. Die Partheniederung reichte vom heutigen Brühl fast 500 m nach Norden fast bis zur heutigen Uferstraße. Es wird angenommen, dass die Parthe bereits spätestens im 12. Jahrhundert verlegt und weiter nördlich geführt worden ist, so dass ein an die Stadt anschließendes Areal gewonnen werden konnte, auf dem die „Hallische Vorstadt“ entlang der Gerberstraße angelegt wurde.

Dabei stützte sich Grebenstein vermutlich auf die – schwierig zu belegende – Behauptung Felix Günthers, der Brühl sei um 1100 entsumpft worden³¹, sowie auf eine ebenfalls unsichere Annahme Wustmanns, nach der alle vier Weichbildzeichen aus der Urkunde der Stadtrechtsverleihung (siehe dazu Kap. 1.4.3.) rund 1000 m vom Marktplatz entfernt gestanden hätten³², womit der Standort des Zeichens an der Parthe deren Lage festlegen würde. Die frühe Datierung scheint jedoch durch die besondere rechtliche Stellung der Bewohner im Gebiet zwischen dem ursprünglichen und dem neuen Verlauf des Flusses gestützt zu werden, wie das Kapitel 1.4. zeigen wird. Als weiteren Anhaltspunkt nahm Grebenstein den „Bau einer ersten Befestigungsanlage an der Nordseite der Stadt“ um 1135 an³³. Dabei scheint er sich auf eine kritische Stelle aus einer Chronik des 17. Jahrhunderts zu berufen (siehe zu deren Einschätzung Kap. 1.4.4.).

²⁵ H. Hanitzsch/ G. Mildenerger 1960; I. Campen/ F. Damminger/ A. Schumann/ R. Hempelmann/ A. Niederfeilner/ H. Svenshon/ T. Westphalen 1996

²⁶ H. Arnhold 1960/ 1961, Blatt 32, III.; ähnlich die Beobachtungen von F. Reppin (1872, S. 66)

²⁷ T. Westphalen 1994, S. 163

²⁸ G. Grebenstein 1953, S. 10

²⁹ U. Groß 1587, S. 10

³⁰ G. Grebenstein 1953 u. 1981b sowie 1985

³¹ F. Günther 1948, S. 34

³² G. Wustmann 1905, S. 2 u. 10: Das würde die Existenz des zentralen Marktes an heutiger Stelle voraussetzen, was aus gegenwärtiger Sicht als nicht gesichert gelten kann (siehe Kap. 1.4.5.).

³³ G. Grebenstein 1981b, S. 5

1.3. Politische Situation in der Region im Mittelalter

1.3.1. Slawische Landnahme

Spätestens im ausgehenden 6. Jahrhundert drangen Slawen vermutlich in kleineren Gruppen in ein schwach von Germanen besiedeltes Gebiet ein³⁴. Sichere archäologische Belege für ein Zusammentreffen der Zuwanderer mit der einheimischen Bevölkerung fehlen, aber die Slawen siedelten wahrscheinlich oft auf germanischen Siedlungsplätzen (wie etwa bei Dessau-Mosigkau)³⁵. Ansonsten lagen die slawischen Siedlungen wahrscheinlich zum weitaus größten Teil an den Flüssen³⁶. Die Weitergabe der vorslawischen Namen an die Slawen setzt ein gewisses zeitliches Nebeneinander von spätgermanischen und frühslawischen Siedlungen voraus³⁷.

1.3.2. Eroberung und Integration (in ottonischer und salischer Zeit)

Durch die Wahl von Heinrich, dem Herzog der Sachsen, zum König verschoben sich die Ambitionen der Politik des Königtums und die an das Regnum Francorum Orientalium³⁸ östlich benachbarten Länder rückten in größeres Interesse. Thietmar von Merseburg erwähnt, dass sich Heinrich I. auf einem Kriegszug 921 in „urbem que Bichni vocatur“ besiegt zurückziehen musste³⁹. Einem Ort, der gewöhnlich mit Püchau an der Mulde gleichgesetzt wird⁴⁰. Demnach dürfte der Einflussbereich der ostfränkischen Könige bis zur Mulde gereicht haben, wobei jedoch nicht die Intensität dieses Einflusses oder die Ethnizität der Bewohner am genannten Ort geklärt werden können. Thietmar spricht in diesem Zusammenhang davon, dass der dankbare König den dortigen Bewohnern Privilegien verliehen habe, was für eine direkte Autorität spräche⁴¹.

Durch die Feldzüge von 928 und 929, die als sichtbare Erfolge vor allem die Zerstörung der Brandenburg und den Bau der Burg Meißen aufwiesen, wurde die Grenze des Reiches deutlich nach Osten verschoben und die Slawen in der Region mittlere Elbe/ Saale unterworfen. Die Frage, wann die Gebiete östlich der Saale in das ostfränkisch-deutschen Reich einbezogen wurden, ist nicht klar zu beantworten, da die Eroberung durch Heinrich I. wahrscheinlich nicht mit der wirtschaftlichen und verfassungsrechtlichen Integration gleichzeitig einherging. Jedenfalls setzt die urkundliche Überlieferung erst mit Otto I. ein, erst seit den vierziger Jahren des 10. Jahrhunderts betreffen Urkunden ostsaalisches Gebiet⁴². Heinrich I. hatte zwar die Region erobert, beließ aber anscheinend weitgehend das politische System. Die unter anderem durch die Abwehr der Ungarneinfälle und im Kampf gegen die wachsende Macht der Stammesherzöge und Fürsten konsolidierte sächsische Königs- und

³⁴ P. Donat/ R. E. Fischer 1994, S. 7

³⁵ P. Donat/ R. E. Fischer 1994, S. 15-17

³⁶ E. Eichler/ E. Lea/ H. Walther 1960, S. 137

³⁷ E. Eichler/ E. Lea/ H. Walther 1960, S. 151

³⁸ Zum Begriff vgl. W. Eggert 1992, S. 239-273; erst Heinrich II. wird deutscher König genannt.

³⁹ Thietmar I, 15

⁴⁰ Zur Lokalisierung vgl. C. Lübke 1985

⁴¹ Allerdings könnte es sich nur um eine formelhafte Anmerkung Thietmars handeln, um die Dankbarkeit des Königs darzustellen.

⁴² G. E. Schrage 1999, S. 191; zuerst wurden Angehörige der königlichen Familie, danach auch königliche Amtsträger bedacht (S. 265)

Kaisermacht konnte eine engere politische Anbindung an das Reich erreichen; erst Otto I. führte das Burgwardsystem und baute die kirchliche Organisation aus.

Es war schwierig, die nur lockere Oberherrschaft auf Dauer zu behaupten. Diesem Zweck diente der Aufbau der Burgwardorganisation in den der Eroberung folgenden Jahrzehnten, welches den zunächst überwiegend militärischen Besatzungscharakter der deutschen Oberherrschaft erkennen lässt. An Siedlungstätigkeit war in dem noch umstrittenen Gebiet nicht zu denken. Erst im zweiten Drittel des 10. Jahrhunderts kamen die Kämpfe zu einem gewissen Abschluss, nach dem Ende der Kriege gegen Polen stabilisierte sich die Lage so, dass ein Landesausbau⁴³ betrieben werden konnte.

Die organisatorische Aufteilung in Burgwarde, also die Schaffung kleinerer Bezirke mit einer Anzahl ländlicher Siedlungen, die sich um Burgen gruppierten, gestaltete das Land – wie überall in den deutschen Marken innerhalb der von Slawen bewohnten Gebiete. Wenn auch sicher die überwiegende Zahl an Adligen aus den westlichen Reichsgebieten eingesetzt wurde, konnten sich anscheinend einige wenige slawische Adlige nach dem Ausgreifen der deutschen Herrschaft in ihrer Stellung halten. Beleg dafür ist der „senior“ Cuchavicus (von Zwenkau), der in Quellen erscheint⁴⁴.

Ein Landesausbau wurde durch Siedlungsverdichtung und Rodung mit „familiae“ betrieben, also mit Hörigen, sowohl Slawen wie auch Zuwanderern aus dem Westen⁴⁵. Während es im 10. Jahrhundert sicherlich überwiegend Slawen waren, treten ab dem 11. Jahrhundert auch erste Kolonisten aus dem Westen in schriftlichen Quellen in Erscheinung⁴⁶: So wird in einer Urkunde von 1050 „Nuwindorph“ im Burgwardbezirk Leipzig erwähnt, in einer von 1105 fränkische Dörfer in der Pegauer Gegend⁴⁷, sowie für 1154 Flamen in Kühren und 1185 Sachsen in Löbitz bei Eilenburg⁴⁸.

Es ist nicht möglich, von einem slawischen Ortsnamen auf eine slawische Bevölkerung beziehungsweise von einem deutschen Ortsnamen auf eine deutsche Bevölkerung zu schließen⁴⁹. Die jeweilige ethnische Zuweisung der in den Quellen auftauchenden Personen ist insgesamt problematisch⁵⁰. Das friedliche Miteinander von Slawen und Deutschen sogar auf engstem Raum spiegeln die so genannten „Mischnamen“ wider⁵¹.

Die slawische Komponente, insbesondere Slawisch als Alltagssprache, hat sich noch zumindest bis ins 14. Jahrhundert hinein gehalten, denn nach der Chronik von Johann Jacob Vogel wurden den Parteien und Advokaten 1327 geboten, sich vor Gericht allein in hochdeutscher Sprache zu verantworten⁵².

⁴³ siehe zur Diskussion der Benennungen „Kolonisation“, „Landesausbau“ und „Ostsiedlung“: J. M. Piskorski 1991, S. 82-84. Gegen die einzelnen Begriffe spricht nichts, sie erfassen zwar nur Teilaspekte des Phänomens, können aber mangels eines präziseren Ausdrucks nicht ersetzt werden.

⁴⁴ Thietmar von Merseburg, II, 38; C.Lübke 1985, II, S. 134

⁴⁵ G. E. Schrage 1999, S. 251

⁴⁶ H. Schulze 1982, S. 333

⁴⁷ UBM I, Nr. 71; S. Hoyer 1966; W. Schlesinger nimmt an, dass neben fränkischen auch slawische Bauern beteiligt waren. (1971, S. 49-50)

⁴⁸ CDS I 2, Nr. 7; W. Schlesinger 1975

⁴⁹ M. Hardt 1999, S. 271; die Unterscheidung der Siedlung nach dem rechtlichen Charakter ist erst ab dem 13. Jahrhundert brauchbar.

⁵⁰ E. Gringmuth-Dallmer 1981, S.

⁵¹ E. Eichler/ E. Lea/ H. Walther 1960, S. 153

⁵² J. J. Vogel 1756 S. 43

1.3.3. Politische Einbindung des Burgwardsitzes Leipzig

Das Areal der späteren Stadt lag nach Aussage der schriftlichen Quellen im historischen *pagus Chutici*, welcher der Landschaft an der unteren Elster und ihren Nebenflüssen entsprach und sich etwa von der Saale über die Mulde hinaus bis zu einer gedachten Verlängerung der Zschopau nach Norden erstreckte; es reichte von der Mündung der Chemnitz in die Zwickauer Mulde bis über die Parthe hinaus nach Norden⁵³.

Das Land wurde – wie schon genannt – in so genannte Burgwarde aufgeteilt, die der Landesverfassung ihr eigentümliches Gepräge gaben. Für das Jahr 1050 wird Leipzig als ein Burgwardsitz genannt⁵⁴; für die umliegenden Orte liegen für Zwenkau für das Jahr 974, für Eythra 976, für Schkeuditz an der Elster 982 erste urkundliche Erwähnungen vor⁵⁵. Weitere Orte mit wahrscheinlich zentralörtlicher Funktion waren Taucha an der Parthe sowie Horburg bei Zweymen an der Luppe; wahrscheinlich lagen auch solche bei Löbzig und Markkleeberg, vielleicht auch in Gautzsch. Aus dem Reisebericht des Ibrâhîm ibn Ja'qûb liegen schon für die Zeit um 973 Erwähnungen für Nienburg und Wurzen vor⁵⁶.

Von großem Interesse ist die Beantwortung der Frage, wann die Burganlage in Leipzig entstanden ist. Der entscheidende Anhaltspunkt könnte die Errichtung der Burg Meißen 929 sein⁵⁷. Herbert Küas nahm an, dass schon zu einem sehr frühen Zeitpunkt eine größere Anzahl an Burgen bestanden hatte, nannte Leipzig eine Etappestation und sah eine Umsetzung der Eroberung in tatsächliche politische Integration als erwiesen an. Küas benutzt das Wort „Etappestation“ in einer militärstrategischen Bedeutung, einem Stützpunkt zur Sicherung des Nachschubs, des Verbindungsweges und als Verpflegungsstelle auf dem Weg zu einer befestigten Grenzfestung – hier der Burg Meißen⁵⁸. Es wäre vielleicht besser, „Etappe“ in seiner ursprünglichen Geltung, der einer Niederlassung beziehungsweise eines Handelsplatzes im Hinterland⁵⁹, zu verwenden.

Aus der Zeit zwischen 929 und 968 sind aus schriftlichen Quellen keine Nachrichten über Meißen vorhanden⁶⁰. Wir haben den archäologischen Befund zur Burg Meißen vor uns, der durch eine große Anzahl von Keramik gekennzeichnet ist, die eine böhmische Einwirkung aufweist⁶¹. Wie dieser Befund zu interpretieren ist, ist schwierig: eine Besatzung, die aus Böhmen bestand⁶², eine direkter Einfluss des böhmische Fürsten oder nur Handelsbeziehungen nach Böhmen. Es wäre denkbar, dass Heinrich I. diesen weit vorgeschobenen Posten ohne böhmische Hilfe nicht halten konnte.

Es ist zu unsicher, sich bei der Datierung der ostfränkisch-deutschen Burg in Leipzig auf die historische Situation zu stützen, da die Quellenlage sehr dünn ist. Gerhard Billig urteilt dem-

⁵³ W. Heßler 1957, S. 29f., S. 116f. u. Beilage (zugleich: W. Heßler 1959)

⁵⁴ „villam Nuwindorph ... in burcuardo Libizken sitam“ (UBM I, Nr. 71); zum Charakter der Burgwardverfassung siehe W. Schlesinger 1941, S. 240-242

⁵⁵ CDS I 1, Nr. 18 („civitatem Zuenkuua“) sowie Nr. 23 („villam Itera“) und Nr. 30; eine weitere Nennung für Eythra existiert für das Jahr 984 bei Thietmar IV, 7.

⁵⁶ Arabische Berichte, S. 13: „Nûb Grâd“ sowie „Bûrdschîn“; zur Datierung des Berichtes siehe S. 5

⁵⁷ C. Lübke 2000, A. Schmid-Hecklau 2000

⁵⁸ T. Westphalen sprach in diesem Zusammenhang von einer durch strategisches Denken der Weltkriege beeinflusste Geschichtswissenschaft (2000, S. 732).

⁵⁹ F. Kluge 1999, S. 235f. – Stichwort „Etappe“

⁶⁰ G. E. Schrage 1999, S. 203

⁶¹ A. Schmid-Hecklau 2004

⁶² A. Schmid-Hecklau 2003, S. 254

entsprechend: „Die allgemeine Situation der Mark zwingt nicht dazu, eine Burgengründung Heinrichs I. in Leipzig anzunehmen“⁶³.

Thietmar erwähnte, dass 981 neun Burgen in der Umgebung von Leipzig an den Bischof von Magdeburg fallen⁶⁴. 965 werden die Marken Meißen, Merseburg und Zeitz gegründet, 968 die gleichnamigen Bistümer. Erst in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts zeichnete sich also eine stärkere politische Strukturierung des Gebietes ab. Es ist wahrscheinlich, dass der Burgenbau in größerem Maßstab erst nach der Abwehr der Ungarngefahr erfolgen konnte, nachdem die Kräfte des Königtums nicht mehr gebunden waren.

Somit fällt die Nutzung der Burg wahrscheinlich in die Zeit zwischen 929 und 981, eine genauere Datierung ist spekulativ. Es kann auch nicht ausgeschlossen werden, dass bereits eine slawische Burganlage bestand, die von den ostfränkischen Herrschaftsträgern einfach übernommen wurde. Durch Bauweise oder Begleitfunde ist die Anlage ja nicht als typisch ostfränkisch-deutsch ausgewiesen. Nur durch das vermehrte Auftreten der jüngeren slawischen Keramik, deren stilistische Merkmale gerne mit westlichen Einflüssen erklärt werden, wäre an einen Neubau zu denken.

Diese Thematik ist vor allem für die Datierung der frühen Keramik (worauf in den Kap. 3.1. und 3.5. noch eingegangen wird) interessant. Leider liegt jedoch kein klarer Befund vor, der eine sichere Datierung der Keramik, die stratigrafisch mit dem Burgenbau zusammenhängt, rechtfertigen kann.

1.4. Stadtentstehung nach den historischen Quellen

1.4.1. Die vermutete Existenz einer slawischen Burganlage

Als früheste bekannte Nennung Leipzigs liegt eine Erwähnung bei Thietmar für das Jahr 1015 vor: „in urbe Libzi“ – als dem Sterbeort des Meißner Bischofs. Entgegen der überwiegenden Meinung in der ältesten wissenschaftlichen Literatur zur Stadtgeschichte entwickelte sich bald die Überzeugung, dass Thietmar mit „urbe“ nicht eine ummauerte Siedlung meinte, sondern eine Burganlage⁶⁵.

Von grundsätzlicher Bedeutung für die Untersuchung der Stadtentstehung ist es die Ausgangspunkte im Stadtgebiet aufzuspüren, das Sandkorn, um das sich die Perlmuttertschichten der Siedlungserweiterung legten. Damit verknüpft ist es, den Standort, der für das Jahr 1015 erwähnten Burg, sowie die mögliche Existenz einer älteren Burganlage an gleicher oder benachbarter Lage zu klären. Ganz konkret lauten die Fragen, ob eine ältere befestigte slawische Anlage existiert hat und wo diese gelegen haben könnte: Lag sie auf dem Sporn unter der ersten deutschen Burg? Oder könnte sich in der Niederung am nördlichen Ufer des alten Parthelauts eine Befestigung befunden haben?

Zu Beginn der historischen Forschungen wurde die letztere Option verschiedentlich behandelt – ausgelöst durch einen schon früh nachgewiesenen Flurnamen: Eine Flur mit dem Namen

⁶³ G. Billig 1989, S. 57

⁶⁴ Thietmar III, 16

⁶⁵ Thietmar VII, 25; H. Ermisch stellte dies frühzeitig klar (1900, S. 113ff.)

„Alte Burg“ tritt in einer Urkunde 1349 auf, in der zwei Männer mit dem Erbgericht über ihre Bewohner belehnt waren⁶⁶. Der Flurname schien deutlich auf eine ältere Burg als die bekannte Pleißenburg an dieser Stelle zu verweisen.

Ernst Müller umriss die Lage der Flur so: „Die Alte Burg begann etwa an der heutigen Löhrrstraße, vielleicht sogar Nordstraße, zog sich längs des heutigen Tröndlinrings, und zwar beidseitig, also auch noch der Stadtmauer zu, bis etwa zur heutigen Humboldtstraße, hin, im Zuge der jetzigen Lortzingstraße ... und endete in einer Art Rundling, der von Parthe und Pleiße umflossen war⁶⁷.“ Diese Lage ergibt sich aus alten Plänen, von denen einer von 1814 hier abgebildet ist (Taf. 2 b). Diese Gelände ist zu Beginn der Stadtgeschichtsforschung als Standort einer ersten deutschen Burg diskutiert worden. Rudolf Kötzschke und Gustav Wustmann sahen in ihr den ersten Burgwardsitz, Ernst Kroker nahm an dieser Stelle eine slawische Burg an⁶⁸. „Ausgrabungsergebnisse ... einer Anlage aus slawischer Zeit“, die dem Burgwall von Altengroitzsch vergleichbar erschien, zog Kötzschke gar unter Berufung auf Max Näbe heran⁶⁹ – leider fehlen aber die Möglichkeiten, diese Behauptung zu belegen.

Diese Vermutung, die von Thietmar für das Jahr 1015 erwähnte Burg habe im Gebiet der Flur „Alte Burg“ gelegen, können seit den Grabungen auf dem Matthäikirchhof, bei denen eine Burganlage sicher nachgewiesen werden konnte (siehe dazu das folgende Kap. 1.5.), als überholt gelten. Es bleibt jedoch die Möglichkeit bestehen, dass sich nördlich des alten Parthelaufs eine slawische Burg befunden hatte, die älter als die archäologisch nachgewiesene und als deutsche Burg interpretierte Anlage auf dem Matthäikirchhof ist.

Ernst Müller befasste sich in einem sehr interessanten Aufsatz mit den Abgaben an die Stadt und zog daraus Schlüsse auf die frühe Topographie Leipzigs. Für die ganz aus dem Rahmen der im Stadtgebiet üblichen Abgaben fallenden Leistungen, mit denen die Grundstücke in der Flur „Alte Burg“ belastet sind, postulierte er eine Ursache, die er aber nicht zu nennen vermochte⁷⁰. Er wies in diesem Zusammenhang darauf hin, dass es sich beim „Lotterschen Vorwerk“ um Zinsgut, aber kein eigentliches Vorwerk auf Herrenland handelte. Es können demnach mit einer solchen rechtlichen Stellung nicht die besonderen Abgaben begründet werden. Müller stellte klar, dass nach seiner Sicht die „Alte Burg“ niemals selbst eine Burg war, sondern dass sie den Burgvorort zur Burg (auf dem Matthäikirchhof) darstellte⁷¹.

Es können noch weitere rechtliche Besonderheiten genannt werden: Die Gerbergasse (etwa an der Stelle der heutigen Gerberstraße) gehörte zum Schöffengericht und war mit vollem Bürgerrecht ausgestattet⁷²; dieses Gebiet wurde spätestens 1354 der Stadt einverleibt. Die Flur Altenburg stand neben dem Nauendörfchen (westlich der Mauer) und der Bettelgasse (östlich der Mauer) „über Jahrhunderte hinweg außerhalb der städtischen Gerichtsbarkeit, weil sie andere Grundherren besaßen“⁷³.

„Albertus de Libz et frater suus Burzlaus“, die für das Jahr 1185 als Zeugen auftreten, identifiziert Susanne Baudisch als edelfreie Herrschaftsträger, die auf der „Alten Burg“ ansässig

⁶⁶ CDS II 8, Nr. 39: „super residentes uf der Aldenburg extra muros civitatis Lipzik“.

⁶⁷ E. Müller 1952, S. 16; Heinrich Wuttke vermutete eine Burggründung an dieser Stelle durch Heinrich I. (H. Wuttke 1872, S. 113).

⁶⁸ R. Kötzschke 1917, S. 4ff.; G. Wustmann 1905, S. 13f.; E. Kroker 1925, S. 6f.; siehe auch J. Kretschmar 1905

⁶⁹ R. Kötzschke 1917, S. 5; vgl. dazu E. Müller 1952, S. 6

⁷⁰ Müller 1953, S. 248f. Es handelt sich um dreimal im Jahr fällige Zinsleistungen, einen Beitrag zum „Richteressen“ und „Sichelgeld“

⁷¹ E. Müller 1952, S. 16; vgl. dazu H. Küas 1976a, Anm. 127

⁷² S. Hoyer 1990, S. 58

⁷³ K. Czok 1978, S. 40

gewesen sein sollen⁷⁴. Diese Zuweisung scheint jedoch zu unsicher zu sein. Mit dem genannten Datum hätte dieser Sitz bestanden, als eine Burg auf dem Matthäikirchhof stand – was zu der Bezeichnung „alt“ zu passen scheint. Ein solcher Sitz Edelfreier wird jedoch noch nicht existiert haben, als die von Thietmar erwähnte Burg bereits vorhanden war; hier wäre eine andere Bestimmung der Anlage notwendig.

In den Chroniken des 16. und 17. Jahrhunderts findet sich zur Alten Burg nur eine sagenhafte Geschichte des Grafen von Pleissen, der die „alte Burgk“ 945 besessen habe, deren Grundfeste im 17. Jahrhundert noch zu sehen gewesen und die „an dem Ende / wo die Pleisse / und Parde zusammenfliessen / gestanden“ haben soll⁷⁵. Die Nennung des Grafen von der Pleiße kann man getrost zu den Sagen zählen, doch bei dem Hinweis auf Grundfeste könnte es sich um einen wahren Umstand handeln. Da bei einer slawischen Burg jedoch keine steinernen Fundamente – denn solche sind wohl gemeint – vorstellbar sind, kann sich allenfalls um die Überreste der Burg des 12. oder eines späteren Jahrhunderts handeln. Die Erwähnung eines Herrensitzes würde die Kraft der Aussage Müllers einschränken, denn das Bestehen einer selbständigen Siedlungs- und Wirtschaftseinheit kann damit ebenfalls und sogar leichter begründet werden⁷⁶.

Es bleibt zu wiederholen, dass der Flurname „Alte Burg“ vielfach überliefert ist, dass mit großer Wahrscheinlichkeit seit dem Jahr 1015 die Burg auf dem Matthäikirchhof bestand und später die Pleißenburg, so dass der Name „Alte Burg“ sich auf eine ältere Anlage beziehen müsste – wo immer diese auch gelegen haben mag. Solange keine neuen Erkenntnisse vorliegen, sollte durchaus mit einem ehemaligen Vorhandensein einer slawischen Burganlage an der genannten Stelle gerechnet werden. Wenn auch keine Burganlage nachgewiesen worden ist, liegen Siedlungsbefunde aus archäologischen Untersuchungen in der Humboldtstraße aus den Jahren 1962 und 1997 vor (siehe dazu Kap. 2.2.). Eine Siedlungskontinuität ist nach den Funden jedoch unsicher und die schriftlichen Quellen sprechen mit einer gewissen Sicherheit gegen eine durchgängige Zugehörigkeit zur Stadt.

1.4.2. Frühe Kirchen und Siedlungsplätze südlich des alten Parthelaufs

Für 1017 erwähnt Thietmar eine Leipziger Kirche, die zusammen mit weiteren Kirchen in „Olscuizi“ (die mit der Wüstung Olschwitz südöstlich von Leipzig identifiziert wird⁷⁷) und in Geusa (südwestlich von Merseburg) von König Heinrich II. dem Bistum Merseburg geschenkt wurden⁷⁸. Das Patrozinium dieser Leipziger Kirche wird von Thietmar nicht genannt, vermutlich aus dem einfachen Grund, weil es sich um die einzige Kirche am Ort handelte, weshalb eine klare Benennung unnötig war. Dadurch blieb es offen, um welche Kirche es sich dabei gehandelt haben könnte. In der Forschungsgeschichte wurden unterschiedliche Kirchen favorisiert, Kandidaten abwechselnd verworfen und wieder aufgegriffen.

⁷⁴ CDS I 2, Nr. 510; S. Baudisch 1996, S. 82 und 1999, S. 105; H. Küas nimmt eine „Nebenburg“ an dieser Stelle an (1976, S. 234)

⁷⁵ T. Heydenreich 1635, S. 38; vermutlich von D. Peifer übernommen; schon K. F. v. Posern-Klett (1868, S. X) zweifelte diese Stelle an.

⁷⁶ Es ist natürlich auch möglich, dass die besonderen Abgaben einer Grundherrschaft geleistet wurden, die sich nicht in unmittelbarer Nachbarschaft befand – siehe dazu das Beispiel des Pfaffendörfchens (E. Müller 1931, S. 62), das 1213 dem Thomaskloster als Ausstattung verliehen wurde.

⁷⁷ W. Schlesinger 1983, S. 162

⁷⁸ Thietmar VII, 66; die Erwähnung ist glaubwürdig, da eine entsprechende Schenkungsurkunde über eine der beiden anderen Kirchen, die in Geusa, noch existiert (UBM, Nr. 46)

Die Stadtentwicklung erforderte eine Neuordnung des Kirchenwesens, worüber glücklicherweise Nachrichten vorliegen. Markgraf Dietrich der Bedrängte stiftete 1212 ein Augustiner-Chorherrenstift, dessen Kirche das Patrozinium des Hl. Thomas erhielt. Bei diesem Anlass wurde eine weitere, für die Frage nach der ersten Leipziger Kirche bedeutsame Urkunde im Jahr 1213 ausgestellt, welche die Errichtung des Augustiner-Chorherrenstiftes regelte⁷⁹: Diesem wird die Nikolaikirche unterstellt, der die Peterskirche angegliedert war. St. Jakob wird in dieser Urkunde nicht genannt, vermutlich weil sie pfarrrechtlich unabhängig ist. Ebenso finden St. Katharinen und St. Marien keine Erwähnung, weil sie vermutlich noch nicht gebaut waren oder als Kapellen pfarrrechtlich nicht ins Gewicht fielen. In der Urkunde wurden die Dotierungen Pfaffendorf für St. Thomas und Baalsdorf für St. Nikolai erwähnt.

Johannes Kretschmar kommt aufgrund von 15 im Jahr 1941 auf dem Richard-Wagner-Platz entdeckten Skeletten, „von denen zwölf mit Sicherheit einer friedhofmäßigen Anlage zugewiesen werden konnten“, in einem Zeitungsartikel zu dem Schluss, „dass die Kirche Thietmars“ an dieser Stelle lag⁸⁰. Ihre Position an dem so genannten ersten Markt, nahe der Burg, passte Küas gut ins Konzept, so dass er die Feststellung Kretschmars übernahm⁸¹. Die Datierung der Gräber ist allerdings höchst unsicher, da begleitende Funde nicht direkt aus den Gräbern stammen und ohnehin wahrscheinlich überwiegend dem 15. und 16. Jahrhundert angehören. Darüber hinaus wurde das angebliche Alter aus Erhaltungszustand und (rassen-)anthropologischen Merkmalen bestimmt, einer Methode also, die unheilvoll mit der Ideologie der damaligen Zeit verknüpft und heutzutage als überholt anzusehen ist⁸². Kretschmar selbst hat schon im oben genannten Artikel erwogen, dass die Gräber zum Friedhof des nahe gelegenen, aber nicht benachbarten Georgenhospitals (das auf dem Gelände des heutigen Naturkundemuseums gelegen hatte) gehörten⁸³. Hätte im Bereich des heutigen Richard-Wagner-Platzes eine Kirche gestanden, müsste diese schon frühzeitig abgebrochen worden sein.

Kötzschke entschied sich für die nahe dem Westufer der Elster gelegene Jakobskirche⁸⁴. Er weist darauf hin, dass noch im 15. Jahrhundert die Stellung des Erzpriesters dem Pfarrer der Jakobskirche zukam⁸⁵. Die Jakobskirche konnte jedoch nicht älter sein als das mutmaßliche Mutterkloster, das Erfurter Schottenkloster, das erst 1036 eingerichtet worden war⁸⁶. Außerdem blieb St. Jakob über die Jahrhunderte hinweg eine eigenständige Pfarrei. Nach Kretschmar gehörte zur Burg in der Flur „Altenburg“ eine Kirche, eben die Jakobskirche⁸⁷. Die Standorte von Burg und Kirche wurden nach der Lokalisierung der Burg am Matthäikirchhof unwahrscheinlich.

Der nahe Bezug zu einer Burg wurde wiederholt angenommen. So wurde es auch für möglich gehalten, dass es sich um eine Kirche innerhalb der Burganlage gehandelt haben könnte⁸⁸.

⁷⁹ CDS II 9, Nr. 2

⁸⁰ J. Kretschmar 1943; nachzulesen in: F. Winkler 1998, S. 22f. bzw. 1993c, S. 134-136

⁸¹ H. Küas 1976, S. 235

⁸² Eine Bestimmung erfolgte durch A. Kloiber vom Institut für Rassen- und Völkerkunde. Nur ein geborgener Knochenkamm könnte aus dem 11. Jh. stammen – dieser ist aber ohne Bezug zu den Gräbern.

⁸³ siehe dazu F. Winkler 1998, S. 22f. und eine kritische Beurteilung von F. Winkler (1993c, S. 134-136); G. Graf widersprach dieser Theorie vehement (1999a, Anm. 12).

⁸⁴ R. Kötzschke 1917, S. 6; H. Helbig (1940, S. 123 u. 234) und L. Bönhoff (1913, S. 72-74) schlossen sich diesem an.

⁸⁵ vgl. CDS II 9, Nr. 252, 259 u. 276; siehe L. Bönhoff 1911, S. 264

⁸⁶ E. Müller 1955, S. 15

⁸⁷ J. Kretschmar 1905, S. 124f.; C. Niedner 1952, S. 26, 148 u. Anm. 316; Bönhoff (1913, S. 72-74) bringt die Jakobskirche in Verbindung mit der „Alten Burg“, wofür es aber keine Grundlage gibt.

⁸⁸ E.-H. Lemper 1954, S. 13

In der frühen Stadtgeschichtsforschung wurde recht einhellig angenommen, dass die „ecclesia in Libzi“ unter oder nahe der heutigen Nikolaikirche gelegen habe⁸⁹ – ein Gedanke, der mit der Vorstellung der planmäßigen Gründung einer Marktsiedlung zusammenhängt. Mit Friedemann Winkler, der sich bei seiner Argumentation auf inzwischen entdeckte, anders als der stehende Bau orientierten Bestattungen unter dem Fundament der Kirche stützte⁹⁰, wurde diese Möglichkeit ein Jahrhundert später wieder belebt. Bei Winkler steht dies in Zusammenhang mit der Umstellung der Abfolge der Märkte, durch die frühere Zeitstellung des Neumarktes rückt die benachbarte Kirche ebenfalls in eine frühe Zeit. Müller führte gegen die Nikolaikirche als früheste Kirche an, dass sie nie dem Bischof von Merseburg gehört hatte – wie dies aus der Schenkung zu folgern wäre – und dass die Nikolaiverehrung sich erst seit dem Ende des 11. Jahrhunderts im Bereich der römischen Kirche ausbreitet hatte⁹¹. Eine der ältesten aus Quellen bekannte Kirche mit diesem Patrozinium in der Region ist die 1091 errichtete Nikolaikapelle von Pegau⁹². Müller führte 1955 bei der Frage nach der ersten Kirche die Thomaskirche ins Rennen⁹³. Gegen die Thomaskirche spricht aber, dass aus ihrer unmittelbaren Umgebung zwar viele Funde vorliegen, diese aber keine Hinweise auf Besiedlung dieses Bereiches schon im 11. Jahrhundert bieten.

Wustmann und Gerhard Graf dagegen möchten in der Peterskirche beziehungsweise ihrer Vorgängerin die für das Jahr 1017 genannte Kirche sehen⁹⁴. Argumente dafür sind, dass sich das Petrus-Patrozinium bereits im 7. Jahrhundert auszubreiten begann⁹⁵, die älteste Kirche in Merseburg die Petrikerche auf der Altenburg gewesen sein soll⁹⁶ und Petrikerchen typisch sind für eine slawisch bestimmte Siedlungsphase vor der Zeit der Stadtgründungen⁹⁷. Müller führte gegen die Peterskirche als älteste Pfarrkirche der Burg mit zugehöriger Ansiedlung an, dass das zugehörige Dorf vicus Sancti Petri erst 1543 in die Stadt einverleibt wurde⁹⁸.

Nach den genannten Argumentationen scheint es am wahrscheinlichsten, dass die Peterskirche eben jene Kirche von 1017 war. Die Nikolaikirche bestand sicher schon mindestens seit dem 12. Jahrhundert; bei ihr muss aber eine Ansiedlung von Kaufleuten vorausgesetzt werden, was für die 1. Hälfte des 11. Jahrhundert in dieser Gegend wahrscheinlich als zu früh gelten darf. Mit der Vorstellung der Antworten auf die Frage nach dem Standort der Kirche von 1017 sind zugleich alle frühen Kirchen präsentiert worden, die mit der Stadtentstehung in Zusammenhang stehen. Im 13. Jahrhundert kamen zu diesen noch die Katharinen- und die Marienkapelle dazu, die beide am Brühl lagen. Die Katharinenkapelle wird dabei erstmals 1240 in einer Erbagelegenheit erwähnt und dürfte um diese Zeit erbaut worden sein⁹⁹. In der Marienkapelle wurde nachweislich 1262 öffentlicher Gottesdienst gefeiert¹⁰⁰. Das stimmt mit den Funden am Brühl überein, die in größerer Zahl erst im 13. Jahrhundert einsetzen¹⁰¹.

⁸⁹ K. F. v. Posern-Klett 1868, S. X; H. Wuttke 1872, S. 117; H. Ermisch 1900, S. 126; auch E. Müller schloss sich zunächst ihnen an (1941, S. 120ff.); zuerst verworfen hat dies J. Kretschmar (1905, S. 106f.).

⁹⁰ F. Winkler 1994a, S. 9; siehe zu den Bestattungen H. Küas 1976, S. 202 u. 204

⁹¹ E. Müller 1955, S. 20; Nikolaus war v. a. bei den Kolonisten vom Niederrhein beliebt (H. Helbig 1940, S. 231). Ann. Pegav., S. 244

⁹² E. Müller 1955, S. 19-22; sie müsste aber vor 1212/ 1213 ein anderes Patrozinium besessen haben.

⁹³ G. Wustmann 1905, S. 16; G. Graf 1999a, S. 73-76; G. Graf 1999b, S. 70-73

⁹⁴ H. Helbig 1940, S. 84; auch nach G. Graf waren Petrus-Patrozinien bei Kirchen in eroberten Gebieten seit der Völkerwanderung sehr häufig (1999a, S. 74).

⁹⁵ W. Schlesinger 1983, S. 34

⁹⁶ K. Blaschke 1987, S. 153ff.

⁹⁷ E. Müller 1955, S. 19-22; siehe dazu auch die Abb. auf S. 17

⁹⁸ G. Graf 1999a, S. 80-82; CDS II 9, Nr. 13; K. Blaschke möchte wegen einem Friedhofs und der Bezeichnung „ecclesia“ in der Katharinenkapelle eine Pfarrkirche sehen (Bemerkung anlässlich der Tagung des Leipziger Geschichtsvereins am 17.11.2001 und 1987, S. 139-141); dagegen argumentierte G. Graf.

⁹⁹ CDS II 9, Nr. 19; siehe dazu G. Graf 2000, die genaue Lage S. 20, sowie G. Graf 1999a, S. 82f.

¹⁰⁰ Ebenso passt dies zu den Ergebnissen von den Ausgrabungen auf dem Sachsenplatz (siehe Kap. 4.5.).

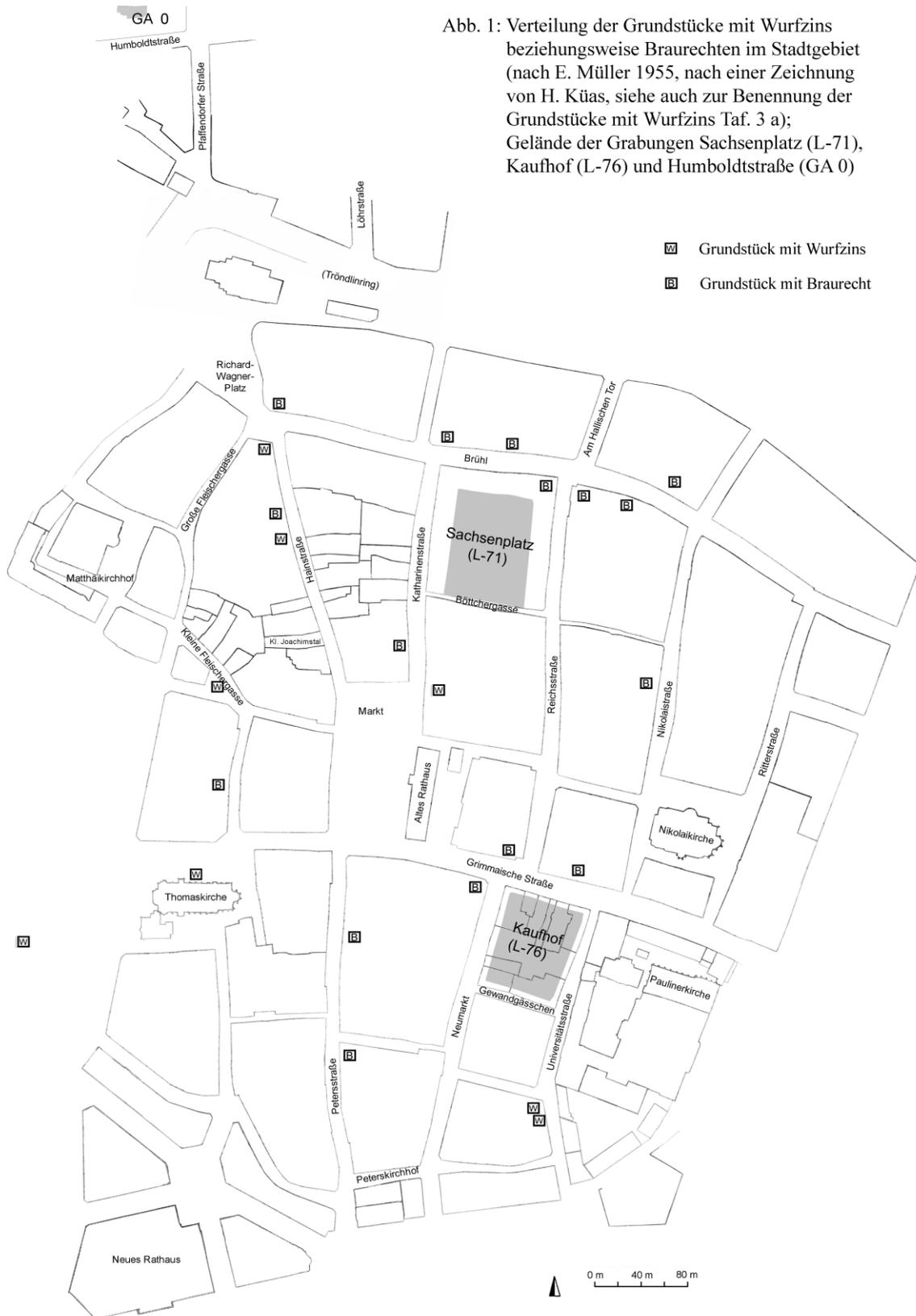


Abb. 1: Verteilung der Grundstücke mit Wurfzins beziehungsweise Braurechten im Stadtgebiet (nach E. Müller 1955, nach einer Zeichnung von H. Küas, siehe auch zur Benennung der Grundstücke mit Wurfzins Taf. 3 a); Gelände der Grabungen Sachsenplatz (L-71), Kaufhof (L-76) und Humboldtstraße (GA 0)

1.4.3. Stadtrechtsverleihung, Bürgeraufstand und Stadtverfassung

Die Siedlung beziehungsweise die Siedlungen wurden nach einer undatierten, aber nach den erwähnten Personen in die Zeit zwischen 1156 und 1170 zu verweisende Urkunde mit dem Stadtrecht beliehen¹⁰². Dieses Ausstellungsdatum der Urkunde, die gewöhnlich als „Stadtbrief“ bezeichnet wird, zweifelte zuerst Hans Patze an, dessen Ansicht sich seit den sechziger Jahren im Forscherkreis überwiegend durchsetzte¹⁰³. Demnach scheint das überlieferte Dokument aufgrund seiner ungewöhnlichen Form und des Siegelmissbrauchs keine eigentliche Urkunde zu sein, sondern ein nachträglich angefertigter Bericht über den tatsächlichen Rechtsakt nach einer echten Vorlage. Er wurde erst später, im Zusammenhang mit Auseinandersetzungen der Stadt mit Markgraf Dietrich 1216 fabriziert, als die Stadt ihre Privilegien nachweisen wollte¹⁰⁴. Wahrscheinlich ist der Rechtsakt ursprünglich nicht aufgezeichnet worden – was nicht verwundert, da solche Rechtsakte aus dem 12. Jahrhundert sowieso äußerst selten überliefert sind. Darauf weist Manfred Unger hin, der ihn „eine urkundenartige Aufzeichnung“ nennt, die den Text einer – möglicherweise mündlichen – Privilegierung überliefert¹⁰⁵. Mit diesen Überlegungen kann die Datierung der Festlegungen in die Zeit zwischen 1156 und 1170 trotzdem weiterhin als Kriterium dienen.

In dem Stadtbrief verlieh der Markgraf von Meißen Leipzig das Hallensisch-Magdeburger-Recht, bestimmte den Umfang des Weichbildes, gewährte Marktprivileg sowie Bannmeile und sicherte den Bürgern Grundbesitz- und Rechtsschutz zu¹⁰⁶.

Das Vorbild der staufischen Stadtrechtsverleihungen an Altenburg, Chemnitz, Zwickau (zwischen 1160 und 1175) könnte Beweggrund für den wettinischen Markgrafen Otto von Meißen gewesen sein, Leipzig mit dem Hallensisch-Magdeburgischen Stadtrecht zu privilegieren. Das Recht der Magdeburger Kaufleute, um 1100 bereits weitgehend ausgebildet, stellte die Grundlage für das Recht der Stadt Halle dar und wurde in dieser aktualisierten Form vom Markgrafen Otto herangezogen. Sein Inhalt scheint zu diesem Zeitpunkt bereits ein feststehender Begriff gewesen zu sein, denn als solcher tritt er in dem „Stadtbrief“ auf. Einige Punkte, welche wohl in der 1216 bestehenden Situation als besonders wichtig erschienen, sind aufgeführt: Den Kern bildete das Marktrecht („conventio fori“), das den freien Verkauf und Kauf, die Aufsicht über den Markt durch die Bewohner der Siedlung selbst, sowie das Besitzrecht der freien Erbzinnsleihe an einem städtischen Grundstück beinhaltete¹⁰⁷. Die Hausstelle hieß in Leipzig daher auch „hereditas“ (ansonsten meist „area“), von ihr war ein „Erbegeld“ zu leisten.

In der Stadt galt nun dieses Stadtrecht, als „wicbiledē“ (Weichbild) bezeichnet, dessen räumlicher Geltungsbereich zur Unterscheidung vom umgebenden Landrecht durch vier Weichbildzeichen an den Ausfallstraßen vor den Toren der Stadt markiert: „Ferner setzte er ihnen,

¹⁰² diese Datierung seit K. F. v. Posern-Klett 1868 (vgl. auch H. Wuttke 1872, S. 124): 1156 erhält Otto die Mark Meißen, 1170 stirbt Bischof Johann von Merseburg; die bei Müller auftauchende Angabe „um 1160“ ist anscheinend nicht als Einschränkung auf einen kürzeren Zeitraum zu verstehen; er benutzte beide Datierungen synonym (E. Müller 1941, S. 120 u. 121); in ähnlichem Sinn verwendete Küas das Datum „um 1165“ (H. Küas 1976, S. 239).

¹⁰³ H. Patze 1956, S. 146-155; J. Šebánek 1967; sowie M. Unger 1990, S. 26-34 (mit weiteren Literaturhinweisen); diesem widersprach allerdings K. Blaschke (Einwand anlässlich der Tagung des Leipziger Geschichtsvereins e. V. am 17.11.2001).

¹⁰⁴ Darauf wies schon E. Kroker hin (1916, S. 132) – ohne dabei allerdings an die Möglichkeit einer späteren Abschrift zu denken.

¹⁰⁵ M. Unger 1964, S. 7; ähnlich M. Unger 1990, S. 27

¹⁰⁶ Kobuch 1989, S. 115-116; siehe zu den Freiheiten auch F. Keutgen 1895, S. 165-166

¹⁰⁷ R. Lieberwirth 1990, S. 13., S. 22f.

als sie ihn um ein Zeichen ihre Rechtsgebietes, das Weichbild genannt wird, baten, ein solches inmitten der Elster, ein zweites in der Mitte der Parthe, ein drittes bei dem Stein, der in der Nähe des Galgens liegt, ein viertes jenseits der Grube, wo die Steine gegraben werden“¹⁰⁸. Und an anderer Stelle, in einem späteren Dokument: „das andir wendet mitten in der Parde vßwendig der Hellisschen brucken bis an die zcune und uff dem steynwege bis an das hulczen crucze, das steynwege steht“¹⁰⁹.

Die Weichbildzeichen standen vermutlich an den Furten der Elster im Westen und der Parthe im Norden¹¹⁰, beim Galgen an der „Hohen Straße“ nach Wurzen im Osten und bei der Steingrube an der „Reichsstraße“ (auf dem Kautze¹¹¹) im Süden, vielleicht unmittelbar an den Enden der Steinwege, die vor den vier Toren lagen¹¹². Der Weichbildbezirk umfasste demnach die Brücken über Elster, Parthe und Pleiße, die Steinwege vor den Toren, drei Mühlen vor der Mauer, einige Gassen der Vorstädte sowie das Nauendörfchen und die Altenburg¹¹³. Die Weichbildgrenzen dehnten sich später durch Ankauf fremder Grundherrschaften vor der Stadt weiter aus¹¹⁴.

Manfred Unger nimmt an, dass innerhalb des Weichbildes dann die Linienführung der Stadtmauer abgesteckt wurde¹¹⁵. Innerhalb dieser sind die zur Bebauung vorgesehenen Straßen und Gassen in regelmäßigen Grundriss vermessen und vergeben worden. Die östlich, unterhalb der Burg liegende Siedlung, war nach Unger zunächst vom Territorium der Stadtgemeinde unabhängig¹¹⁶. Die Kaufleutesiedlung an der Nikolaikirche war sicher mit der Stadtgründung verbunden. Ernst Müller spricht von einer Stadtrechtsverleihung für die Marktsiedlung der Fernkaufleute¹¹⁷, welche demnach damit die eigentliche der Keimzelle der Stadt darstellen würde. Karlheinz Blaschke zeichnete das Aufkommen von Genossenschaften von Kaufleuten und die Bedeutung ihrer Siedlungen für das Entstehen von Städten nach und wies ebenso auf den Zusammenhang von Fernhandel und Nikolaipatrozinien hin¹¹⁸.

In den Jahren 1215/ 1216 kam es zu einem Aufstand der Bürger gegen den Stadtherren¹¹⁹, den Markgrafen, der zunächst erfolgreich war, so dass sie ihm eine Bestätigung des Stadtbriefes (wie schon erwähnt) und eines – nicht mehr erhaltenen – Zollprivilegs abtrotzen konnten. Er ist vergleichbar mit den Erhebungen im Rheingebiet, die schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts einsetzten. Es gelang dem Markgrafen jedoch kurze Zeit später, die Bestrebungen der Bürger zu zügeln, wobei er als sichtbare Zeichen seiner Autorität drei Burgen errichten ließ: Die bis um 1900 noch existierende Pleißenburg (an deren Platz das heutige Neue Rathaus steht) und die beiden – schon bald wieder aufgegebenen – Burgen an der Stelle der Anlage auf dem späteren Matthäikirchhof sowie eine in der Nähe des Grimmischen Tores. Die Hochgerichtsbarkeit wurde als markgräfliches Lehen durch einen edelfreien Stadtvogt, die Niedergerichtsbarkeit durch einen Richter ausgeübt, der vor 1216 entsprechend der

¹⁰⁸ Urkundenkasten 6, Nr. 1

¹⁰⁹ CDS II 8, Nr. 186

¹¹⁰ G. Grebenstein nimmt an, dass das Zeichen im Norden direkt im Wasser des Flusses gestanden habe (1981a, S. 13, siehe auch Karte 2).

¹¹¹ „vf dem cütze“ (Stadtbuch 1359, S. 117); E. Müller nennt Kautz eine „sprachliche Weiterentwicklung des Gaunamnes Chutici“ (1953, S. 251; siehe auch E. Müller 1957).

¹¹² H. Arnhold 1960/ 1961, Blatt 32, III.

¹¹³ K. Czok 1978, S. 39-40

¹¹⁴ E. Müller 1941, S. 120ff.

¹¹⁵ M. Unger 1990, S. 33

¹¹⁶ M. Unger 1990, Legende zur Abb. auf S. 30

¹¹⁷ E. Müller 1953, S. 253; in Stadtplan eingetragen: E. Müller 1955, Abb. auf S. 17f.

¹¹⁸ K. Blaschke 1967, S. 3ff. sowie K. Blaschke 1987, S. 155ff. und K. Blaschke 1990, S. 111-115

¹¹⁹ Ann. Pegav., S. 269

Magdeburger Stadtverfassung durch Schultheißen abgelöst wurde. Richter und Schultheiß waren markgräfliche Ministeriale¹²⁰. Die Anfänge der Ratsverfassung werden dagegen erst später sichtbar, sie dürfte im Einvernehmen mit Markgraf Dietrich von Landsberg (1265-1285) eingeführt worden sein, der die Stadt auch sonst förderte: So sind seit 1270 zwölf Ratsmitglieder („consules“) bezeugt, seit 1292 ein Bürgermeister („magister civium“) an der Spitze des Rates¹²¹.

1.4.4. Aussehen der Stadt im 12. Jahrhundert

Zu Fragen der Befestigung der frühen Stadt lagen archäologischen Nachweise bislang nur vereinzelt vor, die dazu schwer überprüfbar sind; in den schriftlichen Quellen ist dazu einiges zu lesen, allerdings von zweifelhaftem Wert. Da diese Textstellen zur Interpretation der Befunde notwendig erscheinen, kann aber nicht darauf verzichtet werden, sie ausführlich zu zitieren.

In Zacharias Schneiders Chronikon Lipsiense (1655) liegt eine Angabe vor, dass „Lipsk, ein Dorf im Osterland“ im Jahre 1134 von Markgraf Konrad dem Großen „in Form einer Stadt gebracht und mit einem Erdwall befestigt“ worden sei¹²². Er führt als Beleg eine nicht mehr nachweisbare Schrift aus dem Kloster Pegau an: „biß Marggraff Conrad dieselbige an sich gebracht / und wider einen geschwinden unversehenen Anlauff / mit Schutt / und Wällen versehen. Solches bezeuget ein uhraltet / und mit unleserlicher bösen Closterschrift geschriebenes ZeitRegister / so im Closter zu Pegaw gefunden worden / in welchem unter andern / diese Worte stehen:“.

Die Glaubwürdigkeit von diesem nicht mehr nachprüfbaren Hinweis ist umstritten: Während Wuttke, Rudolf Kötzschke und Müller sie als zuverlässige Quelle gelten ließen¹²³, fand sie auch Ablehnung¹²⁴. Sie wurde aber – obgleich ihre Fragwürdigkeit offensichtlich ist – weitgehend rezipiert¹²⁵; Küas ließ zwar die Datierung gelten, er nahm jedoch eine Projizierung des Chronisten Schneider der Situation im 13. Jahrhundert in die 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts an¹²⁶.

In einer weiteren nicht unumstrittenen Stelle beschreibt Chronist David Peifer in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts¹²⁷ die Gestalt der Stadt um 1200: Otho Misnensis Marchio muris cingens, quicquid a porta Grimana ad Petrinam et Parfusianam, ac inde recta ad infimam Catharinensem viam & imperialem mediam, atque porro sinistrorsum flexu quodam ad Divi Nicolai aedem, Grimanae portae proximam, aedificorum est, id omne moenibus inclusit. Quae cum postea filius Othonis Theodoricus disjecisset, tria Castella ad Grimanam, Petrinam

¹²⁰ „Godescalus de Scudiz civitatis advocatus“ als Zeuge genannt; CDS II 8, Nr. 3; G. Wustmann 1905, S. 92ff.

¹²¹ CDS II 8, Nr. 7; CDS II 9, Nr. 36

¹²² Z. Schneider 1655, S. 85: „Lipsk pagus in orientali terra anno domini 1134 a marchione Conrado cognomento praecellenti in formam urbis redactus et aggere munitus“; J. J. Vogel übernahm diese Stelle in seiner Chronik (1756, S. 17)

¹²³ H. Wuttke 1872, S. 122 und Anm. **f.; R. Kötzschke wertet die Aussage im Zusammenhang mit der Meißnischen Fürstenchronik als glaubwürdig (1917, S. 10 u. Anm. 44f.); R. Kötzschke 1927, S. 89; E. Müller 1941, S. 122

¹²⁴ Nach H. Helbig (1961, S. 150f.) taucht die Bezeichnung „terra orientalis“ erst Ende des 13. Jh. auf.

¹²⁵ So etwa in: Allgemeine Encyclopädie 1889, S. 34

¹²⁶ H. Küas 1976, S. 237; F. Damminger urteilt gleich (K. Balfanz u. a. 1998, S. 130)

¹²⁷ Eine Widmung trägt das Datum 1589, demnach sollte die Chronik davor geschrieben worden sein (D. Peifer 1700, S. 61 – Vorwort ohne Seitenzählung); nach G. Graf stammt der erste Druck von 1689.

et Parfusianam portas posuit ... Unde satis liquet, triangulum illa aetate oppidum fuisse ... Estque vetus fama urbem qua in Pardem amnem prona est, totius Prulii incremento postea fuisse amplificatam¹²⁸.

Schneider gibt den Sachverhalt ähnlich wieder: „Anno 1182. von Marggraf Ottone dem Reichen / mit einer steinern Mauern gefasset / und mit einem breiten und tieffen Graben verwahret worden / ist sie fast Dreyeckicht gewesen / und die eine Seite von dem Grimmischen / nach dem Peters Thor / und etwas drüber / die andere aber von daraus mit einer Abendwärts außgebogenen Linen biß zum Rhanischen / und denn die Dritte von Rhanischen / mit einem gleichen Strich zum Grimmischen Thor gangen / das also weder der gantze Pruel / noch ein grosses Stück der Catharinen- und Reichsstrassen / auch nicht die gantze Nicol- und Ritter- strasse / dazumahl zur Stadt gehöret. Und in dieser Dreyeckichten Form / ist die Stadt noch gestanden im Jahr 1217¹²⁹. Auf die dreieckige Form kommt Schneider nochmals zurück, wobei er in Bezug auf die drei erbauten Schlösser urteilt, dass zunächst nur drei Viertel bestanden hätten¹³⁰. Dabei müsste es sich um das Ransche oder Ranstädter Viertel im Nordwesten, ein Teil des Grimmischen Viertels im Osten sowie der Mitte und das Petersviertel im Südwesten der Stadt handeln (Taf. 2 a). Das Hällische oder Hallische Viertel und der Nordteil des Grimmischen Viertels hätten demnach zunächst noch nicht bestanden.

Über die Zuverlässigkeit der genannten Stellen kann auf Grundlage schriftlicher Quellen nicht mehr entschieden werden. Während die erste Stelle für das Jahr 1134 getrost als unseriös abgetan werden kann und nicht weiter betrachtet werden sollte, gilt dies nicht im selben Maß für den zweiten Text. Dieser scheint jedenfalls mit den Ergebnissen der archäologischen Untersuchungen früherer Jahrzehnte – wie im folgenden Kapitel besprochen wird – zu harmonieren und mit der Datierung und Gestalt eines noch vorzustellenden Grabens der neueren Grabungen (Kap. 2.6.3., 2.7.2. und 4.2.2.) einherzugehen.

Während ein Befestigungsbau – gerade mit Hinblick auf die Stadtrechtsverleihung zwischen 1156 und 1170 – als gesichert angenommen werden kann, ist die späte Datierung des Baus durch Schneider fraglich. Schneider nennt selbst zwei weitere Datierungsvorschläge, 1156 und 1174, die besser mit dem erschlossenen Datum der Stadtrechtsverleihung zusammenpassen würden und dann mit einem Mauerbau im Zuge der Verleihung des Stadtrechts zusammen hängen könnten. Eine andere Möglichkeit wäre, dass eine Mauer erst einige Jahre nach der Erhebung Leipzigs zu einer Stadt um die Siedlung gezogen wurde und zuvor eine andersartige Demarkation das eigentliche Stadtgebiet bezeichnete. Die letztere Option scheint die wahrscheinlichere zu sein, da die Mühen eines Mauerbaues sicher eher zögerlich auf sich genommen wurden, nachdem sich die rechtliche Situation als gefestigt herausgestellt hatte.

Wie schon erwähnt, gründete Markgraf Dietrich 1212 ein Augustiner-Chorherrenstift an St. Thomas. Dies fasste die Bürgerschaft als einen Akt auf, der ihre Selbständigkeit (und die der Kirche St. Nikolai) einschränkte und den Einfluss des Markgrafen innerhalb der Stadt stärkte. Deshalb kam es 1215 zu einem Aufstand der Bürger, wobei es dem Markgrafen nicht gelang, die Stadt zu stürmen. Daraufhin kam es zwischen dem Gemeinwesen und dem Stadtherrn zu einer Einigung, zu der Schiedsurkunde von 1216¹³¹, in der die Bürger die Herrschaft des Markgrafen anerkannten, sie sich aber einige Rechte und den Verzicht des Baues von Befestigungen durch den Markgrafen innerhalb des Stadtgebiets zusichern ließen. Durch ein Eingrei-

¹²⁸ D. Peifer 1700, S. 106f.

¹²⁹ Z. Schneider 1655, 3. Buch, S. 98; ähnlich schreibt auch T. Heydenreich (1635) S. 42f.); C. Niedner hält diese Beschreibung für glaubwürdig (1952, S.90)

¹³⁰ Z. Schneider 1655, 3. Buch, S. 98

¹³¹ CDS II 8, Nr. 5

fen des Kaisers und ein listiges Vorgehen des Markgrafen gelang es letzterem, die turbulenten Auseinandersetzungen zwischen ihm und den Bürgern zu einem Ende zu bringen. Die Niederwerfung des Leipziger Bürgeraufstandes und die darauf folgenden Zwangsmaßnahmen des Markgrafen von 1217 werden – wie die eben genannten Ereignisse – in den Pegauer Annalen beschrieben: „Civitate igitur taliter subacta, marchio fecit destrui murum in giro, intra civitatis menia edificans tria castra, ne cives alias similia alia attemptarent. Fuit autem unum castrum situm in fine orti fratrum predicatorum, aliud iuxta fraters minores, tertium ubi est hodie¹³².“ Nach heutigem Wissensstand kann nur der Bericht der Ereignisse bis 1191 als zeitgenössisch gelten, die Angaben für die späteren Jahre wurden als ein in sich geschlossener Nachtrag hinzugefügt, der nach 1235 geschrieben wurde¹³³.

Schneider scheint in seine Chronik diese Beschreibung weitgehend übernommen zu haben: „Darauff sind die Thor und Mauren der Stadt niedergerissen / die Graben außgefüllet / ... drey Schlösser / eines auff der Höhe zwischen dem Rhanischen Thor und Barfüsser Pfortlein das andere an der rechten Seite des Grimmischen Thors / und das dritte zwischen dem PetersThor und ThomasPfortlein / er=bauet“¹³⁴. Bei ihm sind die Ortsbeschreibungen verändert: Nicht mehr vom Garten der Predigerbrüder (Dominikaner) und von den Minderbrüdern (Franziskanern) ist die Rede, sondern er bezeichnet ihre Lage in Bezug zu den Toren.

Drei der Tore sind nach den umliegenden Märkten (Grimma, Halle, Markranstädt) benannt, Das vierte Tor nach dem davor liegenden Dorf beziehungsweise der Vorstadt. Eine Chronik aus dem 14. Jahrhundert schließlich berichtet, Markgraf Otto habe Leipzig mit einer Stadtmauer umgeben¹³⁵. Obwohl der Wert dieser Quelle als gering einzuschätzen ist, dürfte noch zur Zeit Ottos eine Wall-Graben-Anlage entstanden sein, denn in den Auseinandersetzungen seiner Söhne Albrecht und Dietrich wird sie mehrmals erwähnt. Dabei scheint die Stadt bereits gut befestigt gewesen zu sein, denn als Markgraf Albrecht hierhin 1194 floh, soll sie einem Angriff widerstanden haben¹³⁶. Die Burg wurde möglicherweise nach dem Tod Markgraf Dietrichs 1224 durch Landgraf Ludwig von Thüringen zerstört¹³⁷.

1.4.5. Struktur der Siedlung (Straßen und Märkte)

Die Straße Reichsstraße/ Neumarkt könnte die das alte Teilstück der via imperii bilden, bevor der Befestigungsring errichtet wurde. Der Name der Reichsstraße dürfte ursprünglich sein, es wird sich um das Teilstück innerhalb des Weichbildes der via imperii gehandelt haben, die aus dem Süden kam. Die so benannte Straße führte vom Hallischen Tor bis zur Grimmaischen Straße. Auffallend ist, dass die Fortsetzung abknickt und durch das Peterstor aus der Stadt herausführt.

Zwischen Peterstor und Ranstädter Tor bestand dagegen eine direkte Verbindung auf der Linie der Petersstraße und der Hainstraße. Sehr alt dürfte der Verlauf der Hainstraße sein, der vom Raster der Straßen deutlich abweicht. Eine Fortsetzung der Hainstraße würde über das

¹³² Ann. Pegav., S. 269

¹³³ T. Vogtherr 2003, S. 66f.

¹³⁴ Z. Schneider 1655, 8. Buch, S. 407

¹³⁵ Ann. Veterocell., 183 (1160): Sie soll gleichzeitig mit Freiberg und Eisenberg mit Mauern umgeben worden sein; für diese ist aber eine Mauer erst für das frühe 13. Jh. anzunehmen.

¹³⁶ Chron. Montis Ser. MG SS XXIII, S. 138

¹³⁷ Chron. Reinhardsbr., S. 598f. (für 1223): „quadam municione intra muros civitatis, quam quidam nobilis Theodericus de Stalbach in procuracione habuerat“.

Gelände „Alte Burg“ führen, wie es Küas in seiner Rekonstruktion andeutete¹³⁸. Der Bezug der Straße auf dieses Gelände ist aber fraglich, sicher diente sie als Verbindung zu einer Furt. Sie ist für das Jahr 1390 als „platea Ranstetensis“ (Rannische Gasse) erwähnt¹³⁹. Erst später erschien für sie der Name „Heustraße“, wie etwa auf einem Plan vom Beginn des 18. Jahrhunderts, wo die Hainstraße so benannt wurde¹⁴⁰. Allerdings ist es schwierig zu beurteilen wie genau die Namen überliefert oder wie sehr sie verderbt wurden. Auf eben jenem Plan wurde – um ein zu Beispiel zu nennen – die Katharinenstraße, deren Name durch die gleichnamige Kapelle abgesichert ist, mit „Catter Straße“ bezeichnet.

Ernst Müller ging davon aus, dass die Märkte schon vor der Stadtrechtsverleihung bestanden hatten; einen ersten Markt mit Kirche nahm er am „Eselsmarkt“ an¹⁴¹, an der Stelle, wo die Hainstraße auf den Brühl trifft (heutiger Richard-Wagner-Platz). Die Nähe zur Burganlage sowie die Lage an den alten Straßenverläufen bewogen ihn vermutlich zu dieser Annahme.

Ein zweiter Markt wurde westlich der Thomaskirche lokalisiert, also etwa an der Stelle des heutigen Marktes, weil dort für den Anfang des 12. Jahrhundert Eisenverarbeitung archäologisch nachgewiesen und von Müller der Vorgängerbau der Thomaskirche als Kirche Thietmars angesehen wurde.

Östlich der Reichsstraße bestand seit dem 12. Jahrhundert eine Siedlung um die Nikolaikirche, deren Patrozinium auf Fernhandelskaufleute hinweist und bei der ein früher Markt anzunehmen ist. Die von Norden nach Süden führende Handelsstraße, die vermutlich zuerst dem Verlauf der heutigen Hainstraße gefolgt war, wurde in die Reichsstraße an diesem frühen Markt vorbei umgeleitet. Müller und Küas nahmen an, dass dieser „Neumarkt“ nach 1170 zeitlich auf den Markt an der Thomaskirche folgte, da ihrer Ansicht nach der Namen und die von Magirius um 1170 angesetzte Datierung des Vorgängers von St. Nikolai, die Kaufleutesiedlung als relativ jung erscheinen lässt¹⁴². Friedemann Winkler möchte aufgrund seiner archäologischen Beobachtungen am Marktplatz die Reihenfolge des zweiten und dritten Marktes umdrehen (siehe dazu das folgende Kapitel).

Für die Annahme eines in der Forschungsgeschichte so genannten ersten und dritten (beziehungsweise nach Winkler zweiten) Marktes fehlen deutliche Hinweise sowohl in schriftlichen wie auch aus archäologischen Quellen. Es ist lediglich Plausibilität der Standorte vorhanden: an der Straßenkreuzung in der Nähe der Vorburg, in der Handwerkstätigkeit vermutet werden darf, und in der Nähe der Warenlager der Fernhändler. Auf einen Markt in der Stadt weist eine Erwähnung in den Stadtbüchern von 1288 hin, nach der sich die Handwerker der Jakobsiedlung beklagten, nicht auf dem Markt in der Stadt verkaufen zu dürfen¹⁴³. Erst der nach Müller und Küas so genannte dritte (und noch heutige) Markt ist durch die Erwähnung von Marktbuden im Rathaus für das 15. Jahrhundert sicher nachgewiesen.

Ein Bevölkerungszuwachs scheint eine Erweiterung der Stadt noch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts im Osten um das Areal der Nikolaistraße, Ritterstraße und Neumarkt, das im ältesten Bürgerverzeichnis von 1466 als „Grimmaisches Viertel“ bezeichnet wird¹⁴⁴, erzwungen zu haben.

¹³⁸ H. Küas 1976, Abb. 4

¹³⁹ E. Müller 1955, S. 18

¹⁴⁰ von Matthäus Seutter, Augspurg; in einer Urkunde von 1349 taucht ein „Karolus dictus vom Haine“ auf (CDS II 8, Nr. 39) – was als Hinweis auf die Ursprünglichkeit des Namens Hainstr. gedeutet werden könnte.

¹⁴¹ E. Müller 1953, S. 252f.; ihm folgte Küas S. 235, S. 237; F. Winkler zeigte die Argumentation (1998, S. 23).

¹⁴² Aber die Gräber unter St. Nikolaus lassen auf eine ältere Vorgängerkirche schließen – siehe dazu vorigen Abschnitt.

¹⁴³ Urkundenkasten 82, Nr. 1

¹⁴⁴ Harnischbuch 1466, S. 69; E. Müller 1941 (Reichsmessen), S. 121 „Neumarktsiedlung“

„...quod dominus O. die gracia Misnensis Marchio Lipz edificandam distribuit sub Hallensi et Magedeburgensi iure addito pietatis promisso constituiut.“ Die Worte „edificandam distribuit“ scheinen nach Wustmann auf eine die Gründung einer neuen Stadt hinzudeuten¹⁴⁵. Auf den Umstand, dass schon eine stadähnliche Siedlung bestanden zu haben scheint weisen die Bestimmungen, die sich auf einen Markt und eine Mühle beziehen, hin. Ebenso bestand ja auch zumindest eine befestigte Burg. Die Einteilung der Grundstücke ist im so genannten Stadtbrief mit der Verleihung des Magdeburgischen Rechtes verknüpft, was auf einen gleichzeitigen Vorgang hinweisen würde. Mit der Stadtrechtsverleihung und dem Ausbau der Fläche zwischen den Siedlungen ist eine Umfriedung des Geländes wahrscheinlich. Die kürzest mögliche Verbindung zwischen den Siedlungen, welche die vorgestellte Befestigung darstellt, legt jedenfalls eine Anlage ganz zu Beginn des Zusammenschlusses der Siedlungen nahe. Welches Gebiet vergeben wurde, ist unklar. Es kommen sowohl noch unbebaute Bereiche nördlich und nordwestlich der besiedelten Fläche, die in der Fortsetzung des Brühls lagen, und Grundstücke am neuen Marktplatz in Betracht, wie auch südwestlich der Nikolaikirche. In diesen eben genannten Bereichen fallen die regelmäßigen Grundrisse und die gerade Straßenführung auf.

Wie die Grabungen auf dem Sachsenplatz nachgewiesen haben, wurde dieses Areal im 13. Jahrhundert geschlossen bebaut. Erst als die Siedlungen einhergehend mit einer starken Bevölkerungszunahme im 13. Jahrhundert planmäßig ausgebaut und zur Stadt zusammengewachsen waren, wurde auf dem zentralen Ort ein geräumiger Markt angelegt und das Areal nördlich davon bebaut. Die vom Brühl im rechten Winkel abzweigende Katharinenstraße stellte zu dieser Zeit die Verbindung zum neuen Markt her und wurde zunehmend bedeutender. Müller zog Schlüsse aus der Verteilung der Grundstücke mit Braurechten und urteilte von der Neustadt, die sich östlich der Reichsstraße und nördlich der Nikolaikirche ausgebreitet hatte: „Da auf den Häusern der Ritterstraße und der östlichen Nikolaistraße nur sehr wenig Biere ruhen, kann man annehmen, dass sie später in die Stadt einbezirkt und bebaut wurden“¹⁴⁶.

Die Stadtgründung war durch die Anlage des weiträumigen, rechteckigen Marktes mit den benachbarten Straßenzügen gekennzeichnet. Als Vergleichsbeispiele können Bautzen, Görlitz und andere genannt werden – auch dort befanden sich jeweils ein Markt im Zentrum und eine Burg am Stadtrand.

1.4.6. Bedeutung der Stadt im Spätmittelalter

Die Stellung Leipzigs in der Region ist für das 13. Jahrhundert schwer einzuschätzen: Es scheint eher so, dass Grimma bedeutender als und Freiberg ähnlich bedeutend wie Leipzig gewesen waren. Karl Czok urteilt: „Leipzig dürfte sich im ersten Jahrhundert seiner voll ausgebildeten städtischen Existenz von den meisten neugegründeten Städten in Sachsen weder durch außergewöhnliche Größe noch eine bedeutendere Wirtschaftskraft unterschieden haben.“¹⁴⁷ Es setzte aber frühzeitig nach der Stadtgründung ein Prozess ein, durch den sich Leipzig zu einem Fernhandelsplatz von europäischem Rang entwickelte: „Kundbar ist es / daß Marggraff Cunrad / welcher diese Stadt von dem Stiff Merspurg / an sein Geschlecht erblich ertauschet ... diesselbige alsobald mit einem offenen Saltz und Getreidicht-Marcktbegnadet. So hat auch dessen Sohn / Marggraff Otto / der Reiche / weiln er gesehen / daß über Saltz und

¹⁴⁵ G. Wustmann 1905, S. 3

¹⁴⁶ E. Müller 1929, S. 56; er nennt diesen Bereich „Neustadt“, obwohl es sich dabei nicht um eine rechtlich eigenständige Stadt handelte, oder „Neumarktsiedlung“ (E. Müller 1958, S. 10, siehe auch Abb. 3).

¹⁴⁷ K. Czok 1985, S. 19

Getreidicht / auch andere Händler und Crämer / mit allerhand Wahren / wegen des Orts Bequemlichkeit / anhero zu handeln sich begeben / der Stadt zween öffentliche Jahrmärkte / als einen am dritten Sonntag nach Ostern / den andern Sonntags nach Michaelis gegeben und bestätigt: Welche auch dessen unartiger Sohn / Albrecht / der Stolze genannt / Anno 1190 den 22. Junii / durch einen öffentlichen Brieff bekräftiget / und mit gebührenden Privilegien und Freyheiten begabet¹⁴⁸.

Die Bedeutung Leipzigs innerhalb der Region wird deutlich durch ihre Bevorzugung gegenüber anderen Städte in Bezug auf öffentliche Lasten: In einer Liste der Heerwagen, die 1347 den Markgrafen von Meißen zu stellen sind, wird von Leipzig – wie von Dresden und auch Grimma – der höchste Satz von „3 currus“ gefordert, im Gegensatz etwa zu Freiberg oder Chemnitz, die „2 currus“ bereitstellen müssen¹⁴⁹. In einem Rundschreiben an alle Städte verlangte der Landesherr 1474 von diesen, die Anzahl der ansässigen (steuerpflichtigen) Bürger zu nennen¹⁵⁰. Der Rat der Stadt Leipzig meldete 519 innerhalb und 15 außerhalb der Stadtmauer ansässige Bürger.

Die überragende wirtschaftliche Stärke Leipzigs im 16. Jahrhundert wird deutlich durch das mehr als dreimal so große durchschnittliche Vermögen der Einwohner gegenüber denen von sächsischen Städten vergleichbarer Größe¹⁵¹.

Umfangen war sie mit „geschmeidigen Mauren“ und Türmen aus „gebackenen Steinen“, die wiederum von vier Toren und drei Pforten durchbrochen waren, diese schützten 945 Häuser in 36 Gassen: Mit dieser Skizzierung seiner Heimatstadt lässt Tobias Heydenreich seine Leipziger Chronik im Jahr 1635 beginnen¹⁵². Wie war diese Stadt entstanden, die in späterer Zeit vielleicht noch berühmter durch ihre Gelehrten als durch ihre Messen war, wie sie in der Encyclopédie von 1765 pointiert charakterisiert wird¹⁵³? In dieser Arbeit soll die Entwicklung Leipzigs bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts vorgestellt werden, bis in die Zeit, in der sich die Anlagen zu ihrem weiteren Aufstieg entfaltet und gefestigt hatten¹⁵⁴. Das heißt bis zur Emanzipation der Bürgerschaft, die 1263 in der Verleihung der Freiheit, nicht mehr vor dem Vogt erscheinen zu müssen¹⁵⁵, und der Fundamentierung Leipzigs als in der Region führendem Handelsplatz, durch den von Markgraf Dietrich von Landsberg 1268 zugesicherten Schutz aller die Stadt besuchenden Kaufleute, ihren Ausdruck fand¹⁵⁶. Ebenso tritt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein vom Rat gewählter Bürgermeister auf¹⁵⁷. Auch zu den Gebäuden des öffentlichen Gottesdienstes kam nach 1300 kaum noch eines hinzu¹⁵⁸. Damit soll die im 13. Jahrhundert erwachsene Stadt aus der Untersuchung entlassen werden.

¹⁴⁸ Z. Schneider, 7. Buch, S. 353

¹⁴⁹ Lehnbuch 1349/50, S. 270

¹⁵⁰ H. Ermisch 1890, S. 148

¹⁵¹ K. Blaschke 1956, S. 141-142

¹⁵² T. Heydenreich 1635, S. 1f.

¹⁵³ Encyclopédie 1765, S. 380; Diderots Enzyklopädie 2001, S. 260-262; die Länge des Artikels zu Leipzig beruhte v. a. darauf, weil D. Jaucourt deren Gelehrte vorstellt.

¹⁵⁴ In diese Zeit fällt auch der Beginn der endgültigen Durchsetzung der Blaugraue Ware.

¹⁵⁵ Durch die Übertragung des Hochgerichtes an den Schultheißen (CDS II 8, Nr. 5)

¹⁵⁶ CDS II 8, Nr. 6 und Urkundenkasten 7, Nr. 1; so auch T. Heydenreich 1635, S. 44.

¹⁵⁷ siehe Anm. 121; der Markgraf wendete sich 1291 an Schultheiß, Rat und Bürgerschaft (CDS II 8, Nr. 19)

¹⁵⁸ G. Graf 1999a, S. 83

1.5. Einzelne Aspekte der archäologischen Forschungen

1.5.1. Die von Thietmar von Merseburg erwähnte Burg

Bei frühen archäologischen Forschungen fand Max Näbe 1912 slawische Keramik in der Großen Fleischergasse. Im Anschluss daran nannte er drei Orte, an denen sich die frühe Besiedlung konzentriert haben soll: Beim Naundörfchen und Ranstädter Steinweg, im Bereich der Flur „Altenburg“ und am Matthäikirchhof bis zum Brühl, wo ein Spitzgraben gewesen sein soll¹⁵⁹. Johannes Kretzschmar nahm diesen Gedanken auf und rekonstruierte ein Sackgassendorf, das vom Matthäikirchhof bis zum westlichen Ende des Brühls gereicht haben soll¹⁶⁰. Er wies auf einen leichten Knick bei den Häusern Große Fleischergasse 20 bis 26 hin und vermutete, dass hier die Sackgasse geöffnet worden war, um einen Zugang vom Ranstädter Tor zur (1217 errichteten) Burg zu schaffen.

Der damalige Stadtarchivar Ernst Müller zog aus schriftlichen Dokumenten den Schluss, dass auf dem Hang zwischen der Burg und dem ersten vermuteten Markt vier lang gestreckte, bogenförmig verlaufende Grundstücke von Freihöfen gelegen hatten, ein Gedanke, den Herbert Küas aufgriff¹⁶¹. Werner Radig berief sich sowohl auf diesen Hinweis von Müller wie auch auf die Funde von Max Näbe, als er 1934 die Annahme einer Burg mit einer Abschnittswallbefestigung im Zuge der Fleischergasse auf der Anhöhe (an Stelle des späteren Matthäikirchhofs) verfocht¹⁶².

Durch die archäologischen Untersuchungen auf dem ehemaligen Matthäikirchhof in den Jahren 1950-1956 kann es als gesichert gelten, dass sich die im vorigen Kapitel genannte Textstelle Thietmar von Merseburgs „in urbe Libzi“ auf eine Burganlage an dieser Stelle (beziehungsweise der Burg zusammen mit einer davor liegenden Siedlung) in der Regierungszeit Heinrichs II. bezieht. Für das Vorhandensein einer slawischen Burg an dieser Stelle konnten die Ausgrabungen keinen Beweis liefern. Die Existenz einer slawischen Vorgängerbürg an dieser Stelle kann jedoch nicht ausgeschlossen werden¹⁶³.

Die Befestigung dieser frühesten nachgewiesenen Burg stellte Küas in seinem Hauptwerk vor: Ihr Grundriss bildete ein Rechteck von etwa 150 auf 90 Meter, dessen Längsseite etwa in West-Ost Richtung verlief, mit abgerundeter Nordostecke. Burgwall und -graben sind sicher von Küas nachgewiesen; dies trifft jedoch nicht für die steinerne Innenbebauung und die steinerne Befestigung der Burganlage zu. Die in der Rekonstruktion von Küas eingezeichneten runden Türme an den übrigen drei Ecken sind nicht nachgewiesen und zumindest in dieser Form unwahrscheinlich, ähnliches trifft für die mit Mörtel gebundene Mauer auf dem Wall zu. Im Zentrum der Burg stand nach Küas ein runder Turm des 10. Jahrhunderts von etwa 10 Metern Durchmesser und einer Mauerstärke im unteren Bereich von 3,3 Metern. Diese Interpretationen überraschten schon H.-J. Vogt, ebenso kritisierte sie Friedemann Winkler¹⁶⁴. Zu der beschriebenen Wallkonstruktion scheinen diese massiven Steinbauten nicht zu passen¹⁶⁵. Thietmar beschreibt die wohl bedeutendste Burg der Region, die Meißener Burg, als eine

¹⁵⁹ M. Näbe 1913, S. 71f.; 1914, S. 266f.

¹⁶⁰ J. Kretzschmar 1935, S. 324; eine Burg um 1000 am Matthäikirchhof schließt er aber aus.

¹⁶¹ H. Küas 1976a, S. 50; siehe hier Taf. 4 a, 14

¹⁶² W. Radig 1934, S. 12; siehe dazu M. Näbe 1913

¹⁶³ H. Küas 1976a, S. 232

¹⁶⁴ H.-J. Vogt 1987, S. 176; H.-J. Vogt 1988, S. 497; F. Winkler 1994a, S. 7; F. Winkler 1998, S. 29-33 (dort auch Vergleichsbeispiele)

¹⁶⁵ siehe darüber hinaus zur Bauweise K. W. Struve 1979

Holz-Erde-Konstruktion. Nach den Ergebnissen archäologischer Untersuchungen besitzt diese erst seit dem Ende des 11. Jahrhunderts steinerne Bauten¹⁶⁶.

Die Burg Meißen wurde nach Thietmar 929 auf einem dicht mit Bäumen bestandenen Berg gebaut¹⁶⁷, womit nach Küas ein terminus post quem für die Datierung der Leipziger Burganlage vorliegen sollte¹⁶⁸. Diese, durch die unsichere Argumentation gewonnene Zeitstellung, wurde auch für die stratigrafisch mit der Burg verbundene Keramik übernommen. Für die Datierung des Palas legte Küas keine Begründung vor; die darunter liegende Keramik datierte er ins 12. Jahrhundert. Nach den vergleichbaren Funden von der Wiprechtsburg dürften sie jedoch jünger sein und aus der Zeit um 1200 stammen. Die Art der Fortifikation ist, was den Wall betrifft, ebenso wie die Funde nicht genau genug zu datieren, auch reicht die Aussagekraft der schriftlichen Quellen nicht aus, um zu einem zuverlässigen Ergebnis zu gelangen. Da nicht gesagt werden kann, dass keine slawische Burg bestand beziehungsweise, dass eine slawische Burg von den ostfränkisch-deutschen Königen übernommen wurde, ist insgesamt der Datierungsansatz von Küas fragwürdig.

Küas wollte diese Burg auf dem späteren Matthäikirchhof nicht als isolierte Anlage sehen, vielmehr rekonstruiert er ihre Lage so, dass von einem Ring von „Nebenburgen“ umgeben ist¹⁶⁹. Dabei identifizierte er auch die spätere „Alte Burg“ mit einer „deutschen Sperrburg“¹⁷⁰. Für diese anderen Burgen fehlen allerdings – bis auf den Sitz der Herren von Schkeuditz – Belege. Bei denen von Küas als „Türme“ bezeichneten kreisförmig gemauerten Bauten unter den Fundamenten der Paulinerkirche an der Grimmaischen Straße scheint es sich um Latrinen gehandelt zu haben¹⁷¹. Da entsprechende Befunde von einem Netz von Burgen auf engem Raum für diese frühe Zeit an anderen Orten in der Region fehlen, kann dieser Theorie nach dem heutigen Wissensstand nicht zugestimmt werden.

1.5.2. Das Suburbium und die östlich vorgelagerte Siedlung

Angelehnt an die Burg bildete sich ihr östlich vorgelagert eine Siedlung mit einem ersten Markt am Ende der späteren Hainstraße heraus. Dieser Siedlungskomplex wurde zur Keimzelle der Stadt. Es dürfte sich um eine Siedlung handeln, die teilweise als ein Suburbium innerhalb einer Befestigung¹⁷², teilweise aber auch ungeschützt davor lag und in der Leute wohnten, die handwerklich und im Handel tätig waren sowie auch solche, die Garten- oder Ackerbau betrieben.

Witold Hensel bezeichnete solche Siedlungen mit erster zentralörtlicher Funktion als „Stadtkeime“, in denen die Bevölkerung nichtlandwirtschaftliche Tätigkeiten ausübte, wo in offenen Siedlungen bei einer Burg Kaufleute und Handwerker siedelten, die sich aber weiterhin in hohem Maß mit typisch bäuerlichen Arbeiten befassten¹⁷³. Als weitere Entwicklungsstufe nennt er die „Städte mit Lokalrecht“, die schon fast alle Merkmale einer Stadt – insbesondere das Überwiegen handwerklicher und kaufmännischer Tätigkeiten – besaßen, denen

¹⁶⁶ W. Coblentz 1988, S. 372

¹⁶⁷ Thietmar I, 16

¹⁶⁸ siehe dazu Kap. 1.3.3.

¹⁶⁹ H. Küas 1976a, S. 234, S. 236f., Farb-Taf. VIII-X; ihm folgt F. Damming (K. Balfanz u. a. 1998, S. 130); schon F. Winkler hielt diese Vorstellung für „überzogen“ (1998, S. 14).

¹⁷⁰ H. Küas 1976a, Abb. 22

¹⁷¹ so etwa schon T. Westphalen (2003, S. 49); Beschreibung des Befundes: H. Küas 1976a, S. 192-196

¹⁷² Der Graben des Suburbiums wird eingehender in Kap. 2.3. vorgestellt.

¹⁷³ W. Hensel 1967, S. 29

nur die volle Rechtsautonomie sowie manchmal eine Befestigung des Suburbiums fehlten¹⁷⁴. Siegfried Rietschel sprach in diesem Zusammenhang von einem „topographischen Dualismus“ von Burg und einem der Burg vorgelagerten Bereich¹⁷⁵. In der jüngeren Literatur wird auch der Begriff „Burgstadt“ verwendet¹⁷⁶.

Küas wies Pferdeställe aus dem 12./ 13. Jahrhundert am nördlichen Brühl, westlich der Verlängerung der Katharinenstraße nach. Die Grabungen in den Neunziger Jahren ergaben insgesamt auch keine Befunde am Brühl aus dem 11./ 12. Jahrhundert. Ebenso bestand die Katharinenkapelle, die mit den in diesem Bereich liegenden Häusern verbunden war, wahrscheinlich 1218 noch nicht, da sie in der entsprechenden Urkunde nicht als Zubehör des Thomastiftes aufgeführt wird¹⁷⁷. Damit darf hier eine Ausdehnung der Besiedlung frühestens im ausgehenden 12. Jahrhundert angenommen werden. Schon Heydenreich erklärt den Namen Brühl mit „nassem Boden“, aufgrund einer tieferen Lage im Gelände als das übrige Stadtgebiet¹⁷⁸. Auch die heutige gängige Herleitung erfolgt von feuchter Wiese¹⁷⁹.

In der geläufigen Rekonstruktion schlug Küas eine erste Schutzumwallung in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts vor, die auch Gebiete nördlich der Parthe mit einschloss¹⁸⁰. Die Linie der von Küas rekonstruierten frühen Befestigung läuft im Westen am Ostufer des Pleißemühlgrabens entlang, im Norden vermutlich am Südufer der Parthe, im Osten liegt die Befestigungslinie in etwa an der Stelle der Stadtmauer des Spätmittelalters und im Süden orientiert sie sich an dem mutmaßlichen Platz des Petersdorfes an der Straßenabzweigung und schließt diesen mit ein. Damit wäre das umwehrte Gebiet zu dieser Zeit deutlich größer gewesen als im Spätmittelalter. Er stützte sich dabei – vermutlich auch mit Blick auf die frühe Siedlung nördlich der Parthe – auf die von Müller entwickelten Überlegungen¹⁸¹. Diesem war aufgefallen, dass im 16. Jahrhundert in der „Hällischen Vorstadt“ wie innerhalb des Mauerrings zweimal im Jahr Schoß gezahlt wurde, im Gegensatz zu den anderen Vorstädten, in denen nur einmal im Jahr gezahlt wurde. Müller führt das darauf zurück, dass die Hällische Vorstadt zunächst umwehrt war¹⁸².

¹⁷⁴ W. Hensel 1967, S. 30

¹⁷⁵ S. Rietschel 1897; H. Ludat betonte ähnlich, dass ohne befestigte Anlage keine Stadt entstanden ist (1955, S. 15); dagegen wendete sich schon W. Schlesinger, der auch Kaufmannsiedlungen ohne zugehörige Burg vermutete (1969, S. 268-269)

¹⁷⁶ zur Definition siehe E. Engel 1995, S. 17-19

¹⁷⁷ CDS II 9, Nr. 5; so auch C. Niedner (1952, S. 148); dazu G. Graf

¹⁷⁸ T. Heydenreich 1635, S. 43

¹⁷⁹ in dieser Bedeutung seit dem 13. Jh. nachgewiesen (F. Kluge 1999, S. 139)

¹⁸⁰ H. Küas 1976a, S. 233f., Farb-Taf. IX u. X; er sieht sie als Verbindung der angenommenen Nebenburgen. Nachdem die Parthe verlegt worden war, befand sich das Gebiet aber ohnehin in einer geschützten Lage.

¹⁸¹ E. Müller spricht von einer „Binnenmauer“ an der Nordseite des Stadtkerns (1929, S. 7); H. Küas berief sich auf diesen (1976a, S. 245)

¹⁸² E. Müller 1953, S. 239 u. bes. S. 249; ebenso werden die Bürger der Hällischen Vorstadt in den Türken- und Landsteuerregistern um 1500 unter dem Hällischen Viertel aufgeführt (G. Wustmann 1889, S. 65ff.); K. F. v. Posern-Klett möchte dagegen den Bewohnern der Hällischen Vorstadt allenfalls die Eigenschaft von Pfahlbürgern zusprechen (S. X)

1.5.3. Entwicklung der Siedlungen zur Stadt (Befestigung und Markt)

Friedrich Reppin untersuchte in den Jahren vor 1871 die Bodengestalt im Leipziger Stadtkern und kam unter anderem zu folgendem Schluss: „Denkt man sich eine schräge Linie, welche vom Ritterplatz durch die Ritter=, Nicolai=, Reichs, Katharinen= bis in die Hainstraße in die Nähe des Hotel de Pologne sich zieht, so hat man nach allen Anzeigen ... die ehemalige älteste Stadtmauerlinie vor sich; hier finden sich Aufschüttungen und zwar bis in die nächste Nähe des Marktes von 15-17 Ellen Höhe vor“¹⁸³. Jetzt stellt sich die Frage: Wie zuverlässig ist diese Aussage? Küas behauptete, dass der von Reppin angenommene Verteidigungsgraben sich bei einer Überprüfung als eine Reihe von Abfallgruben herausgestellt habe¹⁸⁴. Unklar bleibt bei Küas' Aussage, wer überprüfte und wie überprüft wurde.

Reppin berichtet darüber hinaus von Resten der ehemaligen Stadtmauer in der Ritterstraße „Stadt Malmedy“, in der Reichsstraße „Dammhirsch“, in der Hainstraße Hôtel de Pologne (dazu dort die Fundamente eines daran stoßenden „turmähnlichen“ Gebäudes), sowie bei der Georgenhalle, die bei Ausschachtungen sichtbar gewesen wären¹⁸⁵. Es ist natürlich problematisch, Mauerwerk sicher als Stadtmauerreste einstufen zu können. In der Ritterstraße und in der Hainstraße handelte es sich jedoch um größere Neubauten – bei letzterer wurden drei Grundstücke zusammengenommen –, so dass die zu beobachtende Fläche groß gewesen sein muss. Trotzdem scheinen die Befunde für eine frühe Stadtmauer zu hoch gelegen zu haben: 9 Ellen (ca. 4,5 m) in der Ritterstraße, 10 Ellen (ca. 5 m) in der Reichsstraße¹⁸⁶.

Müller merkt zur Ritterstraße an, dass es sich – falls man Reppin glauben will – „um Siedlungen der Zeit vor dem 12. Jahrhundert handeln (muss), da die Reihe der Erbgeldhäuser, außer zu Anfang des 13. Jahrhunderts, niemals durch Stadtmauern unterbrochen worden ist“¹⁸⁷.

Küas konnte auf zehn Meter Länge den Verlauf eines 2,2 m tiefen Grabens beobachten, der an der Kante 1,7 m und an der Sohle 1,2 m Breite aufwies¹⁸⁸. Die Grabensohle war eben und Küas spricht ihm den „Charakter eines Schützengrabens“ zu. Es soll hier auch die Möglichkeit angesprochen werden, dass es sich um einen nicht fertig gestellten Graben handeln könnte – wogegen allerdings die akkurate Ausführung spricht.

Winkler konnte 1987 „das Profil eines in Ost-West-Richtung verlaufenden mehrteiligen Grabenzugs“ dokumentieren¹⁸⁹. Er nahm aufgrund dieser Untersuchungen eine Rekonstruktion vor, in der er verschiedene der beobachteten Gräben zusammenführte¹⁹⁰. Von dieser Rekonstruktion nahm er wieder Abstand, als bei den archäologischen Untersuchungen in der Hainstraße eine Fortsetzung des Grabens ausgeschlossen werden konnte.

Winkler setzt die Anlage des zentralen Marktes später als Küas an, wofür er seine Beobachtungen am Markt, die er anlässlich einer Erweiterung des Untergrundmessehauses 1989

¹⁸³ F. Reppin 1872, S. 67

¹⁸⁴ H. Küas 1976a, S. 202, Anm. 94

¹⁸⁵ F. Reppin 1872, S. 67f.; zu Zuordnung der Hausnummern für die angegebenen Grundstücke siehe E. Müller, *S. 38f., S. 120 sowie S. 121f.; bzw. Leipziger Adreß-Buch für 1871, S. 476

¹⁸⁶ F. Reppin 1872, S. 67 bzw. S. 68; zur Meterangabe siehe E. Müller *S. 120

¹⁸⁷ E. Müller 1997, Anm. 148 auf S. 152

¹⁸⁸ H. Küas 1976a, S. 200f.

¹⁸⁹ F. Winkler 1994a, S. 9. Es liegt eine von ihm angefertigte Profilzeichnung im Maßstab 1:20 vor (im Naturkundemuseum Leipzig aufbewahrt), die er mir freundlicherweise erläuterte. Nach einer mündlichen Mitteilung wurde er durch eine längliche Verfärbung im Hofbereich darin bestärkt, einen Graben anzunehmen. Die gezeigten Scherben aus dem Graben weisen nach ihm ins 13. Jh., sie könnten aber auch schon dem 14. bzw. 15. Jh. angehören.

¹⁹⁰ F. Winkler 1994a, S. 9, Abb. auf S. 8; F. Winkler 1994b, S. 1, Abb. auf S. 3

durchführen konnte, als Beweis ausführlich anführt¹⁹¹. Danach befand sich in der Nordwestecke des Platzes ein Fassbrunnen des 12. Jahrhunderts, der um 1200 aufgegeben worden sein muss. Er schließt daraus, dass dies deswegen kein Ausgangspunkt eines Marktplatzes geworden sein kann.

In der Nordostecke des Marktplatzes, 90 cm unter der heutigen Oberfläche entdeckte Winkler eine faulige Reisischicht von etwa 40 cm Stärke, aus der er Keramik aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts bergen konnte. Demnach setzt er als Datum für Anlage des Marktplatzes das Ende des 13. bis Anfang des 14. Jahrhunderts an¹⁹².

Winkler nimmt eine große Lehmgrube an, die bis etwa 7 m westlich der Ostkante der Verlängerung der Katharinenstraße verlaufen und fast den gesamten Raum des heutigen Marktplatzes eingenommen haben soll. Er rechnet damit, dass der gewonnene Rohstoff für Backsteine der Kirche der Eisenschmelzersiedlung sowie der nachfolgenden Bauten verwendet wurde¹⁹³. Winkler beruft sich zum einen auf seine Betrachtungen wie auch auf die, welche der damalige Kustos des Stadtgeschichtlichen Museums, Walter Lange, beim Bau des Untergrundmessehauses 1925 in einem launig formulierten Aufsatz beschreibt: „Im Süden, wo sich jetzt der Eingang zur ‚Unterirdischen‘ befindet, hatten unsere Ahnen den Lehm Boden tief ausgestochen“¹⁹⁴. Allerdings spricht Lange nur vom südlichen Bereich, er erwähnt auch im selben Text Scherben, die er nach „ihrer Struktur, ihrer Ornamentik“ dem 10.- 11. Jahrhundert zuweisen möchte – die aber natürlich bei der Zuschüttung einer großen Grube von weiter her gekommen sein können.

Winkler stellt damit die Marktentwicklung so dar, dass nach dem ersten Markt (dem Eselsmarkt) unter der Burg der Neumarkt („Älterer Neumarkt“/ Universitätsstraße) folgte und der heutige Marktplatz erst bei Zusammenschluss der bisher getrennten Siedlungseinheiten entstanden ist¹⁹⁵ – wie schon im vorigen Kapitel angesprochen wurde.

Für eine Klärung der Frage nach dem Datum der Anlage des Marktplatzes wurden – trotz der großflächigen Störung – in die Grabungen des Landesamtes für Archäologie im Zuge der Ausschachtungen für den Bahnhof des S-Bahn-Tunnels große Hoffnungen gesetzt. Nach ersten Aussagen der damit betrauten Wissenschaftler scheinen keine Hinweise für eine große Lehmgrube an dieser Stelle gefunden worden zu sein.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass hier nur Mosaiksteinchen vorliegen und es weiter als unsicher gelten muss, wo der Markt im 12./ 13. Jahrhundert gelegen hatte.

¹⁹¹ F. Winkler 1990, F. Winkler 1993, F. Winkler 1994; zuletzt F. Winkler 1998, S. 45 - S. 58

¹⁹² Der Datierung der meisten Scherben aus dem Brunnen (Abb. 7) in die Zeit um 1200 kann zugestimmt werden, teilweise (wie etwa Abb. 7, 2 u. 9) stammen sie vermutlich aber erst aus dem 14. Jh. Die Funde aus der Lehmgrubenverfüllung dürften wie die Randscherbe Abb. 2, 2 erst aus dem 15. Jh. stammen, einer Zeit also, in der die der Markt schon angelegt worden ist. Demnach könnte es sich auch um eine kleinere Grube innerhalb eines schon bestehenden Marktplatzes handeln.

¹⁹³ Zur Qualität des Rohstoffes: „Durch seine im allgemeinen sehr gleichmäßige, feinsandig-tonige Zusammensetzung eignet sich der Auenlehm ausgezeichnet zur Herstellung von gebrannten Ziegeln, was zur Errichtung zahlreicher Ziegeleien in und am Rande der Elsteraue (Gundorf, Stahmeln, Wahren, Zschocher usw.) führte.“ (R. Gläsel 1955, S. 132)

¹⁹⁴ W. Lange 1925, S. 25

¹⁹⁵ F. Winkler 1998, S. 55

2. Befunde

2.1. Die Grabungsflächen im Überblick

2.1.1. Konzeption der Darstellung

In dieser Arbeit sollen vor allem die Ergebnisse der Grabungen der Neunziger Jahre im Leipziger Stadtkern dargestellt werden. Grabungsflächen befanden sich östlich der von Küas entdeckten Burganlage auf dem Matthäikirchhof, sowie in der Humboldtstraße, welche mit der von Küas untersuchten „Siedlung nördlich der Parthe“ in derselben Straße in engem Zusammenhang steht. Eine Vielzahl von archäologischen Untersuchungen im Leipziger Stadtgebiet wurde bereits in Küas' 1976 publiziertem Hauptwerk vorgestellt, welche für diese Arbeit natürlich von großer Bedeutung ist. Trotzdem sind die neueren Untersuchungen zeitlich und methodisch von Küas' Grabungen so weit getrennt, dass diese als ein in sich geschlossenes System eingefügt wurden, das neben der Arbeit von Küas steht.

Das dieser Doktorarbeit zugrunde liegende Dokumentations- und Fundmaterial stammt von den Stadtkerngrabungen der Jahre 1993 bis 1997 im nordwestlichen Viertel der Leipziger Innenstadt: den Grundstücken Hainstraße 1/ 3 (Barthels Hof und Webers Hof), Hainstraße 5/ 7 und Hainstraße 4/ 6/ 8/ 10 sowie der Großen Fleischergasse 15/ 17. Dazu kommt Material aus einem nördlich daran anschließenden Gebiet zwischen dem Naturkundemuseum und dem Zoologischen Garten: dem Grundstück Humboldtstraße 9/ 11 (siehe Abb. 1).



Abb. 2: Grabungsflächen im Überblick

Der Beginn der vorbereitenden Arbeiten an der Dissertation im April 1997 fiel mit dem Abschluss der letzten der Grabungen zusammen. Eine davon (in der Hainstraße 4/ 6/ 8) lief noch bis Juni 1997, wobei sich die Möglichkeit bot, diese laufend zu beobachten und mit der Schichtabfolge der Gegend vertraut zu werden.

Darüber hinaus leitete der Verfasser dieser Arbeit zusammen mit Kathrin Balfanz beziehungsweise Stefan Kirchberger die Ausgrabungen auf dem Burgplatz sowie dem Sachsenplatz, bei denen sich – vor allem bei der zweiten Grabung – Erkenntnisse zur Stadtentwicklung ab dem 13. Jahrhundert ergaben.

Als ideales Ziel stand vor Augen, die Grabungen wie eine einzige große Grabung zu behandeln. Diese Absicht konnte natürlich nicht wirklich erreicht werden, die Vorgehensweise richtete sich jedoch danach aus, indem die Bezeichnungen und Beschreibungen vereinheitlicht wurden. Die durch Absprachen der an den Bauarbeiten Beteiligten und jüngere Bebauung bestimmten Grenzen der einzelnen Grabungen tauchen in dieser Arbeit demnach meist, jedoch nicht immer auf.

Für die archäologischen Untersuchungen werden im folgenden Text neue Bezeichnungen „Grabungsabschnitt 0“ bis „Grabungsabschnitt 9“ verwendet; die ursprünglichen, vor Ort vergebenen Grabungsnummern werden jeweils zu Beginn der Kapitel hinter der neuen Bezeichnung in Klammern angegeben, sowie in einer Konkordanz am Ende des Textteils aufgeführt. Dies liegt daran, dass die alten Nummern Grabungen benennen, die zum Teil ineinander liegen (so etwa L-48 in L-44)¹⁹⁶, Grabungen zusammenfassen, die von verschiedenen Ausgräbern durchgeführt wurden (L-01, Schnitt 1 und Schnitt 2) oder über Grundstücksgrenzen hinaus greifen und durch moderne Störungen voneinander getrennt sind (L-46, Schnitt 1 in der Hainstraße 4 sowie Schnitt 2 und 3 in der Hainstraße 6). Durch die neuen Bezeichnungen entstehen Abschnitte, deren Befunde in einem engen Verhältnis zueinander stehen und deren Dokumentation einheitlich ist¹⁹⁷. Die Nummer des Grabungsabschnitts bildet dabei zugleich die erste Zahl der ebenfalls neu vergebenen Befundnummer und verweist auf den zugehörigen Plan.

Die Grabungsabschnitte 2 bis 4 sowie 5 bis 9 – welche voneinander durch die heutige Hainstraße getrennt sind – stehen dabei durch ihre Lage und Zeitstellung in einem engen Zusammenhang und werden deshalb in Kapiteln und Flächenplänen zusammengefasst. Auf einzelnen Zeichnungen werden bestimmte Bereiche herausgenommen, die sich durch die Befundsituation als zusammengehörig erwiesen haben, und in einem größeren Maßstab vorgestellt: So zum Beispiel auf Beilage 5 c L-43, Schnitt 1 von L-44 und L-48, auf Beilage 5 b Schnitt 2 und 4 von L-44 sowie Schnitt 2 und 3 von L-46.

Eine neue Bezeichnung der Befunde war notwendig geworden, weil manchmal eine Nummer versehentlich mehrfach für verschiedene Befunde vergeben worden ist (vor allem in GA 9), für das Negativ manchmal keine eigene Nummer vergeben wurde und gleiche Nummern bei benachbarten Schnitten vorliegen (L-46/ Schnitt 2 nahe L-44/ Schnitt 2; L-48 neben L-44/ Schnitt 1), was leicht zu Missverständnissen hätte führen können. Diese neuen Nummern bieten auch den Vorteil, dass Befunde, die irrtümlich zu einem zusammengefasst worden sind, wieder aufgelöst und mit einer eigenen Nummer charakterisiert werden konnten.

¹⁹⁶ Teilweise waren die Grabungen ineinander verschachtelt: So grenzte L-44, Schnitt 1 im S an die Schnitte 2 und 3, im N an L-43 und im W an L-48. Die östliche Schnittgrenze fiel mit der Grabungsgrenze zusammen.

¹⁹⁷ Zusammengefasst sind etwa L-44, Schnitt 2 und 4 mit L-46, Schnitt 2 und Schnitt 3, da diese aneinander grenzten und somit die über die Schnittgrenzen fortlaufenden Befunde jeweils einander zugeordnet werden konnten. Auch bot sich bei L-43 sowie L-44, Schnitt 1 und L-48 eine Vereinigung zu einem GA an, da die vielen Profile im fraglichen Grenzbereich eine Zuordnung der PS erleichterten.

Die Befunde wurden dann auf eine kleinere Anzahl an Nummern reduziert, wenn Befunde mit großer Wahrscheinlichkeit zusammen gehörten und die vorliegende feinere Aufgliederung keine zusätzlichen Informationen liefern konnte.

Nur die älteren Befunde tauchen auf den Flächenzeichnungen auf; die dargestellten Flächen geben dadurch bedingt stellenweise die Grabungsgrenze einer der unteren Flächenzeichnungen wieder.

Es werden die Befunde bis ins 13. Jahrhundert vorgestellt und – wenn es für die Interpretation der Befunde als sinnvoll erscheint – die stratigrafisch folgende Schicht, welche diese frühen Befunde überdeckt, sowie Befunde, die Rückschlüsse auf die frühe Nutzung des Geländes zulassen, wie etwa Gebäudereste, deren Gestalt möglicherweise die von Vorgängerbauten aufgreifen.

Die Befunde werden überwiegend nur dann im Katalog aufgeführt, wenn sie auch in einer Zeichnung auftauchen (das betrifft vor allem die Planierschichten) – außer es gibt einen zwingenden Grund, sie trotzdem aufzunehmen, beispielsweise, dass sie zwar nicht dokumentiert aber trotzdem für die Erläuterung der Befundsituation wichtig sind.

Da die Befunde östlich der Hainstraße für die Betrachtung interessant sind, wie der Ausbau der Stadt weiter vor sich ging, werden in diesem Abschnitt (Kap. 2.6. und 2.7.) auch jüngere Befunde vorgestellt als in den vorigen Kapiteln (Kap. 2.2. bis 2.5.).

2.1.2. Phaseneinteilung der Leipziger Befunde

Damit die Siedlungsentwicklung anschaulich wird und die Befunde der einzelnen Grabungskampagnen verglichen werden können, wurde für die Grabungsareale eine für alle geltende Gliederung in sieben Phasen festgelegt. Als Ausgangspunkt wurde der umfassende und einheitliche Fundkomplex aus der Verfüllung des – als Graben des Suburbiums angesprochenen – Befundes 103 im Grabungsabschnitt 1 genommen. Dessen Keramikgruppe soll das „Leitfossil“ einer Phase 0 sein: eine Keramik der Warenart 2, die mit den Randformen 6 und 7 (Dornansatz) ausgestattet ist.

Dieser Komplex drängt sich auch deshalb auf, weil der Graben einen markanten Punkt in der Stadtentstehung darstellt – nämlich als die Bevölkerungszunahme den zu eng gewordenen Befestigungsring sprengte. Dieselbe Phase zeigen auch die Funde der weiter östlich gelegenen Planierschicht 401 an, welche im Grabungsabschnitt 4 als zeitliche Orientierung dienen kann. Die vorausgehenden Phasen werden mit einem Minuszeichen versehen¹⁹⁸; damit können auch ältere Phasen, die bei noch ausstehenden Untersuchungen auftreten ohne Probleme in das Schema eingefügt werden. Die zeitlich unmittelbar vor der Phase 0 liegende Phase -1 umfasst Befunde, die sich von denen der Phase 0 nur durch ein geringes Vorkommen der WA 3 unterscheiden, sowie von der Phase -2 durch die jüngeren Randformen geschieden sind. Die früheste hier vorgestellte Phase ist die Phase -2, die in den Funden in der Humboldtstraße (GA 0) und den Altfunden auf dem Matthäikirchhof vertreten ist. Sie wird außerhalb des Grabungsabschnitts 0 nur durch die Gruben 104 und 106 repräsentiert.

Auf die Phase 0 folgen zeitlich Befunde der Phase +1, in denen bereits die Warenarten 2 und 3 mit einem größeren Anteil der WA 5 vergesellschaftet waren. Die folgende Phase +2 wird bereits durch das Auftreten der Warenart 6 (vor allem 6.1) gekennzeichnet, frühe so genannte deutsche Keramik oder „Vorblaugraue Ware“. Die Phase +3 wird durch Keramikkomplexe charakterisiert, die sich hauptsächlich aus Funden der WA 6 zusammensetzen. Die Phase +4

¹⁹⁸ Diese etwas ungewöhnliche Verwendung von Minuszeichen bewährt sich bei den Leipziger Grabungen deswegen, weil die GA 0 und 1 den Phasen -2 bis 0 und die GA 2 bis 9 den Phasen 0 bis +4 angehören.

liegt schon außerhalb des eigentlich hier zu behandelnden zeitlichen Rahmens und die Befunde, die dieser zugeordnet werden, weisen schon einen hohen Anteil der WA 7 auf, entwickelte so genannte deutsche Keramik oder „Blaugraue Ware“.

Es wäre hierbei nicht hilfreich einen „geringen Prozentsatz“ mit genauen Prozentzahlen zu definieren, da die Gefäße der verschiedenen Warenarten anscheinend in unterschiedlichen Mengen produziert wurden. So ist zum Beispiel die WA 5 eine Warenart, die nur zaghaft im Fundgut in Erscheinung tritt, wohingegen WA 6 sich schnell einen großen Anteil erobert.

Demnach ist für die Definition einer Phase die Zusammensetzung der Warenarten im Fundgut ausschlaggebend, bei fehlenden Funden der stratigrafische Zusammenhang.

Daraus ergibt sich im Überblick:

	Definition durch Anteile der Warenarten	Zeitstellung	Auftreten
Phase -2	nur die WA 1, 2 und 4 vertreten (so genannte mittelslawische Keramik)	9./ 10. Jh.	GA 0
Phase -1	geringer Prozentsatz der WA 3 (so genannte spätslawische Keramik), ansonsten nur die WA 1, 2 und 4	um 1000/ frühes 11. Jh.	GA 1, GA 2, GA 4
Phase 0	deutlicher Prozentsatz der WA 3 (so genannte spätslawische Keramik) und geringer Prozentsatz der WA 5 („Übergangsware“)	2. Hälfte 11. Jh. bis um 1100	GA 1, GA 2, GA 3, GA 4
Phase +1	deutlicher Prozentsatz der WA 5 („Übergangsware“), geringer Prozentsatz der WA 6 („Vorblaugraue Ware“)	frühes und mittleres 12. Jh.	GA 2, GA 3, GA 4, GA 6, GA 7, GA 8, GA 9
Phase +2	deutlicher Prozentsatz der WA 6 („Vorblaugraue Ware“), keine WA 7 („Blaugraue Ware“)	spätes 12. Jh./ um 1200	GA 5, GA 6, GA 7, GA 8, GA 9
Phase +3	klares Überwiegen der WA 6 („Vorblaugraue Ware“), geringer Prozentsatz der WA 7 („Blaugraue Ware“)	1. Hälfte 13. Jh.	GA 5, GA 6, GA 7, GA 8, GA 9
Phase +4	deutlicher Prozentsatz der WA 7 („Blaugraue Ware“), gegen Ende der Phase klares Überwiegen derselben	ab Mitte 13. Jh. (hier: bis 15.Jh.)	GA 5, GA 6, GA 7, GA 8, GA 9

Neben den Warenarten sind natürlich auch die Gefäß-, die Rand- und die Verzierungsformen für eine Zuordnung zu einer Phase entscheidend; ausschlaggebende Kriterien für eine Zuordnung werden jeweils im Einzelfall angegeben mit Verweis auf die Ergebnisse der Keramikanalyse.

Im Text wird zuerst eine Phasengliederung mit den Planierschichten vorgestellt, dann folgen die Befunde in Gruppen geordnet, wobei ihre jeweilige Einbindung in die Phasen genannt wird. Die Befunde erscheinen nicht in Grabungsabschnitte getrennt, sondern zusammengefasst in einem der vier großen Bereiche (wie sie in den Kapitelüberschriften auftauchen); so kann auch ein Befund, der in mehreren Grabungsabschnitten erscheint, in einem Zug vorgestellt werden.

2.2. Siedlungsbefunde nördlich des alten Parthelaufs (GA 0)

Grabung Humboldtstraße 9/ 11

2.2.1. Situation und Vorgehensweise

Begonnen werden soll mit den frühen und am Rande des untersuchten Geländes gelegenen archäologischen Hinterlassenschaften. Bei Ausgrabungen auf dem rückwärtigen Teil der Grundstücke Humboldtstraße 9 und 11 waren im Januar bis März 1997 Gruben und Planierschichten freigelegt worden, worin sich Keramikscherben fanden, die gewöhnlich als solche von slawischer Machart bezeichnet werden. Nach der Lage ihres Fundorts und der Zeitstellung der Funde kann eine Zugehörigkeit zu einer slawischen Siedlung nördlich des alten Parthelaufs als ziemlich sicher gelten, deren Existenz Herbert Küas bereits 1955 bei Profilbeobachtungen während laufender Kanalarbeiten in der Straßenmitte der Humboldtstraße nachweisen konnte¹⁹⁹. Die neu entdeckte Fundstelle lag nur ca. 25 m nördlich von den von Küas dokumentierten Profilen und die so genannte mittelslawische Keramik der Altgrabung (Keramikgruppe A) und der Neugrabung (hier vertreten durch die Warenarten 1, 2 und 4) gleicht sich im technologischen Aufbau und Formenbild frappant.

Küas hatte damals an dieser Stelle Folgendes studieren können: Zuunterst in den Lehm gegrabene Löcher enthielten in schwarzes Erdreich eingebettete Keramik, die er der Stufe A zuordnete, und eine darüber liegende hellere, bräunlich-graue Schicht Keramik, die er der Stufe BC zuwies²⁰⁰. Auch wenn weder Herdstellen noch Pfostenlöcher zu sehen waren, meinte Küas dennoch einen „unverkennbaren Siedlungscharakter“ feststellen zu können²⁰¹; ein Urteil, das nach der damaligen Funddichte und den Ergebnissen der nun vorgestellten jüngeren Grabung auch durchaus als glaubhaft gelten darf. Im Osten lief nach Küas ein Graben in Nord-Süd-Richtung innerhalb des besiedelten Gebietes. Im Westen des dokumentierten Ausschnitts scheint eine natürliche Böschung zur östlichen Uferterrasse der Elsteraue künstlich nachgearbeitet worden zu sein. Letztere Angaben sollten natürlich vorsichtig behandelt werden, da durch die eingeschränkten Beobachtungsmöglichkeiten eines schmalen Schnittes eine zuverlässige Begutachtung der Situation nicht erreichbar ist. Dennoch können die Nachrichten von

¹⁹⁹ H. Küas 1976, S.174-177, bes. S. 175, S. 232; siehe dort auch Taf. 20, Taf. 37, Taf. 63b

²⁰⁰ Die Keramikbezeichnungen stammen von den schon zuvor genannten Einteilungen für die Grabung Matthäikirchhof.

²⁰¹ H. Küas 1976, S.175

Küas – mit einer gewissen Vorsicht – als für den Charakter der Siedlung aufschlussreich herangezogen werden.

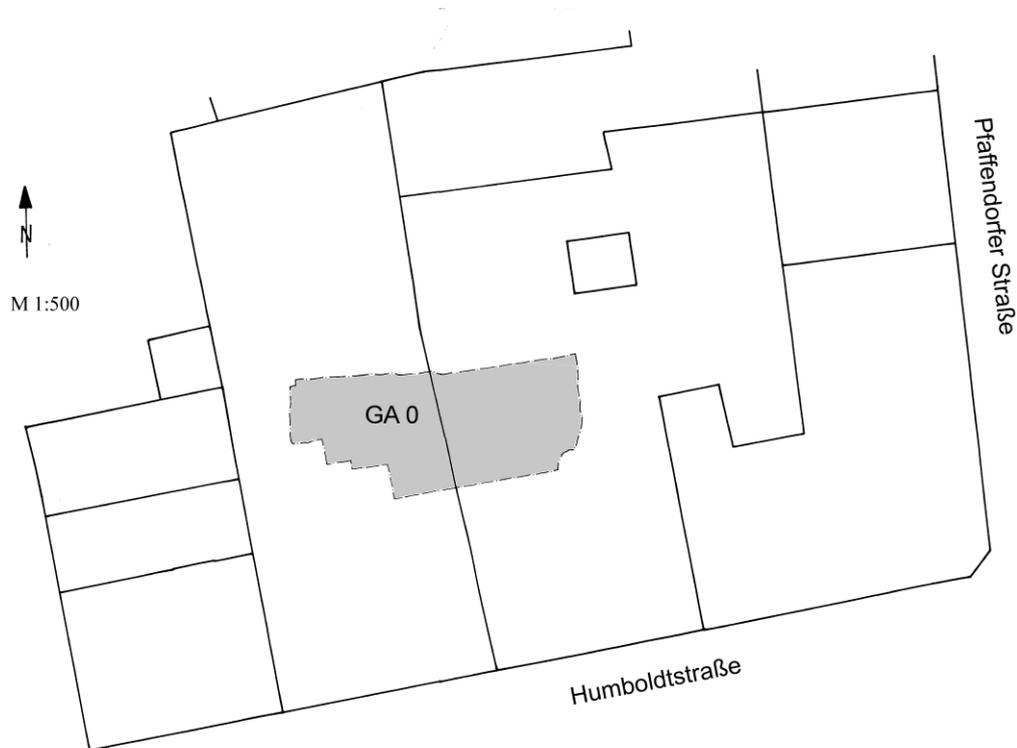


Abb. 3: Lage der Grabungsabschnitts 0 (Humboldtstraße 9/ 11)

Im Grabungsfeld lagen – wie schon erwähnt – Befunde aus dem 9./ 10. Jahrhundert, entsprechend den Ergebnissen von 1955, glücklicherweise in weitgehend ungestörten Erdschichten vor. Hoch- und spätmittelalterliche Keramik, die im Gebiet der durch schriftliche Quellen hinlänglich bekannten Hallischen Vorstadt in diesem Gelände zu erwarten gewesen wären, wurde jedoch fast keine geborgen. Dies hing wahrscheinlich damit zusammen, dass zügig auf das Niveau der slawischen Horizonte hinunter gegraben wurde, vermutlich deshalb, weil neuzeitliche Schichten bis tief unter die Straßenoberfläche hinabreichten²⁰².

Die Vorgehensweise des Grabungsteams sah so aus: Es wurde 1,8 m - 2,3 m vom Straßenniveau aus mit dem Bagger abgetieft, der Handaushub begann, als die Oberkante des gewachsenen Bodens sichtbar wurde. Es existieren Zeichnungen einer Fläche, die einen Großteil des Areals abdecken und auf denen im westlichen Bereich Planierschichten und im östlichen Gruben zu sehen sind, welche in den durch Erdarbeiten von jüngeren Schichten entblößten, anstehenden Boden eingeschnitten waren. Nur von einem Teilausschnitt liegt eine Detailzeichnung vor, welche in ihren Linien die Position der Befunde einer tiefer liegende Fläche bewahrt.

Nach dieser Sachlage scheint es so zu sein, dass das Gelände nach Osten hin anstieg, was auch die Profile bestätigen.

²⁰² So sind auf den Profilzeichnungen der Baugrubenwände unmittelbar über den slawischen Schichten spätneuzeitliche Bauschuttschichten zu sehen, wodurch das Fehlen von Siedlungsniederschlägen hinreichend begründet ist. Eine ähnliche Beobachtung machte Küas (1976, Abb. 181a, dazu Legende S. 177).

2.2.2. Die horizontalen Befunde (Siedlungsschichten)

Der auf den Grundstücken in der Humboldtstraße unter den Deckschichten anstehende Boden „GW 000“²⁰³ bestand aus hellbraunem Lehm, der allmählich von schluffigem zu stark sandigem Charakter überging²⁰⁴. Seine Oberkante reichte von ca. 105,3 mNN im Westen bis 105,75 mNN im Osten, womit wir ein Gefälle zur Aue hin vorliegen haben.

Eine im Mittel 20 cm mächtige, sandige Lehmschicht (PS 001), mit vielen Holzkohlestückchen und ungebrannten wie gebrannten Lehmbrocken durchsetzt, war als unterste Schicht erhalten. Aus ihr stammen über 50 kg Keramik der Warenarten 1 (69 %) und 4 (31 %) ²⁰⁵, wobei die aus verschiedenen Bereichen der Schicht geborgene Keramik sich bei den Randausformungen nicht auffällig voneinander unterschied. Es fanden sich sogar aneinander passende Scherben unter den verschiedenen Fundnummern²⁰⁶, so dass von einer Verlagerung der Erdmassen ausgegangen werden kann und ein Auftrag der Schicht über eine größere Fläche in einem Arbeitsablauf anzunehmen ist. Die Planierschicht 001 wird als dunkelgrau bezeichnet und könnte damit zu der von Küas erwähnten schwarzen Schicht mit Keramik der Stufe A gehört haben, wofür auch die ähnlichen Funde von 1955 und 1997 sprechen würden.

Gerne würden wir eine Staffelung der Funde nach chronologischen Merkmalen aus verschiedener Tiefe feststellen können; es ist jedoch zu konstatieren, dass die nach ihrem Erscheinungsbild älteren Stücke oft aus Fundtüten stammen, die mit einem jüngeren Datum versehen sind, wohingegen jüngere Stücke aus einer „Fläche 2“ stammen (etwa Inv.-Nr. 21; Taf. 43/1-2). Nur gelegentlich sind ältere Stücke (so bei Inv.-Nr. 13) mit einem frühen Funddatum verknüpft, was aber im Bereich des Zufälligen liegen kann, da insgesamt kein signifikant höherer Anteil an älteren Keramikgruppen erfasst werden konnte.

Die unterste Schicht 001 wurde im nördlichen Bereich der Grabungsfläche durch eine Schicht (PS 002) überdeckt, die stellenweise über der ersten lag und flache Senken ausglich, wie in Pr. 02 und Pr. 03b zu sehen ist²⁰⁷. Sie bestand aus gebranntem und ungebranntem Lehm, der teilweise von Humusbändern und Asche durchsetzt war²⁰⁸, und könnte demnach auf einen Horizont hinweisen, der beim Abbruch von Öfen entstanden war. Eher noch könnte er aber nach einer Zerstörung von Gebäuden aufgetragen worden sein und von abgebrochenen Gebäuden gebildete Lagen darstellen, die mit einer großflächigen Veränderung des Geländes zusammenhängen könnten.

Nach Pr. 03a scheint die humose, stark sandige Lehmschicht 003 wegen ihrer im Profil „unruhig“ erscheinenden Unterkante, welche mit ihren kleinflächigen Vertiefungen in die Substanz der darunter liegenden Schicht 002 hineingreift, zu dieser zu gehören.

Die Oberfläche der Schicht 002 erweckt zumindest nicht den Eindruck, dass sie das Ergebnis von Begehen und Tätigkeiten der damals lebenden Bevölkerung sein könnte, sondern, dass sie eine erste Anhäufung von Material bildete, auf das dann die folgende Erddecke aufgetragen wurde.

Diese zuvor schon in einer Vermutung angesprochenen Zerstörungen können allerdings nicht

²⁰³ Die Bezeichnungen in diesem Text sind neu vergeben worden (siehe voriges Kap.); eine Konkordanz gibt Auskunft über die Bef.-Nummern in der Dokumentation.

²⁰⁴ Aus dem GW 000 liegen eine unverzierte Wandscherbe der WA 1.1 und drei der WA 1.2 vor, die vage ins 8. Jh. bis 10. Jh. zu datieren sind.

²⁰⁵ Die Funde liegen in 11 Inventarnummern („13“ bis „23“) getrennt vor.

²⁰⁶ Es passen Scherben unter Fundnummern, die mit einem frühen Datum der Auffindung verbunden sind, zu solchen eines späten Datums (siehe z. B. Taf. 41/10).

²⁰⁷ Nach Pr. 01b war sie stellenweise von der PS 001 eingeschlossen; deren Punkt e aber schließt an Punkt b des Pr. 03a an, wo die Situation anders dargestellt ist.

²⁰⁸ Nach der Befundbeschreibung fanden die Ausgräber auch Fehlbrände in der Schicht.

allzu einschneidend gewesen sein, da die zuoberst liegende Schicht 003 Keramik enthielt (Taf. 44/1-11), die sich von den Rand- und Gefäßformen nicht allzu sehr von der Keramik der stratigrafisch tiefer liegenden Schichten 001 und 002 unterschied. Es ist dabei auffällig, dass jeweils mindestens dreimal Scherben aus den unmittelbar aufeinander folgenden Schichten (001 und 002 sowie aus den Befunden 001 und 003) passende Bruchstücke eines Gefäßes bildeten. Der zeitliche Abstand, in dem die drei Planierschichten aufgetragen worden sind, dürfte nach der verwandten Keramik kurz gewesen sein

Auffallend ist nur der für diese Verzierungsart auffallend hohe Prozentsatz von 14 % an kurzen Kammstrichen bei der Keramik aus der oberen Schicht 003.

Im Nordosten der Fläche zog über die Schicht 003 die stark holzkohlehaltige Brandschicht 004 von maximal 35 cm Höhe, die mit wenigen gebrannten Lehmstückchen und verbrannten Knochen durchsetzt war²⁰⁹. Ihr Verhältnis zur lehmigen Planierschicht 005 ist unklar: Nach dem Profil lag sie über Schicht 004, nach der Fl. wurde sie von Schicht 004 geschnitten. Der hohe Anteil der frühen Warenart 4 in den Funden aus der Schicht 005 spräche dafür, dass diese die ältere war²¹⁰. Da sie nach dem Pr. 01b im oberen Bereich einer großen Grube (GR 008) lag, entsteht der Eindruck, als wäre die Wände einer weiteren Grube in die Grube 008 gestochen worden. Als Erklärung dieser Merkwürdigkeiten könnte dienen, dass die Planierschichten 003, 004 und 005 Teile einer Schicht waren²¹¹.

Die Schichten 003 und 005 werden als hellbraun bis ocker beziehungsweise braun beschrieben und könnten damit eine Fortsetzung der von Küas beobachteten „helleren, bräunlich-grauen“ Schicht mit Keramik der Stufe BC gebildet haben. Die Keramik aus dieser Schicht wird von Küas allerdings als jünger datiert als in den genannten Schichten 003 und 005.

2.2.3. Die vertikal angelegten Befunde (Gruben, Grubenhaus und Graben)

Bei den Befunden handelt es sich um meist isoliert liegende, kleinere Gruben und verwandte Erdbefunde. Im Westteil wurde nach dem Ausgräber ein Graben angetroffen, ohne dass dieser näher beschrieben worden wäre. Auf der Flächenzeichnung sind an der fraglichen Stelle die Schichten 004 und 005 eingetragen, im Negativ taucht kein Befund auf, der als Graben zu deuten wäre. Nach den drei Profilzeichnungen fielen in diesem Bereich die Planierschichten nach Süden hin ab und erwecken tatsächlich den Eindruck eines Grabens. Er reicht aber nicht bis in den Gewachsenen Boden hinein, sondern endet in der Erddecke 001. Damit wird er nicht zu dem von Küas entdeckten Graben gehören, wenn auch sein hypothetischer weiterer Verlauf sich dem Graben von Küas annähert²¹².

Die Lage der scharf in den Boden hinein geschnittenen Grube 024 ist nicht zuverlässig zu bestimmen. Nach dem Profil lag sie unter der Schicht 001 und wurde wahrscheinlich geschnitten von der Grube 008²¹³. Sie war mit humosem, dunklem Sand verfüllt, der von vielen Holzkohlestippen und teilweise gebrannten Lehmbröckchen durchsetzt war. Die Warenart 1 überwog hier bei den Keramikscherben deutlich gegenüber der Warenart 4.

²⁰⁹ Die Zuordnung ist nicht sicher, da sie im Gegensatz zum Pr. nach der Befundbeschreibung nur eine Höhe von 3 cm - 4 cm besessen haben soll. Der EB 006 gehörte als stark aschehaltiger Einschluss vielleicht zur PS 004

²¹⁰ Die Randformen der WA 1 sind jedoch sehr ähnlich. Das abgebildete Beispiel Taf. 44/13 ist die jüngste Scherbe aus der PS 005.

²¹¹ Die GR 009, die PS 003 schnitt und von PS 004 geschnitten wurde, könnte in diesem Zusammenhang als Einschluss gedeutet werden.

²¹² H. Küas 1976a, S. 175 u. S. 177

²¹³ Die Zuweisung der Befundbeschreibung zum Bef. im Pr. ist unsicher; im Pr. könnte auch schon der GW dargestellt sein.

Siedlungstätigkeit zeichnet sich durch die Befunddichte deutlich ab, es fehlen jedoch Befunde, die sicher auf Heizeinrichtungen oder Gebäude hinweisen. Eine Ausnahme bildet die Grube 008, welche auf den Zeichnungen der Profile 01a und 01b mit annähernd senkrechten Wänden bei einem scharfen Übergang zu einem unregelmäßig flachen Boden erscheint; einem Boden, der am Rand ca. 25 cm tiefer als in der Mitte war. Eine Zusammenschau der Profile mit dem Verlauf der Planierschichten in der Flächenzeichnung legt eine rechteckige Struktur nahe. Die Konturen des Befundes sind auf der vorliegenden Flächenzeichnung („Fläche 1“) von den Planierschichten überdeckt; es wurde keine weitere Flächenzeichnung angelegt, welche die Form hätte dokumentieren können. Nach den Profilen reichte die Grube bis ca. N 21,8 m und von mindestens O 68,5 m (Pr. 02) bis ca. O 73,4 m, womit sie mindestens eine Länge in West-Ost-Richtung von 2,10 m, vermutlich von 5 m aufwies und sich in Nord-Süd-Richtung wenigstens 1,06 m erstreckte. Sie war noch mit einer Tiefe von ca. 85 cm erhalten. Nach ihrer Gestalt könnte es sich hier um den Überrest eines in den Boden eingetieften Gebäudes gehandelt haben²¹⁴. Der tiefer gelegene Boden am Rand der Grube könnte mit Einbauten an dieser Stelle zusammenhängen.

Verfüllt wurde die Hausgrube durch die Planierschicht 001 und nach Pr. 01b vermutlich mit Planierschicht 003. Nach dem Profil müsste eine jüngere Grube (ohne Benennung) angelegt worden sein, die in die beiden Planierschichten schnitt und dann wiederum mit dem Material der Planierschicht 005 zugeschüttet worden wäre.

Bei der ca. 2 cm starken, gebrannten Lehmschicht 007 von fester Konsistenz mit wenigen lockeren Lehmbröckchen könnte es sich um den Überrest einer Platze handeln, an dem ein Feuer gebrannt hatte. Sie lag wie auch die Grube 010, deren Verfüllmaterial neben Keramik der Warenart 1 von vielen Holzkohlestippen und einigen gebrannten Lehmstückchen durchsetzt war, in der Schicht 003.

Während bei der überwiegenden Anzahl der Gruben die stratigrafische Situation bezüglich der Planierschichten nicht mehr erkennbar ist, lag die flache Grube 023 (siehe Pr. 03b) klar unter der Planierschicht 001. Verfüllt war sie mit einem humosen, stark sandigen Lehm, dessen schwarze Verfärbungen auf Holzkohlereste hinweisen²¹⁵.

Die Ausmaße der in der Aufsicht unregelmäßig-ovalen Grube 015 mit schrägen, im Südosten steilen Wänden und einem meist weichen Umbruch zu einem überwiegend flachen Boden, waren nur schwer zu bestimmen, da sie fließend in den Gewachsenen Boden übergang. Ihr Verhältnis gegenüber der Schicht 005 ist nicht zu bestimmen²¹⁶. Nach den Funden – besonders dem hohen Anteil der Warenart 4 von 35 % – kann eine frühe Zeitstellung des Befundes angenommen werden. Die auffallend große Zahl an Tierknochen und Holzkohlestückchen in der Verfüllung legt es nahe, von einer Abfallgrube auszugehen.

Drei Gruben (012 - 014) – alle mit flach ausgeformten Böden – standen in einer engen stratigrafischen Beziehung zueinander: Die Grube 012, die in der Aufsicht eine längliche Form und im Profil 04 eine flach abfallende Südwand sowie einen weichen Übergang zum Boden aufwies, wurde nach ihrer Verfüllung von einer wahrscheinlich annähernd runden Grube 013 mit einer steilen Südwand und einem ebenfalls weichen Übergang zum Boden geschnitten. In diese wiederum war die ebenfalls steilwandige, aber mit einem deutlichen Umbruch zum Boden versehene Grube 014 hinein gegraben worden.

Eine Reihung der drei Gruben nach ihrer Entstehungszeit ist nicht durchführbar, da die

²¹⁴ Auf die Gebäudetypen wird näher im Kap. 4.6. eingegangen.

²¹⁵ Sie lag am Rand der Grabungsgrenze und ist in der Fläche nicht beobachtet worden.

²¹⁶ Die GR 015 schnitt nach der Fl. und Befundbeschreibung PS 005; nach Pr. 05 lag sie unter dieser. Dieser Widerspruch ist nicht auflösbar.

Verfüllungen vom Material her kaum unterschiedlich waren, so dass nur eine bedingt zuverlässige Fundzuweisung durch die Grabungsmannschaft erfolgen konnte. Jedoch sind die Funde einander so ähnlich, dass eine zeitliche Abfolge in einem sehr engen Rahmen anzunehmen ist. Es war jedoch festzustellen, dass die Verfüllungen einen umso höheren Holzkohleanteil besaßen, je jünger sie waren.

Acht weitere Löcher von fast runder Form (GR 011, GR 016 - GR 022) waren in den Gewachsenen Boden hinein gegraben worden. Da die über der dokumentierten Fläche gelegene Schichten nicht mehr nachzuverfolgen sind, kann die stratigrafische Einbindung in das Geflecht der Befunde nicht mehr geklärt werden. Die überwiegende Anzahl dieser Gruben (017, 020 - 022) wies dabei schräge Wände und einen weichen Übergang zu einem flachen Boden auf und waren mit dunkelgrauem humosen Sand beziehungsweise mit dunkelgrauem humosen, stark sandigen Lehm (017) verfüllt. Die Grube 018 wies einen kaum merklichen Übergang zu einem unregelmäßigen, konkaven Boden auf, auf dem hellgrauer Humus lag. Die Grube 016 wies eine schräge Nord- und eine steile Südwand mit deutlichen Übergängen zu einem flachen Boden auf und war mit schwärzlichem humosen Sand zugeschüttet, der mit gebrannten und ungebrannten Lehmstückchen, Holzkohlestippen und Schlackebröckchen durchsetzt war, was als Hinweis auf mit Feuer betriebenes Handwerk gedeutet werden könnte. Die Grube 019 stellte sich als steilwandig dar, ihr unregelmäßiger Boden lag beim Graben unter dunkelgrauem bis schwärzlichem humosem, stark sandigem Lehm verborgen.

Aus GR 022 liegt nur eine Wandscherbe vor. Sie ist von mittlerer Wandstärke und die vorkommende Magerungsanteile treten zum Teil an die Oberfläche. Sie fällt unter der sonstigen gefundenen Keramik nicht auf.

Grundrisse sind nicht oder zumindest nicht deutlich erkennbar. Die Gruben 017 bis 021 könnten zusammen die Reste eines rechteckigen, NWW-SOO gerichteten Gebäudes darstellen, wobei möglicherweise der Umriss der Grube 019 zu einer runden Form zu ergänzen wäre. Eine teilweise Verfüllung mit Gewachsenem Boden scheint denkbar und der erhaltene Rest legt diese Form nahe.

Im nordwestlichen Bereich tauchten die Gruben 025 und 026 auf, die aufgrund ihrer Größe und ihres vermutlich halbkreisförmigen Bodens als Pfostenlöcher angesprochen wurden. Beide schnitten die Schicht 003, Pfostenloch 026 darüber hinaus die Schicht 002²¹⁷. Eine enge Zusammengehörigkeit beider Pfostenlöcher ist fraglich, im Verfüllmaterial unterschieden sie sich jedenfalls. Während das eine mit humosem, mit wenigen Holzkohlestippen durchsetztem Sand verfüllt war, lag im anderen gleiches Material wie Schicht 003, nur lockereres. Beide wiesen in der Dokumentation jeweils eine Oberkante um 105,9 mNN, was aber vermutlich nur durch das Tiefergehen auf ganzer Breite bedingt war.

2.2.4. Fazit: Die Besiedlung

Es wurde bei der Ausgrabung des Landesamtes für Archäologie zwar nur der Ausschnitt einer Siedlung freigelegt, aber der Stellenwert der Ergebnisse liegt darin, dass Siedlungstätigkeit sicher nachgewiesen wurde, diese durch viele Funde zuverlässig zu datieren ist und dass eine zumindest teilweise Zerstörung als wahrscheinlich erscheint. In der Zusammenschau mit den Ergebnissen der Profilbetrachtung durch Küas ergibt sich folgendes:

Während Küas den Westrand der Siedlung und eine Erstreckung nach Osten, die nach der

²¹⁷ Das kann möglicherweise auch für PL 025 zutreffen, ist aber wegen dem Fehlen eines Pr. nicht zu mehr klären.

Profilbeobachtung mindestens 90 m betrug²¹⁸, erfassen konnte, wurde 1997 zusätzlich eine Ausdehnung nach Norden von 35 m bewiesen. Der Graben, den Küas bemerkte, dürfte eher einer jüngeren Zeit angehören, denn er schnitt bereits „jüngere Aufschütten“ über der älteren slawischen Schicht und war mit Ziegelbrocken verfüllt²¹⁹. Die slawische Siedlung wird demnach nicht in zwei Teile aufgegliedert gewesen sein; Verteidigungsanlagen – außer dem von Küas vermuteten künstlich geschärften Westhang – sind bislang nicht nachgewiesen. Trotzdem besteht weiterhin die Möglichkeit, dass im Gelände, das heute von der Kreuzung Humboldtstraße/ Pfaffendorfer Straße samt umliegenden Grundstücken eingenommen wird, eine slawische Burg gelegen hat. Küas will in der „Alten Burg“ im weiteren geschichtlichen Ablauf eine zur Hauptburg auf dem späteren Matthäikirchhof gehörige deutsche Sperrburg sehen²²⁰; eine These, auf die noch später eingegangen werden muss.

Die eben besprochene Siedlung war den Scherben nach zu einer ähnlichen Zeit wie die auf dem Matthäikirchhof²²¹ gegründet worden. Die Funde aus den Profilen sind überwiegend kleinteilige unverzierte Wandscherben sowie Scherben mit uncharakteristischen Verzierungen der Warenarten 1 oder 2²²². Die aussagekräftigen, von Küas publizierten Stücke, weisen ebenfalls in die frühe Zeit²²³. Der deutliche Anteil von dünnwandigen – allerdings aus dem unverzierten Gefäßbereich heraus gebrochenen – Wandscherben der Warenart 3 legt eine Besiedlung noch im 11. Jahrhundert nahe.

Die im Gegensatz zu den innerhalb des Innenstadtrings gelegenen Grabungen relativ kleinflächige Untersuchung des Landesamtes für Archäologie Sachsen sowie die Profiluntersuchung von Küas in der Humboldtstraße erlauben es nicht, eine abschließende Beurteilung der Situation vorzunehmen. Während eine intensive Nutzung des Geländes im 9./ 10. Jahrhundert sich deutlich abzeichnete, ist der Eindruck, dass diese im folgenden Jahrhundert nachließ und im 12. Jahrhundert ganz ausblieb, nicht mit genügender Sicherheit zu begründen.

2.3. Befunde innerhalb des Grabens des Suburbiums (GA 1)

Grabung Große Fleischergasse 15/ 17

2.3.1. Situation und Vorgehensweise

Die in dieser Arbeit vorgestellten archäologischen Untersuchungen bewegten sich – von dem schon dargestellten Gelände in der Humboldtstraße (GA 0) einmal abgesehen – im Bereich der Vorburg und auf dem Gelände, das der Vorburg östlich vorgelagert und von dieser durch einen Graben abgetrennt war. Fast alle Bereiche lagen im Gelände östlich der Vorburg, nur einer der Grabungsabschnitte, der Abschnitt 1, lag im Vorburggelände selbst und wird wegen seiner bemerkenswerten Lage in diesem separatem Kapitel behandelt.

²¹⁸ Siedlungsspuren sollen noch bis zur Löhrstraße, also weitere 100 m nach Osten hin, vorhanden gewesen sein. (H. Küas 1976, S. 175)

²¹⁹ H. Küas 1976, S. 177. Es sollte anstatt eines Verteidigungsgrabens auch an die Möglichkeit eines Wasserlaufs gedacht werden, wofür Sedimente und eine Verfüllung aus „verwitterten Baumrinden“ sprechen. Die Deutung als Graben ist aufgrund der auf einen Bereich beschränkten Dokumentation ohnehin ungenügend abgesichert.

²²⁰ H. Küas 1976, Abb. 22, 18

²²¹ L. Langhammer 1957, S. 37-47; H. Küas 1976, S. 22

²²² im Besitz des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig, bei der Durchsicht im Keller des Kroch-Hauses

²²³ H. Küas 1976, Taf. 20

Die Ausgrabungen auf den länglichen Grundstücken Große Fleischergasse 15 und 17 fanden im Dezember 1993 und Januar 1994 unter Thomas Westphalen statt, wobei die Ausgräber einen weitgehend von jüngeren Eingriffen verschonten Boden antrafen, der dazu geeignet war, große Hoffnungen auf aufschlussreiche Befunde zu wecken.

Archäologische Befunde aus dem Bereich des Suburbiums liegen nur vereinzelt aus der Großen Fleischergasse vor²²⁴; diese zeigten eine Besiedlung im Zeitraum der Burgphase an, die Küas mit der Keramik BC in Verbindung brachte. Dort befand sich auch eine Grube mit Herdstelle, welche Keramik der Stufe A enthielt.

Beachtenswerter ist aber ein 1962 von Küas entdecktes Teilstück der Befestigung des Suburbiums an der Stelle, wo heute die Große und die Kleine Fleischergasse aufeinander treffen²²⁵. Eine 27,5 m lange und gut 4 m hohe Profilwand wurde vor Küas in einer Baugrube angetroffen, auf die noch ein weiteres kürzeres Profil traf. Daraus rekonstruierte er eine Verteidigungsanlage, die aus einem Haupt- und einem Nebengraben bestand, die verlandeten und wieder „nachgeschärft“ wurden.

2.3.2. Reste der Befestigungsanlage

Bei einem Blick über die Fläche, deren Abbild uns auf Zeichnungen und Fotos (siehe Taf. 7 a) erhalten geblieben ist, fällt als markantes Objekt ein breiter Graben (GN 103) auf, der von Südsüdwest nach Nordnordost verlief und dabei von der südlichen Grabungsgrenze bis zur östlichen Grabungsgrenze reichte. Es handelte sich um einen Spitzgraben von nachgewiesenen 6 m Breite und 2,2 m erhaltener Tiefe²²⁶. Die Verfüllung des Grabens war zweigeteilt: Die unteren Verfüllschichten bestanden aus humosem, stellenweise schluffigem, hellgrauen Sand, die darauf liegenden ebenfalls aus humosem Sand, der teilweise mit einer großen Menge an Holzkohle- und Hüttenlehmstückchen vermengt war, die als umgelagerter Brandschutt anzusehen sind. Über diese den Graben eigentlich ausfüllenden Erdmassen zog eine spätmittelalterliche, relativ fundarme Deckschicht (PS 101), welche nach dem Nachsacken der eigentlichen Verfüllung aufgetragen worden sein muss.

Die Grabenwände waren in den gewachsenen Boden gestochen worden, der ab 2 m Tiefe unter dem Straßenniveau noch unangetastet anstand, als Reste von Grundmoränen in Form eines bläulichen Mergels, über dem ein ca. 0,5 m mächtiger feinkörniger Sand lag²²⁷.

Bedeutsam könnte eine Schicht von humosem, braunem Sand sein, die am Ostrand des Profils 11 beobachtet werden konnte. Diese stellt den Überrest einer älteren Phase dar, in die der Graben eingetieft wurde²²⁸. Es ist nicht sicher, ob sich die Schicht fortsetzte, da sich die Befunde nicht allzu deutlich vom Gewachsenen Boden unterscheiden haben. Dass sie sich nicht fortsetzte, ist jedoch anzunehmen, da der Ausgräber in der Publikation die Grabungsgrenze – die in der Dokumentation noch entlang der Befundgrenze eingezeichnet war – weiter nach außen setzte, so dass auf dem Profil nun ein Streifen Gewachsenen Bodens zu sehen ist, der

²²⁴ H. Küas 1976, S. 172f.

²²⁵ H. Küas 1976, S. 167-171

²²⁶ Der Ausgräber nahm an, der Graben wäre ursprünglich 9 m breit und 5 bis 6 m tief gewesen (T. Westphalen 1995, S. 168) – was aus der Dokumentation nicht unmittelbar ersichtlich ist, aber der Befundlage nicht direkt zu widersprechen scheint. Möglicherweise war diese Hypothese vom Bild von H. Küas mit dem rekonstruierten Wall beeinflusst (1976, Abb. 177a, 5; Abb. 177b, 10) und auf die Situation hier im GA 1 übertragen worden.

²²⁷ T. Westphalen 1995, S. 163

²²⁸ Diese „Phase I“ (T. Westphalen 1995, Abb.3 auf S. 168) wurde zunächst als „Verbraunung“ des anstehenden Bodens angesehen und möglicherweise deswegen am Westrand nicht verfolgt, so bleibt unklar, ob sich die Schicht auch am Westrand des Profils fortzog.

die Befunde umgibt.

Der eben beschriebene Graben scheint mit ziemlicher Sicherheit ein weiteres Teilstück des von Küas beobachteten Grabens zu sein, wie aus einer Zusammenzeichnung beider Stücke (Taf. 5)²²⁹ folgt: Die Verlängerung der erfassten Grabenkanten treffen aufeinander und sie weisen eine ähnlich dimensionierte Breite auf.

Auch die Situation der Schichten kann mit der von Küas erkannten verglichen werden, der von einem „Nachschärfen“ des Grabens spricht²³⁰. Demnach könnte auch die Schicht 103a zu der von Küas beschriebenen Schicht B gehört haben. Trotz allem unterscheiden sich die Materialbeschreibungen von Küas und von Westphalen deutlich, was aber nicht zu verwundern braucht, wenn wir den Abstand zwischen den beiden Teilstücken von ca. 25 Metern berücksichtigen. Küas beschrieb einen zuunterst liegenden „bläulich-schwarzen Modder“, in dem Schneckengehäuse steckten, was er als Zeichen dafür ansah, dass es sich um einen Graben handelte, der meist trocken stand. Nördlich davon haben wir dagegen eine hellgraue humose und stellenweise schluffige Sand- und Kiesschicht. Eine Brandschicht, welche sicher auffallend gewesen wäre, konnte Küas in dem vor ihm stehenden Profil nicht erkennen, so dass anzunehmen ist, dass diese nicht über die gesamte Strecke des Grabens hinweg in diesen gelangte.

2.3.3. Besiedlungsspuren innerhalb des Grabenrings

Sämtliche anderen Befunde der Grabung von 1993/ 1994 lagen im Gelände, das sich westlich des mächtigen Grabens erstreckte. Fünf Gruben gehören wahrscheinlich derselben Phase wie der Graben an. Bei einer dieser frühen Gruben, der mit der Nummer 104 bezeichneten, fiel bei den aus ihr geborgenen Keramikscherben der hohe Anteil der Warenart 1 auf, trotzdem verweisen einige Stücke (Taf. 55/11) bereits in das Ende des 11. Jahrhunderts. In Profil 12 ist diese Grube mit einer 75 cm hohen, schrägen Wand, die ohne einen allzu harten Umbruch in eine leicht konkave Sohle überging, abgebildet. Die ursprüngliche Breite dürfte ca. 2,5 m betragen haben²³¹.

Gleich daneben lag die ovale Grube 105 mit einer Ausdehnung von 60 cm auf 40 cm und einer Tiefe von 30 cm. Über ihrem flachen Boden häufte sich humoser Sand mit Holzkohle- und Hüttenlehmstückchen

Dazu gesellte sich die Grube 106 von unregelmäßiger Form (die nach der Zeichnung nicht durch sie schneidende Befunde herbeiführt worden war), welche 60 cm tief in den Boden reichte, mit einer leicht schrägen Wand, die auf eine flache Sohle abfiel wie im Profil 13 dargestellt wurde. Ihre Verfüllung war humos, durchsetzt mit Holzkohle- und wenigen leicht verziegelten Hüttenlehmstückchen. An einigen Scherben fielen grünliche Reste durch Bodenlagerung auf. Auch wenn dieses Phänomen an einigen von denen aus dem Graben festgestellt werden konnte, so sind daraus keine sicheren Schlüsse zu ziehen, weil es durch eine von oben heruntersickernde Flüssigkeit hervorgerufen sein dürfte.

Zu diesen Gruben fügten sich zwei weitere (PL 112, PL 113), die aufgrund ihrer Größe von 0,8 m auf 0,7 m beziehungsweise 0,6 m auf 0,5 m, ihrer noch erhaltenen Tiefe von 0,6 m und vor allem der ähnlichen Länge und Breite vermutlich für die Aufnahme von größeren Pfosten angelegt worden waren.

²²⁹ siehe auch T. Westphalen 1995, Abb. 2

²³⁰ H. Küas 1976, S. 167; Legenden zu Abb. 175a und Abb. 177c

²³¹ nach Rekonstruktion unter Berücksichtigung der geschwungenen Linie der UK der VF c; die Form der Grube in der Aufsicht ist aus der Dokumentation nicht ersichtlich, eine Rekonstruktion der Form bei T. Westphalen 1995, Abb. 4: Nr. 2 (im SW)

Die als rechteckig beschriebene, mit zwei 3,5 m langen und zwei ungefähr halb so langen Kanten versehene Grube 107 schnitt die untere Verfüllung des Grabens 103. Da der aus ihr stammende humose Sand Ziegelbruch enthielt, dürfte sie in ihrer Zeitstellung von den genannten Gruben deutlich abweichen.

Daneben lag die Grube 109 mit einer Breite von 3,2 m, angefüllt mit humosem Sand und Holzteilen. Auch diese Grube scheint in die Grabenverfüllung eingetieft gewesen zu sein.

Die als annähernd rund beschriebene Grube 108 lag am Südrand der Grabungsfläche mit einem Durchmesser von 2,0 m - 2,2 m, in der Mitte torfig, mit Fäkalienresten, Aststückchen und Spänen, außen kiesiger Sand. Die bescheidene Fundmenge von 475 g setzte sich aus vor allem aus Stücken der Warenart 6 zusammen. Sie scheint jünger als die Grube 109 zu sein und müsste demnach auch den Befund 101 schneiden (obwohl es nach der Flächenzeichnung anders wirkt). Sie liegt direkt am Rand der Grabungsgrenze und somit ist sie mutmaßlich nicht ganz aufgedeckt worden.

Die ovale Grube 110 besaß einen unebenen Boden, auf dem als untere Verfüllung humoser Sand, Torflinsen und Ziegelstückchen lag. Die obere Verfüllung zeigte sich schluffig bis humos, angereichert mit Brandschutt und Hüttenlehm, in dem sich Zweige abgedrückt hatten. Eine annähernd rechteckige Grube, an deren Ecken Pfosten eingerammt waren und an deren Wänden sich stark vergangene Flachhölzer als Reste einer Verschalung befanden, bildete einen noch fast 3 m tief erhaltenen Brunnen (BR 114). Mehrere Anlagen aus zwei übereinander gestellten Fässern (LA 115, LA 116, LA 117²³²) sind nach der Verfüllung im unteren Bereich, die aus zersetzten Fäkalien bestand, als Latrinen ausgewiesen. Die Fasslatrinen wie der Holzkastenbrunnen entstammen aber erst der Zeit des Spätmittelalters. Eine noch jüngere Störung²³³ innerhalb des Grabenbereiches bildete die Backsteinlatrine 119 mit einem Durchmesser von 2,0 m.

Hinweise auf eine Besiedlung innerhalb der Vorburg liegen durch die Reste von Hüttenlehm in Gruben (GR 105, GR 106 und GR 110) und dem Graben (GN 103) vor, aufschlussreichere Befunde wie Grubenhäuser fehlen allerdings in den untersuchten Flächen.

2.3.4. Datierung der Befunde

Küas überlegte, ob der Graben zeitgleich mit der Burg bestand und ob er zur Burg oder zur slawischen Siedlung gehörte. Die Arbeiten am Graben, die seine Wehrhaftigkeit vergrößern sollten, sprechen dafür, dass er über einen längeren Zeitraum in Benutzung gewesen sein dürfte. Nach der in den sechziger Jahren beobachteten Ansammlungen von Modder und Schnecken an der Sohle, stand der Graben geraume Zeit offen²³⁴.

In dem aus dem Graben 103 stammenden Keramikkomplex mit einem Gewicht von fast 10 kg dominierte die Warenart 2 deutlich: Damit liegt ein terminus ante quem vor, nach dem eine Aufgabe des Grabens in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts anzunehmen ist, ähnlich wie dies schon Küas tat²³⁵. Das beschränkte Formenspektrum erweckt den Eindruck, dass der Graben

²³² nach R. Kluttig-Altman 2. Hälfte 14. Jh., dort unter der alten Befund-Nr. [70] (2004, S. 144f.)

²³³ nach R. Kluttig-Altman Ende 15./ 1. Hälfte 16. Jh., dort unter der alten Befund-Nr. [20] (2004, S. 152)

²³⁴ H. Küas 1976, S. 167; H. Zeißler 1964, S. 106-109

²³⁵ H. Küas 1963, S. 112; H. Küas 1976a, S. 168; Küas nimmt allerdings ein allmähliches Verschwinden des Grabens und ein Verbleiben einer Mauer oder einer Palisade zur Demarkation an.

in einem Zug zugeschüttet wurde²³⁶. Die Fundstücke mit ihren dornartigen Rändern aus dem Graben 103 ähneln denen des Horizonts 4 (1030-1090) der Burg Meißen²³⁷.

Für die Bestimmung des Zeitpunkts, an dem der Graben ausgehoben wurde, fehlen deutliche Hinweise: So schnitt er keine Befunde und es fehlen Funde von seiner Grabensohle. Anhaltspunkte vermögen vielleicht die Gruben westlich des Grabens liefern, deren Verfüllungen durch die Keramikfunde ins 11. Jahrhundert datiert werden können (siehe Taf. 55). Außerdem darf angenommen werden, dass er erst eine gewisse Zeit nach dem Bau der Burg entstanden ist, in einer Ausbauphase, in der die sich vergrößernde Siedlung außerhalb der Burg umwehrt worden ist – somit frühestens gegen Ende des 10. Jahrhunderts.

Zwei in „Das alte Leipzig in archäologischer Sicht“ abgebildete Scherben²³⁸ des 10. Jahrhunderts, die sich deutlich von der Masse der Funde durch ältere Formen abheben, lagen auf der Grabensohle oder entstammten der ersten Verfüllung und können zur Datierung des Schärfens des Grabens herangezogen werden.

2.4. Südliche Siedlungsbefunde zwischen Suburbium und späterer Hainstraße (GA 2, GA 3)

Hainstraße 1/ 3 – Barthels Hof/ Webers Hof²³⁹

2.4.1. Abgrenzung der Flächen und die dortigen Verhältnisse

In dem östlich des Suburbiums gelegenen Areal zeigten sich zahlreiche Befunde, die anschaulich die Verhältnisse ab dem 12. Jahrhundert in diesem Gelände bezeugen. In diesem und dem folgenden Kapitel werden nun die Objekte vorgestellt, die westlich einer Linie liegen, die durch den Verlauf der heutigen Hainstraße markiert wird. Die zunächst etwas willkürlich erscheinende Wahl einer heutigen Straße als trennende Linie innerhalb der vorliegenden Grabungsflächen wird durch die Datierungen der frühesten mittelalterlichen Befunde gerechtfertigt, die sich westlich und östlich der Hainstraße deutlich voneinander unterscheiden. Außerdem handelt es sich bei der Hainstraße (wie schon in Kapitel 1.4.5. angesprochen) um einen sehr alten Straßenzug, dessen Lage und Form spätestens im 12. Jahrhundert festgelegt worden war, also bei der Besiedlung der östlichen Grundstücke schon als maßgeblich festgelegte Linie vorlag.

Die Ausgrabungen des Landesamtes für Archäologie Sachsen deckten vom März 1993 bis Februar 1994 im Durchgang des Barthels Hof sowie im Hofbereich des Webers Hof Befunde auf, welche im Folgenden behandelt werden. Vor allem die Dokumentation der Grabung im Barthels Hof ist durch eine große Anzahl übereinander liegender Flächenzeichnungen gekennzeichnet, die Vorgehensweise durch eine genaue Anwendung der stratigrafischen Methode.

²³⁶ H. Küas ging von einer allmählichen aus, die schließlich in einer Neuaufteilung des Geländes in der 1. Hälfte des 13. Jh. geendet haben soll (1976, S. 168 sowie 169). Zu dieser Annahme könnte eine überlagernde Schicht geführt haben (Abb. 175a, D), die mit der PS 101 identisch sein könnte und welche vermutlich nach dem Nachsacken der Verfüllung aufgetragen worden ist.

²³⁷ A. Schmid-Hecklau 2004, Abb. 278 u. Abb. 279

²³⁸ H. Küas 1976, Taf. 22, 1 u. 3 („Ostprofil Abb. 177a, 4/7“)

²³⁹ Die Ausgrabungen „L-01“ (Grundstücke Hainstraße 1/ 3) werden hier mit GA 2 für Schnitt 1 (Hainstraße 1) und GA 3 für Schnitt 2 (Hainstraße 3) bezeichnet.

Der Gewachsene Boden auf diesem Areal des Grabungsabschnitts 2 bestand aus leicht lehmigem, grobem, ockerfarbenem Sand, der stellenweise mit Einschlüssen von Eisenerz durchsetzt war. An seiner Oberfläche waren über größere Flächen hinweg Verfärbungen zu sehen (Taf. 7 b), bei welchen es sich – wie nähere Untersuchungen ergaben – um Grübchen handelte, die nach ihrer Größe und Form von einzelnen Spatenstichen verursacht wurden. Bei diesen Grübchen fiel vor allem in der Mitte des untersuchten Geländes eine regelmäßige Anordnung auf, wie sie etwa bei einem systematischen Umgraben von Beeten entstehen, so dass auf Gartenbau geschlossen werden darf. Darauf wies schon der damalige Grabungsleiter Thomas Westphalen hin²⁴⁰. Die älteste Planierschicht an dieser Stelle – eine humose Sandschicht – dürfte der Phase +1 angehören; Funde aus älterer Zeit liegen nur vereinzelt vor.

Im Grabungsabschnitt 3 (Webers Hof) mit einer Fläche von ca. 110 m² im Bereich der hier behandelten Befunde konnte zwar ebenfalls – allerdings nur vereinzelt – das Phänomen der Spatengrübchen beobachtet werden, jedoch konnte hier eine ältere Parzellierung nicht nachgewiesen werden. Die älteste dort entdeckte Planierschicht scheint schon der Phase +3 anzugehören und wenig zuverlässig an eine Schicht des Nachbargrundstücks anzubinden. Insgesamt fehlen aus dem Grabungsabschnitt 3 die frühen Keramikfunde der Phasen 0 und +2 und auch Befunde, die mit Gebäuden in Verbindung gestanden hatten, sind dort im Gegensatz zu Grabungsabschnitt 2 selten.

Weiter nördlich als die beiden eben genannten Grabungsabschnitte lag der Grabungsabschnitt 4 auf den Grundstücken Hainstraße 5 und 7. Das „Einhängen“ der Phasen der Grabungsabschnitte 2 und 3 sowie 4 gelingt – trotz der räumlichen Entfernung – durch die ähnlichen Funde leicht. Da jedoch im Grabungsabschnitt 4 die stratigrafisch zuunterst liegende Planierschicht der Phase 0 zuzurechnen ist, die in den beiden anderen Grabungsabschnitten jedoch jünger ist, wird der Abschnitt 4 in einem getrennten Kapitel (2.5.) behandelt.

2.4.2. Alte Parzellierung und Gartenbau in den Phase 0 und Phase +1 (im GA 2)

Als unterste erfasste Planierschicht (PS 201) zog humoser, teilweise torfiger, dunkelgrauer Sand mit wenigen Steinen und Holzkohlestückchen auf der Höhe von 112,1 mNN bis 112,25 mNN über den Gewachsenen Boden hinweg. Diese Schicht war durch Keramikfunde, von denen 62 % der WA 2, 19 % der WA 3 und 19 % der WA 6 zuzuordnen sind, in das zweite Drittel des 12. Jahrhunderts zu datieren. Damit gehört diese älteste Schicht der Phase +1 an, wie auch Fundkomplexe, die aus Gruben stammen und die zur selben Phase +1 sowie zur Phase 0 zu rechnen sind. Die Gruben waren – soweit es zu beobachten war – in keine der Planierschichten, sondern nur in den Gewachsenen Boden eingetieft worden und scheinen demnach älter als diese, insbesondere als auch die unterste PS 201 gewesen zu sein. Sie konnten damit auch mit keiner durchlaufenden Schicht in Verbindung gebracht werden und erscheinen isoliert, da sie nicht in eine Hofstruktur eingebunden werden. Zu diesen frühen Gruben gehört die Grube 219 mit ebenem Boden und einer charakteristischen Zusammensetzung des sie füllenden Humus', der mit Asche, Holzkohlestückchen und von vom Feuer zermürbten Steinen durchsetzt war.

Die flache Grube 220 mit ebenem Boden und leider unklarer Form – ihre Ränder waren durch die sie überlagernden Gruben 221, 224 und 225 nicht mehr erkennbar²⁴¹ – wurde vom Ausgräber als Grubenhaus angesprochen; zu dieser Annahme mag das in ihren Boden eingegrabene Loch beigetragen haben, das aufgrund von Größe und Form – die unten annähernd rund und oben annähernd quadratisch war – als Pfostenloch gedeutet werden kann. Ebenfalls für ein Grubenhaus sprechen von vom Feuer zermürbte Steine im hellgrauen Humus, welcher die

²⁴⁰ T. Westphalen 1995, S. 171

²⁴¹ Deswegen konnte sie auch nicht in die Flächenzeichnung aufgenommen werden.

Grube ausfüllte; es könnte sich dabei um die Überreste einer Herdstelle handeln. Auch die Tiefe von 30 cm bis 40 cm würde desgleichen zu den Eigenschaften eines Grubenhauses passen.

Zu den frühen Befunden gehört eine ursprünglich vermutlich runde Grube 221, deren westlicher Bereich nicht mehr erhalten war. In deren Boden war ein Loch (PL 248) eingeschnitten worden, das nach Größe und Form – unten annähernd oval, oben annähernd rund – vermutlich einen Pfosten aufgenommen hatte²⁴². Das Loch könnte auch mit dem ähnlich dimensionierten Pfostenloch 247 in einem Zusammenhang gestanden haben.

Die Grube ist in den fast parallel verlaufenden Profilen 21 und 23²⁴³ dokumentiert und reichte von 112,06 mNN bis hinab 111,50 mNN auf. Der Estrich der Grube (VF a) war stark holzkohlehaltig und durch ein 5 cm starkes Sandband unterbrochen. Über dem Estrich waren zwei Verfüllungen mit unterschiedlichen Keramikfunden in die Grube gelangt: Als untere Verfüllung b lag feiner, humoser, dunkelgrauer Sand mit von Feuer zermürbten Steinen auf dem Estrich. Die obere Verfüllung c ähnelte im Material der unteren, war allerdings heller und mit auffällig vielen Holzkohlestippen durchsetzt. Bei den Keramikfunden aus den drei Schichten sind keine signifikanten Unterschiede im Verhältnis der Warenarten untereinander festzustellen, es überwiegt deutlich die Warenart 2, die Warenart 6 nimmt von der unteren zur oberen von 3 % auf 18 % zu.

Weiter südlich lag die ovale, 70 cm auf 40 cm große Grube 222, die mit humosem Sand und vereinzelt, wenig aussagefähigen Funden der Warenart 2 zugeschüttet worden war und mit einer Unterkante von 112,04 mNN sowie einer Oberkante 112,20 mNN nur als ein recht flacher Befund erhalten war, der schwer zu interpretieren ist.

Die Grube 223 von unklarer Form und einer Länge in West-Ost-Richtung von 2,5 m und einer Tiefe von 60 cm wies mäßig steile Wände und einen unregelmäßigen Boden auf; angefüllt war sie mit humosem, dunkelgrauen Sand, der mit von Feuer zermürbten Steinen sowie Holzkohlestückchen durchsetzt war. Sie schnitt die Grube 222, und wurde geschnitten von der Grube 224. Die Keramikfunde von ca. 10 kg Gewicht setzen sich aus den Warenarten 2 (76 %), 3 (14 %) und 5 (10 %) zusammen.

Zu den frühen Befunden gehörte auch die runde, steilwandige Grube 224 mit einem Durchmesser von 1,15 m. Die Grube schnitt die Grube 223 und wurde selbst von der Grube 229 gestört; sie bildet damit ein Bindeglied in der zeitlichen Abfolge der einzelnen Befunde. Die unteren 20 cm ihrer Verfüllung bestanden aus Fäkalienresten, das darüber liegende Material aus humosem Sand. Aus beidem Verfüllungen stammt ein ca. 2,5 kg schwerer Keramikfundkomplex der Warenarten 2 und 3.

Die Zeichnung der Fläche 2a (OK dok. ca. 112,8 mNN) zeigt die Pfostenreihe 266 aus Aststücken mit Rinde, die in der Schicht 201 steckten. Diese Reihe erweckt recht deutlich den Eindruck eines Zaunrestes. Die Vertikalhölzer 265 stellten eine ähnlich orientierte Reihe wie die Pfosten des Befundes 266 dar, bestanden jedoch aus angekohlten Spaltbohlen mit den Maßen von 10 cm auf 4 cm bis 5 cm.

Aus dem Pr. 21 und einzelnen Flächenzeichnungen wird deutlich, dass einige der Hölzer des Befundes 266 einen Vorgänger der Reihe 265 gebildet hatten, der – soweit zu beobachten war – annähernd auf derselben Linie verlaufen war²⁴⁴. Die Oberkante dieser älteren Reihe lag auf

²⁴² Sie wurde als Grubenhaus interpretiert, allerdings spricht die runde Form dagegen; es fehlen auch eine Feuerstelle und hölzernen Einbauten – dieser Mangel beweist jedoch natürlich nicht, dass diese sie nicht existiert haben könnten.

²⁴³ Die Befundgrenzen in Pr. 23 sind nicht ganz eindeutig; beeinträchtigt wurde die Grubegestalt gravierend von GR 229.

²⁴⁴ Die beiden Pfosten 256 und 270 im Pr. 26 beweisen ebenfalls eine Mehrphasigkeit, wobei das jüngere Holz unter der Schicht 212 lag und der Phase +2 anzugehören schien.

ca. 102,5 mNN, steckte in der Schicht 202 und war von der Schicht 203 überdeckt. Eine ähnliche stratigrafische Lage wie diese ältere Reihe nahm der Pfosten 268 ein. Er war jedoch mit einem stumpfen Ende versehen und steckte ca. 70 cm weiter südlich im Boden.

Ein schmaler, flacher Graben (Bef. 246), dessen Unterkante bis auf 111,90 mNN hinab reichte, verlief parallel zu denen Zäunen 266 beziehungsweise 265 und scheint in einem engen Zusammenhang mit dem älteren oder einem weiteren vorausgegangenem Zaun gestanden zu haben. Der dokumentierte südöstliche Teil des Grabens schloss unmittelbar an die Ostseite der Pfostenreihe an, so dass vermutet werden darf, dass der Graben gezogen wurde, um zwischen zwei Grundstücken das anfallende Regenwasser abzuführen. Während nach der stratigrafischen Lage der Graben eher noch der Phase 0 angehören dürfte, scheinen die Zäune jünger zu sein.

Dem Ausgräber fiel auf, dass diese durch einen Graben und einen Zaun erkennbare Einteilung in Grundstücke von einer jüngeren Parzellierung in ihrer Orientierung deutlich abwich²⁴⁵. Die durch Graben 246 und Zaun 266 markierte Grenze verlief fast parallel zur heutigen Bauflucht der Hainstraße und demnach müssten die dazugehörigen Flurstücke in annähernd rechtem Winkel auf die Trasse der ehemaligen Hainstraße getroffen haben²⁴⁶. Mit der genannten Anordnung der alten Parzellen darf angenommen werden, dass die Trasse der Hainstraße sich über die Jahrhunderte hinweg erhalten hatte.

Überhaupt war klar zu erkennen, dass sich entlang des Zaunes 266 die Höhe und Art der Schichten änderte. So lag etwa die Oberkante der Planierschicht 203 westlich des Zaunes deutlich höher und nur östlich des Zaunes erhob sich die mächtige Schicht 206. Die Staken 265 und 266 sowie Bohlen befanden sich dabei auch am Rand einer flachen Grube (EB 217) mit einer Erstreckung in West-Ost-Richtung von 1,4 m (siehe Pr. 21). Diese Mulde befand sich zwischen den Schichten 203 und 204 und reichte dabei von ca. 112,8 mNN bis auf ca. 113,0 mNN. Sie war mit Brandschutt angefüllt und wies eine verziegelte Oberfläche auf.

Die schon erwähnte, durch Siedlungstätigkeit entstandene, Schicht 201, die zuunterst lag, gehörte mit ziemlicher Sicherheit der Phase +1 an. Die direkt darüber liegende Humusschicht 202, die mit wenigen Ziegel- und Holzstückchen durchsetzt war, dürfte der gleichen Phase angehören – allerdings an deren zeitlichen Ende liegen. Abgebildet ist die Schicht 202 in den Profilen 21 und 22a; mit einer Stärke von im Schnitt ca. 30 cm reicht sie von einer Höhe von 112,06 mNN bis zu einer Höhe von ca. 112,6 mNN. Die Keramik von gut 5 kg Gewicht setzte sich aus Scherben zusammen, die zu 58 % der WA 2, 10 % der WA 3, 9 % der WA 5 und 23 % der WA 6 angehören und kann demnach zeitlich in die 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts gesetzt werden.

Ebenfalls der Phase +1 gehören zwei weitere Gruben an: Das ist zum einen die unregelmäßig geformte Grube 225²⁴⁷ mit einer Länge in West-Ost-Richtung von 2,7 m und einer Breite von 2,0 m, die auch im Profil 21 zu sehen ist (UK 111,32 mNN). Sie war mit humosem Sand zugeschüttet worden, wobei im Zentrum der Grube das Material in Torf übergang. Zum anderen ist es die Grube 226 mit einer eckiger Form, die bis auf 111,80 mNN hinabreichte und in deren Verfüllung Steine und Keramik²⁴⁸ lagen, nach welcher die Grube in der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts aufgefüllt worden war.

Zu den frühen Befunden gehört ebenso die ovale, 1,3 m lange und 0,8 m breite, Nord-Süd

²⁴⁵ So schon T. Westphalen 1995, S. 171 u. S. 176

²⁴⁶ Es ist natürlich nicht zwingend notwendig, dass die Grundstücke im rechten Winkel auf die Flucht der Hainstraße trafen; es wäre auch denkbar, dass schon von Anfang der Besiedlung an die südl. Grenze sich an der Bauflucht am Markt und die östl. Grenze sich an der Bauflucht der Hainstr. orientierte.

²⁴⁷ Phasenzuweisung aufgrund der Keramikfunde (ca. 2,5 kg): 81 % WA 2, 2 % WA 3, 17 % WA 5. Sie wurde von GR 224 geschnitten.

²⁴⁸ Zusammensetzung der Keramik: 55 % der Warenart 2, 23 % der Warenart 3, 12 % der Warenart 5

ausgerichtete Grube 230²⁴⁹, die als Pfostengrube angesprochen wurde. Mit ihrer Unterkante reichte sie bis ca. 111,45 mNN hinab, ihre Oberkante lag auf 112,05 mNN. In ihr steckte der runde, im Vergleich zu anderen Vertikalhölzern mit einem Durchmesser von 30 cm bis 40 cm relativ breite Pfosten 273.

Das Pfostenloch 261 mit nur ca. 20 cm tiefer liegenden Oberkante als die Grube 230 und einer Breite von 70 cm²⁵⁰ lag in einem Abstand von ca. 3,5 m genau auf einer West-Ost-Achse davon entfernt. In ihrer Mitte zeichnete sich nur noch eine dunkle, humose Spur an der Stelle des gezogenen Pfostens innerhalb einer Grubenverfüllung aus hellem, heterogenem, sandigem Humus ab. Nach den in der Flächenzeichnung ähnlich dargestellten Dimensionen der beiden Pfosten und nach ihrer Lage auf einer auf eine Himmelsrichtung ausgerichteten Achse könnten die beiden Gruben Teile eines Pfostenbaus gebildet haben – was aber aufgrund des Fehlens weiterer dazu passender Befunde nicht mehr geklärt werden kann.

Latrinengruben

Zur Entsorgung von Abfällen und Fäkalien auf dem Grundstück wurde wahrscheinlich die rechteckige Grube 228 verwendet, wofür nach Aussagen des Ausgräbers die Materialzusammensetzung der Einfüllung sprechen soll²⁵¹. Bezeichnend für eine Latrine war auch die Lage der Gruben-Nordkante nahe an der durch einen Zaun (FW 274) gekennzeichneten Grundstücksgrenze, wie sie für Entsorgungseinrichtungen typisch ist. Trotzdem könnte die Grube auch erst in Zweitverwendung als Latrine gedient haben und ursprünglich einen Gebäudeteil wie etwa einen Vorratskeller dargestellt haben. Dafür spräche ihre Lage direkt unter Haus A, wobei die Nordkante der Grube unter dem Nordfundament des Hauses (KS 275 c, d) zu liegen kam. Dabei gehörte sie aber nicht zu dem aufgehenden Gebäude, sondern sie muss bereits zugeschüttet worden sein, bevor das Haus A errichtet wurde. Die Platzkontinuität spräche also für ein Gebäudeteil, dagegen spricht deutlich die ungewöhnlich große Tiefe.

Die Grube ist gut dokumentiert und sowohl in der Flächenzeichnung, als auch in den beiden senkrecht zueinander liegenden Profilen 22a und 22b²⁵² zu sehen. Sie erstreckte sich an ihrer Oberkante (112,17 mNN) in Nord-Süd-Richtung auf einer Länge von 3,5 m und an ihrer Unterkante (110,60 mNN) auf einer Länge von 2,5 m, bei einer Breite von 2,75 m am Grubenrand und einer von 2,1 m am Grubenboden.

Die steilwandige Grube wies keinerlei Holzeinbauten auf, war jedoch von einer 5 cm - 8 cm dicken Reisiglage (EB 218) begleitet, die aus bis zu 1,2 m langen, parallel liegenden Ästen bestand. Diese Äste waren durch senkrecht in den Boden gerammte Staken sowohl zur Grube 228 als auch nach Westen hin fixiert und dienten vielleicht – da sie unmittelbar am Rand der Grube lagen – zur Befestigung eines möglichen Zugangs.

Nach den hier vorgestellten Zeichnungen der Profile 22a und 22b (Taf. 12) sind die oberen Teilbefunde von Befund 228 in die Verfüllungen b bis d sowie die Schicht e (die mit dem Haus A in Zusammenhang stehen dürfte und für dieses als Datierungsgrundlage gelten darf) und den Erdbefund f zu trennen. Die Teilbefunde b bis d und f wurden unter einer Befundnummer geborgen²⁵³, dabei vermischte sich vermutlich das jüngere Material der Schicht f mit dem eigentlichen Grubenmaterial. Das Fundgut aus der untersten Grubenverfüllung (228 a)²⁵⁴

²⁴⁹ Keramikzusammensetzung: 67 % WA 2, 24 % WA 3, 9 % WA 5; in die Verfüllung wurden aber in der Flächenzeichnung Ziegelstückchen eingezeichnet. Sie schnitt die GR 234.

²⁵⁰ Ihre Länge konnte wegen einer Störung im Norden nicht mehr festgestellt werden.

²⁵¹ Im unteren Bereich der GR lagen lehmige und humose Schichten (VF a), im oberen torfige, lehmige und wenige aschehaltige Schichten (VF b), die zum Grubenmittelpunkt abfielen.

²⁵² In Pr. 22b ist im unteren Bereich das Negativ der Grubenwand zu sehen, in Pr. 22a die untere Verfüllschicht.

²⁵³ in der Dok. „Bef. 301“; aus der VF b ca. 22,3 kg: 12 % WA 1 - WA 3, 19 % WA 5, 61 % WA 6, 8 % WA 7

²⁵⁴ in der Dok. „Bef. 316“; aus der VF a ca. 7,2 kg: 89 % WA 2 - WA 3, 4 % WA 5, 6 % WA 6, 1 % WA 7

setzte sich überwiegend aus so genannter spätslawischer Keramik zusammen und unterschied sich damit deutlich von dem der oberen Verfüllschichten.

Diese Grube 228 stellte einen Befund dar, der unterschiedlich gefertigte Keramik in sich vereinigte, weswegen sie bereits der Ausgräber publizierte²⁵⁵. Vermutlich wurde die – vom Ausgräber in Anlehnung an die norddeutsche Terminologie so genannte – Weiche Grauware²⁵⁶, eine frühe Spielart der vorblaugrauen Ware²⁵⁷, und die Harte Grauware (Blaugraue Ware) zeitgleich entsorgt, da die weicher gebrannte Ware kaum zerscherbt ist. Dagegen ist spätslawische Keramik²⁵⁸, die härter gebrannt als die vorgraublaue Ware und gegen mechanische Einwirkungen resistenter ist, stärker zerscherbt als diese. Dies legt den Schluss nahe, von einer Verlagerung der spätslawischen Keramik und des sie umgebenden Materials auszugehen.

Ein typisches Beispiel aus der Grubenverfüllung ist ein gut erhaltener, großer Topf (siehe Taf. 60/25), der nur auf der Schulter Rillen aufweist, die unregelmäßig und schwach ausgeprägt sind. Darüber erhebt sich ein leicht karniesartiger, niedriger Rand über einem im Verhältnis zur Gesamthöhe kurzen Hals. Die frühe, schulterbetonte Topfform, die ungleichmäßige Machart und die Warenart 6.3 verlangen eine Zuweisung in das angehende 13. Jahrhundert.

Die beiden Gruben 237 und 238 sind vermutlich ebenfalls die Überbleibsel von Latrinen, wobei die Grube 237 eine runde Form aufwies mit einem Durchmesser von 1,40 m und einer Tiefe von 65 cm und die Grube 238 rechteckig mit einer Länge in Nord-Süd-Richtung von 2,4 m und einer Breite von mindestens 1,2 m in den Boden geschnitten war.

Andere Befunde sind dagegen kaum zu interpretieren, wie die formlose Grube 241, welche mehrere Lagen an Bodenmaterial aufnahm, mit einer Ausdehnung in West-Ost-Richtung von 2,4 m und quer dazu von 1,5 m. Steile Wände reichten 70 cm tief in die Erde und endeten auf einem ebenen Boden.

Ein in West-Ost-Richtung orientierter Kindersarg mit den Resten einer Bestattung hatte sich nördlich des Hauses B erhalten (siehe folgendes Kapitel). Es handelte sich um eine mit Brettern eingefasste Grube (KS 278) von ca. 40 cm Tiefe, wobei die Bretter ohne Verbund gegen die Grubenwände gestellt worden waren. Das Ganze war durch ein Brett abgedeckt worden, das infolge einer leichten Auswärtsstellung der Längsbretter in das Innere eingesackt war. Der Befund könnte auch einen schlichten Sarg darstellen²⁵⁹, dessen Bretter mit Nägeln verbunden waren und der in eine Grube eingesetzt wurde, welche eine Länge von 57 cm und eine Breite von 23 cm an den Enden aufwies. Im Osten war der Boden mit einer dünnen Schlammschicht bedeckt, in der Arm- und Beinknochen nicht mehr in ihrer ursprünglichen Lage zueinander ruhten, 18 cm südlich des westlichen Brettes auf der Schmalseite lagen zerdrückte Schädelknochen, nördlich davon war eine Rippe sichtbar.

²⁵⁵ T. Westphalen 1995, S.173-176; bei ihr schien eine Vergesellschaftung von so genannter spätslawischer Keramik und deutscher Drehscheibenware vorzuliegen; kritische Bemerkungen dazu bei Y. Hoffmann 1998, bes. S. 113f. und S. 125f. Problematisch ist es, Ergebnisse eines einzelnen Befundes zu allgemeinen Aussagen zur Keramikentwicklung heranzuziehen.

²⁵⁶ Diese dem Anschein nach weich (oder mäßig hart) gebrannte Ware erhielt vermutlich durch die Lagerung im fäkalischen Material einen bräunlichen Überzug, der dem Scherben stark anhaftet, weshalb die Brennhärte nur schwer zu bestimmen ist. Für eine Einwirkung des Bodenmilieus auf die äußere Scherbensubstanz spräche auch, dass eine so weich gebrannt wirkende Ware im sonstigen untersuchten Keramikmaterial fehlt.

²⁵⁷ Die vorgraublaue Ware ist im Leipziger Material von bräunlich-grauer Farbe und wird hier als WA 6.1 bezeichnet (vgl. Kap. 3.3.4.); zu Fragen der Terminologie siehe auch F. Winkler 1998, Anm. 16 auf S. 26.

²⁵⁸ Die WA 2 war dabei ca. 3,5 mal so häufig vertreten wie die WA 3.

²⁵⁹ T. Westphalen 1995, S. 171-172

2.4.3. Hofstrukturen der Phase +2 / +3 (im GA 2)

Es gibt mehrere Schichten, welche der Phase +3 (ca. erste Hälfte 13. Jahrhundert) angehören. Dazu zählen die torfigen²⁶⁰ Schichten 203 und 207. Die Planierschicht 203, in der Späne, Stroh- und Mistreste steckten, schwankte in ihrer Mächtigkeit von 8 cm bis 34 cm. Sie erscheint im Profil 21 mit einer Unterkante auf 112,30 mNN und einer ca. 55 cm höher gelegenen Oberkante. Der Hauptanteil der Keramikfunde von gut 5 kg Gewicht gehört mit 84 % der Warenart 6 an.

Die humose Sandschicht 210 und die sandige Humusschicht 212 stellten wahrscheinlich die Reste eines Gartens dar und sind damit Indizien für Gartenbau. Ein, wenn auch geringer, Prozentsatz an der Warenart 7 im Fundgut verweist die Schichten in die Phase +3. Das Material der Schicht 210 fand sich auch in einigen der Pfostenlöcher²⁶¹, wodurch deren Datierung gegeben ist.

Einige Befunde deuteten auf Herdstellen hin – allerdings meist recht unspezifisch: Das ausgebreitete Gemisch 214 aus Asche und Holzkohlestückchen (siehe Fl. 2a) von maximal 5 cm Stärke und einer Ausdehnung von ca. 45 cm auf 25 cm wies auf eine Feuerstelle hin, die aber mit keinen anderen Befunden in Zusammenhang gebracht werden konnte. Sehr viel klarer zeigten sich die Überreste von zwei (oder drei) Holzgebäuden, von denen zumindest eines einen Vorgänger besaß.

Haus A

Aus den Befunden kristallisierte sich ein Gebilde heraus, das als „Haus A“ (KS 275) behandelt wurde²⁶². Die aufgehenden Wände selbst waren nicht mehr erhalten, jedoch abschnittsweise deren Fundamentierungen und die Stakenreste im Boden. Während sich die beiden Eckfundamente der ca. 6 m langen Nordwand erhalten haben, wurde die Fundamentierung der Südwand vermutlich beim Anlegen einer Wasserrinne zerstört. An den beiden Ecken der Nordwand lagen ungefähr 80 cm lange und 50 cm dicke, gesägte Stammstücke (275 c), daneben Unterlegsteine (275 d) von bis zu 40 cm Länge (30 cm auf 40 cm auf 50 cm im Mittel), von denen einige auf der durch die Lage der Hölzer vorgegebenen Linie lagen. Hölzer wie Steine waren wahrscheinlich zur Fundamentierung eines in Schwellenbauweise errichteten Gebäudes verlegt worden.

An der östlichen Ecke der Nordwand traf auf diese im rechten Winkel die Flucht der Ostwand des Hauses A. Die Ostwand, von der sich ebenso wie von den übrigen Wänden keine Reste erhalten haben, stand auf einer Pfostenreihe (b), deren Teile dicht aneinander in den Boden gerammt worden waren. Die Ostwand verlief über der großen Latrinengrube 228; der heterogene Baugrund ist vermutlich für die Kombination zweier Konstruktionen zur Fundamentierung verantwortlich. Die einzelnen Bauteile der Ostwand setzten sich aus folgenden Elementen zusammen: Auf die Fundamentierung des Schwellenbaus traf im rechten Winkel (also in Nord-Süd-Richtung verlaufend) die schon genannte Stakenreihe 275 b mit angekohlten Hölzern, an die sich eine Reihe dicht nebeneinander gestellter Staken (e) anschloss, die vermutlich ursprünglich die Wand gebildet hatten. Im nördlichen Teil dieser Reihe stand ein halbiertes und entrindetes Stamm- oder Aststück (a) mit einem Durchmesser von 26 cm, dessen unteres Ende angespitzt und angekohlt war und das wahrscheinlich als Ständer diente. Ein weiterer mutmaßlicher Ständer (f) mit einem Durchmesser von 22 cm steckte ca. 1,4 m weiter südlich auf Linie der Stakenreihe im Boden.

²⁶⁰ Das Wort „torfig“ bezeichnet vermutlich z. T. Erdmaterial, das Bearbeiter in anderen GA „humos“ nannten.

²⁶¹ so etwa in den PL 251 - PL 258

²⁶² so schon in der Publikation T. Westphalen 1995 (S. 173, Abb. 8)

Die Stakenreihe 275 i könnte nach ihrer Lage senkrecht zur Nordwand des Hauses A einen letzten Überrest der westlichen Wand darstellen.

Den augenscheinlich zugehörigen Estrich von Haus A (KS 275) bildete die durch torfige Bänder unterbrochene Lehmschicht 208²⁶³, die in Profil 22b mit einer Unterkante von 113,18 mNN und einer Oberkante von 113,42 mNN zu sehen ist. Diese Schicht war ziemlich genau auf das durch die östliche Stakenreihen (b, e), die westliche Stakenreihe (i) und die Fundamentreste der Nordwand (c, d) bezeichnete Rechteck begrenzt. Im Innern dieses Rechtecks lag der Auftrag in unterschiedlicher Mächtigkeit über der Schicht 203 und glich dabei deren Unebenheiten aus. Für das Fundament der Nordwand war die Schicht erhöht worden und bildete einen Absatz, dem die Steine und das Holz vorgelagert waren.

Am vorgefundenen südlichen Ende der Stakenreihen b und e befand sich ein Pfosten (PL 249), der wahrscheinlich zu einer älteren Hauskonstruktion – vielleicht einer älteren Bauphase von Haus A – angehörte, denn in der Oberfläche des jüngsten Fußbodens war der Pfosten nicht sichtbar und das Pfostenloch war mit Material des Lehm Bodens von Haus A (PS 208) verfüllt. Das Pfostenloch wies einen Durchmesser von 40 cm bis 60 cm auf und in seiner Mitte war der angekohlte Stumpf eines rechteckigen (20 cm × 30 cm) Vertikalholzes erhalten geblieben.

Es eröffnen sich zwei Möglichkeiten: Entweder handelte sich um ein Gebäude, in dem zwei Konstruktionsweisen miteinander verbunden waren – wie schon angesprochen, beispielsweise wegen des heterogenen Baugrundes – oder aber wir interpretieren die Anzeichen so, dass hier ein Gebäude stand, das in mehreren Phasen auf teils unterschiedliche Weisen gebaut worden war. Deutlichstes Zeichen dafür ist der schon genannte Pfosten 249, der vermutlich als Überrest eines ersten nachweisbaren Pfostenbaus im Boden geblieben war und einige Stakenlöcher (275 h), die entlang der Fundamentsteine (d) freigelegt wurden. Auf einen ersten Bau, zu dem der Pfosten 249 gehört hatte, folgte in einer zweiten Phase ein weiterer Pfostenbau (a, b, e, f, h, i) und in einer dritten ein Schwellenbau (c, d). Von den beiden grundsätzlichen Möglichkeiten ist aufgrund der Befundsituation die mit der gemischten Bauweise in der zweiten Phase zu favorisieren.

Die flache Grube 227, welche mit stark torfigem, mit Holzstückchen durchsetztem Material verfüllt war, lag unter dem Haus A (KS 275). Bei den Keramikfunden (ca. 4,5 kg) unterschied sie sich von der Grube 223 durch einen Anteil der Warenart 6 von fast einem Fünftel der Gesamtmenge²⁶⁴ – womit sie zeitlich schon am Ende der Phase +1 stehen dürfte.

Als Grundlage für die Datierung des Baus des Hauses A kann die Zuschüttung der darunter liegenden Grube 228 herangezogen werden. Nach den Funden geschah dieser Vorgang – wie noch erläutert wird – in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Einige angekohlte Pfosten im Fundamentbereich und eine unmittelbar benachbarte Schicht verbrannten Strohs scheinen anzuzeigen, dass das Haus einem Brand zum Opfer gefallen war. Es handelte sich dabei um eine 4 cm bis 8 cm dicke Brandschicht (PS 204), die teilweise eine verziegelte Oberfläche und verkohltes Holz aufwies. Nach wenigen Funden der Warenart 6 könnte dies noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts geschehen sein. Darauf weist noch deutlicher die ca. 10 cm hohe torfige Planierschicht 205 hin²⁶⁵, die über und unter der Schicht 204 lag und deren Keramik zu 81 % der Warenart 6 angehörte.

Über der Brandschicht lag die Schicht 213 aus Sand unterschiedlicher Körnung, der mit verziegelten Lehmstückchen durchmischt war. Ob diese als neuerlicher Fußboden eines Gebäudes anzusehen ist oder nicht, bleibt unklar.

²⁶³ Eine helle Sandschicht mit Holzkohlestippen (PS 209) lag zwischen der Schicht 208 und der darauf folgenden Schicht 210.

²⁶⁴ Die Keramik setzt sich folgendermaßen zusammen: 68 % WA 2, 12 % WA 3, 12 % WA 5 und 18 % WA 6

²⁶⁵ in Pr. 21 zu sehen (UK ca. 112,8 mNN, OK ca. 112,9 mNN)

Haus B

Nur 1,4 m nördlich der Nordwand von Haus A hatten sich parallel dazu die Reste eines Pfostenbaues mit Spaltbohlenwand, das so genannte „Haus B“²⁶⁶ (KS 276), in Resten im Boden erhalten. Auf derselben Linie wie die Bohlen kamen die Stümpfe von drei in einer Reihe liegenden Vierkantpfosten zum Vorschein mit ähnlich dimensioniertem Seitenlängen im Querschnitt: der Pfosten c mit Kantenlängen von 19 cm und 16 cm, der quadratische Pfosten b mit 20 cm und der Pfosten a mit 22 cm und 17 cm langen Kanten. Diese Pfosten hatten wahrscheinlich einmal die Dachlast zu tragen und wiesen zum Teil Bearbeitungsspuren auf, die auf eine sekundäre Verwendung schließen lassen: An dem tragenden Pfosten und mutmaßlichen Eckständer von Haus B 276 c waren Längsnuten in zwei über Eck liegenden Seiten zu sehen sowie in einer der Seiten ein Zapfenloch, die flache Unterseite war mit einem Beil bearbeitet worden. Der Pfosten a wies Längsnuten in zwei gegenüberliegenden Seiten auf. Es handelte sich nach den angeführten Details beim Haus B um einen Pfostenbau, der aus mit Lehm verputzten Spaltbohlen bestand.

Der Pfosten c war außerhalb der Spaltbohlenwand VH 276 d aus z. T. angekohlten Hölzern gestellt²⁶⁷. Unter dem Befund sind Hölzer zusammengefasst, die als eine Reihe erscheinen und von der zumindest ein Teil davon zu Haus B gehörte.

Zur Datierung des Hauses B können zwei analysierte Dendroproben aus dem Eichenholz der Pfosten a und b dienen. Als Daten liegt die früheste mögliche Fällung um 1173 für den Pfosten a und das Fälldatum Sommer 1174 für den Pfosten c vor²⁶⁸.

Durch die Nuten und Löcher in den Hölzern ist eine erneute Verwendung der Vierkanthölzer als Bauhölzer sicher. Sie wurden demnach erst in sekundärer Nutzung als Pfosten für das Haus B verwendet, womit die Aussagekraft der Dendrodaten abgeschwächt wird. Wahrscheinlich war ein Gebäude auf dem Gelände gestanden haben, zu dem die beiden Hölzer der gleichzeitig oder fast gleichzeitig gefällten Eichen (oder einer Eiche) gehört haben. Ein Transport der Hölzer aus größerer Entfernung ist zwar nicht auszuschließen, aber bei diesem schlichten Gebäude wahrscheinlich nicht anzunehmen.

Wie für das Haus A war auch für das Haus B als Fußboden eine Lehmschicht aufgetragen worden; darüber vermutete der Ausgräber aufgrund von Resten, die der Boden bewahrt hatte, eine Deckung des Daches mit Stroh²⁶⁹.

Die Verfüllung des Loches von Pfosten c bestand aus Material der Schicht 203; das Loch selbst war in die Planierschichten 201 und 202 eingetieft worden. Der lehmige, stellenweise humose Sand einer 23 cm bis 45 cm hohen Planierschicht 206²⁷⁰, die ursprünglich als Auftrag zur Fundamentierung von „Haus B“ erkannt wurde, überdeckte die Pfosten KS 276 a, b und c. Die Funde aus der Schicht sprechen für das zweite Drittel des 13. Jahrhunderts, womit die Zeitspanne, in der das Haus B niedergelegt wurde, gegeben ist.

Die Grube mit dem Kindersarg 278 (siehe voriges Kapitel) war in die Planierschicht 202 eingegraben, sowie von der Schicht 203 überdeckt und von dem zu Haus B zugehörigen Pfostenloch 276 a geschnitten worden. Wenn man trotzdem die Bestattung im Zusammenhang mit

²⁶⁶ Auch diese Bezeichnung wurde schon in der Publikation T. Westphalen 1995 verwendet.

²⁶⁷ Es war bei c auch ein PL vorhanden (siehe Bef.-Katalog), das aus Gründen der Übersichtlichkeit aber nicht in die Fl. 2a aufgenommen wurde.

²⁶⁸ VH a: 97 Ringe, Waldkante nicht erhalten, Wuchszeitraum zwischen 1067 und 1163; VH c: 42 Ringe, Waldkante erhalten, Wuchszeitraum 1133 - 1174; die Datierung des Fälljahres 1174 kann aber nur gelten, wenn die Probe von VH b aus einem Komplex mit VH 276 a stammt (Bestimmung an der Universität Hohenheim).

²⁶⁹ T. Westphalen 1995, S. 173

²⁷⁰ in Pr. 21 zu sehen (UK ca. 112,5 mNN, OK ca. 113,0 mNN)

Haus B sehen will, könnte angenommen werden, dass das Grab unter der Dachtraufe eines Vorgängerbaus lag. Diese besondere Lage wird oft im Zusammenhang mit Nachgeburtsbestattungen gesehen²⁷¹ und könnte auch im Hinblick auf das Seelenheil des verstorbenen Kindes durchgeführt worden sein²⁷².

Die rundliche (Durchmesser von 80 cm bis 90 cm), mit einer Tiefe von 15 cm recht flache Grube 243 war mit Span- und Brettchenresten gefüllt. Sie lag unter der Planierschicht 206 und damit stratigrafisch unter Haus B, wobei ein näherer Zusammenhang zum Gebäude jedoch nicht hergestellt werden kann²⁷³.

Haus C

In den Feldsteinen und einem flachen Balken sind schließlich Strukturen zu erkennen, in denen – gerade mit Blick auf die Fundamentierung der Nordwand von Haus A – die Überreste eines „Hauses C“ (KS 277) gesehen werden können. Ein Schwellbalken (a) lag in Nord-Süd-Richtung und wies nach einem Kappen, das wahrscheinlich durch einen neuzeitlichen Bodenabtrag erfolgt war, noch eine Länge von 96 cm auf, bei einer Breite von 25 cm und einer Höhe von 3 cm bis 5 cm. Fünf Feldsteine (b) von 10 cm bis 20 cm Länge gruppierten sich um einen Auftrag aus lehmigem Sand (d), dem mutmaßlichen Überbleibsel eines größtenteils durch Eingriffe weggerissenen Estrichs. Der Balken war an der Oberseite angekohlt; zwischen Holz und Steinen ruhte ein angeziegelter Hüttenlehmbrocken (277 c).

Dieses kleine Ensemble aus den Resten von Schwelle, Fundamentsteinen, einer (West-) Wand und dem Estrich war bedauerlicherweise so stark durch neuzeitliche Eingriffe gestört, dass eine sichere Deutung des konstruktiven und stratigrafischen Zusammenhangs, der Funktion sowie eine klare Datierung nicht mehr möglich ist. Die Interpretation kann – wie schon beschrieben – nur als Analogieschluss aus der Gestaltung der Fundamentierung der Nordwand von Haus A und verwandter Befunde von anderen Orten erfolgen.

Wir sehen damit vielleicht die Gruppe zweier Schwellenbauten (Haus A2 und Haus C), welche auf die Pfostenbauten (Haus B und Haus A1) gefolgt waren. Die gemessenen durchgängig ähnlich hohen Oberkanten der Einzelbefunde²⁷⁴ von 112,21 mNN bis 112,23 mNN wie auch die Quetschung des Balkens weisen auf eine „Rasur“ der Befunde bei einem Bodenabtrag auf dem Gelände hin, von der die höher gelegenen Teile betroffen wurden.

In der südöstlichen Ecke des Grabungsabschnitts lagen sechs runde Pfostenlöcher mit runden Pfosten und einer Verfüllung mit einem Material, aus dem auch die Schicht 210 bestand: So etwa das Pfostenloch 251 mit steilen Wänden und einem weichen Übergang zum konkaven Boden, in dem ein 7 cm bis 10 cm breiter und 66 cm langer Pfosten steckte, der unten angespitzt war. Dazu die Pfostenlöcher 252 bis 255 sowie 260, welche sich im Profil trichterförmig zeigten und deren runde, 40 cm bis 66 cm lange Pfosten unten alle angespitzt waren²⁷⁵. Diese Hölzer bildeten grob umrissen ein Geviert von 3 m auf 1 m und könnten die Dachträger für einen Unterstand gebildet haben.

²⁷¹ Literaturhinweise zu diesem Thema in: C. Frieser 2003

²⁷² S. Ulrich-Boechsler 1990, S. 309-318

²⁷³ Es könnte mit Blick auf die KS 278, wegen der stratigrafischen Lage, der Größe und den darin liegenden Brettchen an den untersten Rest einer GR gedacht werden, welche ebenfalls ursprünglich einen Sarg aufgenommen hatte; dagegen spricht jedoch die abweichende Ausrichtung der GR in N-S-Richtung sowie die rundliche Form.

²⁷⁴ Eine Ausnahme bildete die stellenweise noch nachweisbare OK von 112,91 mNN für das Haus A.

²⁷⁵ Die Ansprache der runden Verfüllung 260 als Pfostenloch ist dagegen unsicher.

Grundstücksgrenzen, Zäune und Pfostenreihen

Die im Boden verbliebenen gleichmäßig runden Hölzer der Stakenreihe 267 stellen mit großer Sicherheit die Überreste eines Zaunes dar. Diese Reihe lag parallel zu den Pfostenreihen 275 d und 276 d und bildete damit eine Abgrenzung der Grundstücke voneinander, welche auf die parallel zur Hainstraße liegende zeitlich folgte. Die Stakenreihe führte zwischen den Häusern A und B hindurch, wobei sie sich nach Westen hin mindestens bis zur Höhe der Westwand von Haus A fort zog. Die kurze Spaltbohlenreihe 272 kreuzte im Westen ihre Flucht und scheint ihr Ende zu markieren.

Im Bereich zwischen den beiden Häusern fehlte der ansonsten beobachtete Auftrag von Sand und Lehm. Die Grenze dürfte eine geraume Zeit bestanden haben, wie in den mindestens drei Bauphasen des Zaunes noch zu erkennen war. Einer der beiden älteren Zäune setzte sich aus Spaltbohlen zusammen. Für den jüngsten (FW 274) waren geviertelte, halbierte und ganze Aststücke im Abstand von 30 cm bis 40 cm eingeschlagen und mit Flechtwerk umwunden worden. Dieser Zaun war stratigrafisch jünger als die Pfostenreihe 276 d, die Schicht 205 war gegen die Hölzer geschüttet worden. Demnach wandelten sich im 12./ 13. Jahrhundert die Grundstücke und das besiedelte Gebiet wurde neu parzelliert, wobei die neuen Parzellen eine ziemlich klare Ausrichtung an den Himmelsrichtungen zeigten.

Die sieben runden Löcher (Dm 15 cm - 18 cm) mit runden Pfosten (Dm 3 cm - 8 cm) sind unter der Befundnummer 258 zusammengefasst und wiesen Unterkanten von 111,2 bis 111,3 mNN und eine Oberkante von ca. 111,6 mNN auf. Die Spitzen der Vertikalhölzer steckten in der Planierschicht 210, das Verfüllmaterial in den Löchern ähnelte dem der Schicht 210. Auf die Funktion als Zaun wiesen die regelmäßigen Abstände zwischen den Hölzern hin. Die Stellung der Pfosten orientierte sich anscheinend an der Kontur der Grube 242 und dürften demnach zu einem die Grube säumendem Flechtwerkzaun gehört haben.

Den genannten Pfosten war das runde Pfostenloch 257 (mit einem Durchmesser von 24 cm - 30 cm) östlich benachbart. Es war wie diese mit Material verfüllt, das der Schicht 210 ähnelte und Unter- wie Oberkanten wiesen ebenfalls ähnliche Werte auf wie die der VH 258. Trotzdem ist eine nähere Beziehung der beiden Befunde zueinander nicht feststellbar.

Nördlich der eben genannten Pfostenlöcher lagen fünf runde oder ovale Pfostenlöcher (PL 259), welche nur noch als graue Verfärbung erkennbar waren und deren Pfosten (mit einer Breite von ca. 4 cm bis 5 cm) anscheinend direkt in den Boden eingerammt worden waren (ohne dass zuvor eine Grube ausgehoben worden war). Es ist weder eine Struktur erkennbar noch eine Beziehung zu einem anderen Befund.

Als Grube der Phase +2 soll noch die ovale, steilwandige Grube 239 erwähnt werden, auf deren Boden ein vergangenes Kantholz lag. Die Bedeutung des Holzes ist für den Befund allerdings nicht klar ist. Die Grube fiel mit 1,3 m auf 0,8 m und einer Tiefe von 0,3 m eher bescheiden aus.

2.4.4. Schichten und Gruben der Phase +3 / +4 (im GA 2)

Die torfige Schicht 207 in Profil 22b mit einer Unterkante von 113,04 mNN und einer Oberkante von 113,35 mNN wies Mistlagen, Stroh- und Daubenreste auf. Die Keramik mit einem Gewicht von über 10 kg kann durch den Anteil von 35 % der Warenart 7 klar der Siedlungsphase +4 zugerechnet werden.

Über der für die Stratigrafie bedeutsamen Schicht 210 lag die Planierschicht 211, die aus torfigem, stellenweise lehmigem Humus bestand, der mit Spänen und Daubenresten durchsetzt war. Nach den Keramikfunden, die sich zu 81 % aus der Warenart 6 und zu 15 % aus der Warenart 7 zusammensetzten²⁷⁶, gehört auch diese Schicht der Phase +4 an. Die darüber folgenden Schichten können nicht älter sein²⁷⁷ und werden nicht weiter berücksichtigt.

Es sollen in diesem Rahmen noch ein Ensemble von drei Gruben angesprochen werden, die für das Gesamtbild nicht unwesentlich sind. Zum einen die ovale Grube 231, die in West-Ost-Richtung 2,5 m lang und knapp halb so breit war bei einer Tiefe von 2,4 m²⁷⁸. Die Wände fielen steil zu einem ebenen Boden ab. Sie war in Lehm eingetieft und es waren keine Reste von Einbauten erhalten. Die untere Einfüllung a bestand aus getrennten, sich abwechselnden Schichten von Torf und Humus; das oben liegende hineingeworfene Material (VF b) war Humus mit wenigen angeziegelten Lehmstückchen. Die Zusammensetzung der Keramik in den Verfüllungen a und b unterschied sich nicht wesentlich voneinander: Die Warenart 6 dominiert deutlich mit über 90 %, dazu kommen geringe Anteile der Warenarten 5, 7 und 9.

Die zweite Grube ist die wahrscheinlich ursprünglich rechteckig angelegte Grube 233, die nur noch als Rest erhalten war. Die Grubenverfüllung war wenig auffällig: heller Schluff mit dunklen Flecken sowie Torf. Der Inhalt war jedoch mit einer beachtlichen Menge an Keramikfunden von knapp 8 kg Gewicht durchsetzt, welche sich zu 27 % aus der Warenart 5, zu 63 % aus der Warenart 6 und zu 10 % aus der Warenart 7 zusammensetzten.

Die Grube 233 wurde von der Grube 232 geschnitten, die ursprünglich vermutlich rund geformt war mit einem dokumentierten Durchmesser von ca. 3,5 m und einer erhaltenen Tiefe von gut einem Meter. Die Grube 232 kann damit trotz der Keramik in ihr mit einem Gewicht von ca. 4,5 kg, bei der wiederum die Warenart 6 mit 63 % leicht dominiert, diesmal aber die Warenart 7 fehlt, nicht älter als die beiden anderen Gruben gewesen sein.

Wie die eben genannten Gruben 232 und 233 sind auch die Gruben 235 sowie 240 Elemente der Phase +3. Die Grube 235 besaß eine rechteckige Form und steile Wände mit ca. 70 cm Höhe und einem unebenen Boden scheint sie nicht der Überrest eines Gebäudes zu sein. Dasselbe gilt für die 60 cm tiefe Grube 242, die zwar einen ebenen Boden, aber dafür eine ovale Form aufwies.

Die rundliche Grube 245 im Nordosten der Grabungsfläche stellte ziemlich sicher eine Latrine mit einer Länge von mindestens 2 m und einer Tiefe von 2 m dar. Steile, in einen sandigen, nach unten zunehmend lehmigen Boden eingeschnittene Wände und ein flacher Boden mit rinnenförmiger Eintiefung in der Mitte zeichneten sie aus. Ihr Inhalt bestand aus stark zersetzten Fäkalien, Lehm-, Holzkohle- und Holzstückchen, die im unteren Bereich in Lagen verfestigt waren. Sie gehörte der Phase +3 an, ebenso wie das in eine Grube eingestellte Holzfass (Bef. 279).

Das Oval der Grube 279 maß in der Länge 1,8 m und in der Breite 1,6 m, bei einer Tiefe von 45 cm bei fast ebenem Boden. Die Grubenverfüllung bestand aus Humus mit torfigen Lagen, Holzresten (u. a. von Dauben), Lehmbrocken und Ziegelbruch. Das Fass selbst war unten offen und noch auf eine Höhe von 74 cm erhalten, bei einem Durchmesser im Bauchbereich von 86 cm, aus Dauben mit Breiten von 8 cm bis 17 cm bestehend, welche von drinnen anliegenden Reifen aus Zweigen zusammengehalten wurden. Auf ihrer Innenseite waren die Dauben von einer hellgrauen Substanz überzogen, im Inneren selbst befanden sich zersetzte Fäkalien und Holzreste.

Eine große Fläche nahm die über 3 m tiefe Grube 229 mit steilen Wänden von einer Länge in

²⁷⁶ Darunter ein Topf (Taf. 56/6), dessen Scherben noch überwiegend geborgen werden konnten.

²⁷⁷ Wie etwa die PS 215 aus sandigem Humus, auch wenn deren Keramikfunde zu 82 % der WA 6 angehörten.

²⁷⁸ bei einer Unterkante von 109,48 mNN sowie der zugehörigen Oberkante von 111,55 mNN

Nord-Süd-Richtung von 7 m und ebenem Boden ein. Sie entstand vermutlich bei der Entnahme von Lehm, denn nichts deutet auf andere Funktionen hin. Im Südosten waren längs der Wand 6 Bohlen gestellt worden, welche vielleicht zur Aussteifung dienen sollten. Die Grubenverfüllung bestand aus torfigem Humus, in dem Holzstückchen und wenige Ziegelstücke steckten. Sie schnitt die Grube 224.

Die mehr als 20 kg wiegende Keramik setzte sich zu 66 % aus der Warenart 6 und zu 22 % aus der Warenart 7 zusammen und weist die Grube klar in die Phase +4; unter den Fragmenten waren geschlitzte Henkel und eine Bodenscherbe mit einem einfachen Radkreuz.

2.4.5. Grabungsabschnitt 3, Befunde der Phasen +1 bis +4

Schichtabfolge

Der Grabungsabschnitt 3 gliederte sich in den nordwestlichen Teilbereich A, den südlichen Teilbereich B und den nordöstlichen Teilbereich C²⁷⁹, welche deutlich voneinander getrennt waren.

In dem aus hellbraunen beziehungsweise grauockerfarbenen Sand bestehenden anstehenden Boden (GW 300 und GW 301) zeichneten sich – ähnlich wie im Grabungsabschnitt 2 – stellenweise Spuren von Spatenstichen ab. Der anstehende Boden fiel, wie in Pr. 31 und Pr. 32 zu sehen ist, ebenso wie die unmittelbar großflächig darüber ziehende, ca. 40 cm mächtige Schicht 302 nach Osten hin ab. Diese Schicht 302 bestand aus grobem, hellbraunem Sand, der mit Holzkohlestückchen durchsetzt war und der nach den Funden in der Phase +1 aufgetragen worden sein müsste²⁸⁰.

Die Schicht 303 im Bereich 3 C aus humosem, feinem Sand, die weiter östlich direkt über dem Gewachsenen Boden lag (siehe Pr. 36), sowie die Schicht 304 aus torfigem, von Holzabfällen und Holzkohlestückchen durchzogenem Humus (siehe Pr. 35) weiter südöstlich, könnten aufgrund der Höhe und der Kolorierung der Befunde auf den Profilzeichnungen die Planierschicht 302 im Teilabschnitt C fortsetzen. Nach der ähnlichen Verteilung der Warenarten im Fundgut dürfte das für die Schicht 303 zutreffen, nicht aber für die Schicht 304, deren Keramik schon einen Anteil von 13 % der Warenart 7 aufwies.

Alle weiteren Planierschichten sind, da mindestens ein Fünftel der Gesamtmenge der Funde daraus der Warenart 7 zugeordnet werden können, erst im 13. Jahrhundert aufgetragen worden. Über der Schicht 304 folgten Lagen aus Lehm (PS 306), Humus (PS 307) und humosem Torf (PS 308). Die Torfschicht 308 war ca. 7 cm - 14 cm hoch aufgetragen worden, die Fäkalienreste und Bretter in ihr wiesen auf aufplanierte Überreste einer Holzkastenlatrine hin. Sie zog als untere Verfüllung in die Grube 334.

Es folgten Schichten aus weißgrauem, feinem Kies (PS 312) und Humus (PS 314) mit Backsteinbruch und Holzresten. Es waren demnach überwiegend humose oder torfige Aufträge, welche für eine landwirtschaftliche Nutzung geeignet gewesen wären, die aber zumindest zweimal durch eine Planierung mit Lehm beziehungsweise Kies unterbrochen wurden.

Vom Teilabschnitt 3 C werden nur die Befunde vorgestellt, die stratigrafisch älter sind als die Planierschicht 312 – sowie die Schicht selbst.

Ein Schneiden der Schicht 305 aus schluffigem Lehm, die in Pr. 31 und Pr. 32 zu sehen ist,

²⁷⁹ Dabei wurden die Bezeichnungen aus der Dokumentation (von L-01, Schnitt2) übernommen.

²⁸⁰ Von den Keramikfunden aus der PS 302 gehörten 64 % der WA 2 und 25 % der WA 6 an (sowie des Weiteren 8 % der WA 3 und 3 % der WA 5).

stellt im Bereich 3 A ein Kriterium für eine Zuweisung in die Phase +3 (oder eine spätere) dar. Dort fallen die Schichten leicht nach Osten ab (siehe Pr. 31); das gilt sowohl für den Auftrag aus weißlichem, feinem Sand 309 als auch für die humose Lehmschicht 310 und die sandige Lehmschicht 311.

Der darüber liegende dunkelgraue Lehm 313 wies viele Ziegel- und Mörtelbruchstückchen auf und dürfte nach den Funden, wie etwa einem geschlitzten Henkel, frühestens in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts aufgebracht worden sein und wäre damit der Phase +4 zuzuordnen. Auch diese Schicht fiel nach den Profilen nach Osten hin ab und muss ursprünglich flächig vorhanden gewesen sein. Ähnliches gilt für die Brandschicht 315, die auf der Fläche nur noch als Rest erhalten war. Nur die unter den Planierungen 313 und 315 liegenden Schichten sowie die Planierungen selbst werden hier vorgestellt, weil sie gerade noch im vorher abgesteckten zeitlichen Rahmen liegen²⁸¹. Die Planierschichten wurden durch eine jüngere, inhomogene Lehmschicht²⁸² mit stellenweise viel Holzkohle geschnitten, auf der Bretter und Horizontalbalken sowie in einem langen Streifen verkohltes Getreide auflagen.

Im Teilabschnitt B sind noch die Schicht 316 bestehend aus braunem Sand mit Oxidationsfäulungen, die bis 112,33 mNN reichte, sowie die hellbraune Sandschicht 317, die eine Höhe bis mindestens 112,55 mNN einnahm, zu erwähnen.

Feuer- und Hausstellen sowie Gruben

In die Sandschicht 302 war die rechteckige Grube 330 eingetieft worden, welche senkrechte Wände, eine erhaltene Länge von 2,7 m und eine Breite von 2,5 m aufwies²⁸³. In ihr lag über humosem Torf Lehm und grober Sand, über dem sich wiederum ähnliches Material wie das der Schicht 302 ausbreitete. Damit stand sie vermutlich nur kurzzeitig offen und dürfte der ersten Phase in diesem Grabungsabschnitt zuzurechnen sein. Das Negativ der Grube 330 wies zwei durch einen Steg getrennte Teile auf. Der anstehende Sand, aus dem der Steg bestand, war gelblich, im unteren Bereich grün- bis türkisfarben. Der anstehende Boden unter der Grube wies teilweise starke Verjauchungszonen auf.

In der obersten Verfüllschicht ruhte die Feuerstelle 318, in deren Zentrum sich ein ovaler (60 cm auf 80 cm großer), kompakter, stark rotorange verziegelter Boden befand. Unmittelbar auf dem Boden sowie um die Verziegelung herum erstreckte sich eine weit auseinander gezogene Holzkohlenschicht.

Zwischen den Holzkohlestückchen lagen Keramikscherben der Warenart 6 (Taf. 61/32)²⁸⁴, nach denen der Befund in der Phase +2 aufgegeben wurde.

Im Nordwesten von Teilabschnitt C zeigte sich eine einigermaßen rechteckige Struktur (in der Flächenzeichnung mit dem EB 327 markiert), die wie eine Vorratsgrube wirkt. Die Eintiefung maß ca. 1,4 m auf 1,1 m und an ihrer Nordwestecke steckte ein annähernd runder, angespitzter Pfosten (VH 351), welcher der Überrest eines Eckpfostens sein könnte. Um das Holz herum war kein Pfostenloch erkennbar, damit war es vermutlich eingerammt worden. An ihm änderte sich Stratigrafie, es schnitt die Schicht 307 und lag unter der Schicht 314²⁸⁵, womit

²⁸¹ Es scheint nicht durchgehend stratigrafisch gegraben worden zu sein; so wird etwa aus den Profilen deutlich, dass die Befunde 305 und 313 schräg verlaufende, nach Westen auslaufende Schichten sind die horizontal freigelegt und damit geschnitten wurden.

²⁸² Diese wurde nicht in den Katalog aufgenommen, da sie schon deutlich außerhalb des Untersuchungszeitraums lag.

²⁸³ Die GR wurde in N-S Richtung geschnitten, wobei aus Zeitgründen nur der westl. der GR ausgenommen wurde, im östl. wurde lediglich bis zum Erscheinen der Feuerstelle 318 gegraben.

²⁸⁴ Bei allerdings kleiner Zahl an Funden aus dem Bef. (1 RS, 7 WS)

²⁸⁵ Auch andere Pfostenlöcher waren ähnlich stratigrafisch eingebunden (wie etwa PL 341 mit VH).

der Gesamtbefund zeitlich der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts zuzuweisen ist.

Das annähernd runde (ca. 70 cm breite) Pfostenloch 340 mit einem rundlichen Pfosten, der einen um 50 cm geringeren Durchmesser aufwies, steckte mittig außerhalb der Nordkante der rechteckigen Struktur und könnte ebenfalls zu einer sie begleitenden Holzkonstruktion gehört haben.

Bei den verschiedenen lehmigen Befunden 320 bis 323 im südlichen Teilbereich B des GA 3 mit Oberkanten von ca. 112,3 mNN bis 112,5 mNN könnte es sich zumindest bei dem einen oder anderen um eine Grube gehandelt haben. Der schwärzlich graue Erdbefund 323 unter diesen wäre nach den Funden für den Grabungsabschnitt relativ früh, nämlich ins 12. Jahrhundert zu datieren.

Ebenfalls im Teilabschnitt B lagen die beiden flachen Gruben 335 und 336 (OK ca. 112,2 mNN - 112,3 mNN) mit schwärzlichen Verfüllungen, welche die Schicht 314 schnitten, sowie die höher gelegenen Erdbefunde 324 und 325. Beim Befund 324 handelte es sich vermutlich um eine Grube mit dunkelgrauem Lehm mit Brandresten, beim Befund 325 um eine noch mindestens 30 cm tief erhaltene Feuergrube, deren Zentrum und Rand graugrüner Lehm einnahm²⁸⁶. In ihr lagen organische Reste, umgeben von dem Band einer Brandschicht.

Die Planierung 305 wird geschnitten von den Gruben 332 und 333, deren Wände vermutlich annähernd senkrecht waren und mit einem scharfen Übergang zu einem ebenen Boden übergingen. Die beiden Gruben können als Latrinen angesprochen werden, da in sie entsprechendes torfiges Material eingebracht worden war. Die Grube 333, die mit einer Tiefe von ca. 1,8 m in Pr. 32 wie Pr. 33 zu sehen ist, schnitt nach dem Pr. die Schicht 313, nach Pr. 32 zog die Schicht 313 als Verfüllung hinein, wodurch sie frühestens im ausgehenden 13. Jahrhundert verfüllt worden sein kann. Die Grube 332 reichte nach Pr. 33 ca. 2,2 m tief und schnitt dabei nicht nur die Schicht 313, sondern auch die oberhalb davon liegenden Schichten. Sie kann demnach frühestens im 14. Jahrhundert aufgegeben worden sein.

Bei der Grube 334, die mindestens 1,8 m hinab reichte (Pr. 36; UK min. 110,04 mNN), handelte es sich möglicherweise ebenfalls um eine Latrine, auch wenn keine Reste einer Verschalung nachgewiesen werden konnten. Sie wurde anschließend mit torfigem Humus, Lehmbrocken und vielen, teilweise bearbeiteten Holzresten sowie Holzkohlestückchen voll gefüllt. Da in sie die Schicht 314 zog, kann sie frühestens im 13. Jahrhundert aufgegeben worden sein.

Nach Abtrag der Planierung 313 erschien im Süden des Teilabschnitts A die ca. 90 cm tiefe, mit Lehm verfüllte Grube 331 (Pr. 31), die damit wahrscheinlich die jüngste hier vorgestellte Grube darstellt.

Pfostenlöcher sowie ein flacher Graben

Über die Fläche verstreut lagen mehrere Pfostenlöcher und senkrecht im Boden steckende Hölzer, von denen nur einige herausgegriffen werden sollen. Die geringe Anzahl solcher Befunde erlaubt es nicht, aus ihnen Zäune oder Gebäude zu rekonstruieren. Größtenteils handelte es sich bei den Hölzern um runde, angespitzte Pfosten; es kamen jedoch auch rechteckige Balken vor, wie etwa VH 352, bei dem im unteren Teil noch die Rinde erhalten und dessen unteres Ende gesägt worden war

Die meisten Pfosten beziehungsweise Pfostenlöcher wurden in den unteren Planierschichten entdeckt. Sie schnitten zum Beispiel die Schicht 304, wie etwa der Befund 339: ein spitz zulaufendes, mit Humus verfülltes Pfostenloch, dessen schwärzlicher Rand auf Rinde oder Verkohlungen hinweisen könnte. Wenige der Hölzer wie etwa der rechteckige (12 cm auf 8 cm),

²⁸⁶ Nach der Fl. schnitt diese die PS 317.

vergangene Pfosten 346, steckten – soweit noch zu beobachten war – nur im Gewachsenen Boden und lagen damit unter der ältesten Schicht 302.

Im Bereich A war der vergangene Pfosten 347 mit rundem Querschnitt (Durchmesser 8 cm) in der untersten Kulturschicht 302 zu finden und ist damit der Phase +2 zuordenbar. Die Mehrzahl der vergangenen Pfosten steckte jedoch nicht nur in der Schicht 302, sondern auch im Befund 305 und gehörten damit der darauf folgenden Phase an. Dazu gehörten die acht Pfosten mit rundem Querschnitt, die unter der Befundnummer 348 zusammengefasst sind, die zwei Pfosten 349 mit rechteckigem Querschnitt (10 cm mal 14 cm) sowie der Pfosten 350 (in Pr. 32). Sie waren dabei von der Planierschicht 313 überdeckt.

Die zwei runden (D 10 cm), vergangenen Pfosten 345 (in Fl. 3 sowie Pr. 32) mit ca. 30 cm Länge des einen steckten ebenfalls in den Schichten 302 und 305, wobei die Schicht 313 über sie hinweg zog.

Im Teilabschnitt B zeigten sich ebenfalls einige Pfostenlöcher, die rund (PL 344) oder quadratisch geformt waren (PL 343), sowie unten angespitzte Pfosten ohne sie begleitende Gruben, die ebenfalls sowohl einen runden (VH 355) wie auch einen quadratischen (VH 356) Querschnitt aufweisen konnten. Die Oberkanten der Pfostenlöcher lagen dabei bei ca. 112,3 mNN, die der Pfosten bei ca. 112,4 mNN. Als Auffälligkeit ist hierbei die Verfüllung des Pfostenloches 344 zu nennen, das mit Brandresten angefüllt war; im Gegensatz zu den anderen Löchern, die mit humosem Material angefüllt waren, das dem der Planierschichten ähnelte.

In die Schicht 305 war der 35 - 40 cm breite Graben 337 bei einer Unterkante von 111,63 mNN eingetieft worden. Er war in Nordnordwest-Südsüdost-Richtung ausgerichtet, wobei er sich nach Norden hin etwas verzüngte. Auffällig waren eine flache Sohle sowie vor allem eine ursprüngliche Brettverschalung auf beiden Seiten, die sich noch in Holzspuren abzeichnete. Seine Funktion ist nicht klar zu bestimmen, aber es lässt sich an eine Ableitung von Wasser denken. Ein verwandter Befund stellt der ebenfalls recht flache, mit Brettern eingefasste Graben 434 im Grabungsabschnitt 4 dar, der jedoch eine ungefähr doppelt so große Breite aufwies²⁸⁷.

2.5. Nördliche Siedlungsbefunde zwischen Suburbium und späterer Hainstraße (GA 4)

Grabung Hainstraße 5/ 7

2.5.1. Grabungsfläche und Vorgehensweise

Die im folgenden Text vorgestellte Grabung mit der Benennung „Abschnitt 4“ betraf die nördlich an den Grabungsabschnitt 3 anschließenden, ebenfalls auf der Westseite der Hainstraße liegenden Grundstücke Nr. 5 und Nr. 7²⁸⁸. Da das Areal Hainstraße 5 weit in die Tiefe reichend gestört war, konnten nur vereinzelte Befunde beobachtet werden, die als älteste Fundstücke Keramik der Warenart 7 enthielten und damit außerhalb des in dieser Arbeit behandelten Zeitrahmens liegen.

²⁸⁷ siehe Kap. 2.5.6.

²⁸⁸ Die ursprünglichen Bezeichnungen der Grabungsflächen lauten für die Hainstraße 5 „L-35, Schnitt 4“ und für die Hainstraße 7 „L-35, Schnitte 1 bis 3“ (westl. Bereich „Schnitt 1“, nördl. Bereich „Schnitt 2 und südl. Bereich Schnitt 3“).

Das Grundstück Hainstraße 7 erstreckt sich in nordwestlich-südöstlicher Ausrichtung über eine Fläche von etwa 93 m in der Länge und knapp 40 m in der Breite und beschreibt ein in sich geknicktes, nach Osten sich verbreiterndes, unregelmäßiges Rechteck. Nach Ausweis des Katasterplans war das Gelände mit Straßenrand- und Hinterhofbebauung rings um einen länglichen, annähernd rechteckigen Innenhof überbaut. Im Befund ließ sich die südliche Hinterhofbebauung – abgesehen von der teils modern erneuerten Grundstücksmauer – allerdings nicht nachweisen.

Gegen Westen schließt sich die Hofbebauung des zur Kleinen Fleischergasse gehörenden Vettershofs an, gegen Norden der Gebäudekomplex der Adlerapotheke an, gegen Süden grenzt die Nr. 5 an Webers- und Barthelshof. Während die Hainstraße 5 in Quellen als „der kleines Joachimsthal“ recht gut fassbar ist, ist für die Nr. 7 aus den schriftlichen Quellen wenig bekannt²⁸⁹.

Es wurde anfangs zügig mit dem Bagger tiefer gegraben, so dass bereits nach den Baggerarbeiten an einigen Stellen – über den ganzen Schnitt verteilt – der gewachsene Boden zu beobachten war. Dieser bestand in diesem Grabungsabschnitt aus hellbraunem Sand und sehr sandigem Lehm, sowie stellenweise auch aus grünlich-grauem, tonigem Lehm mit Holzkohlestippen darin.

Wie der Ausgräber angab, musste er aus Zeitgründen von einer streng stratigrafischen Vorgehensweise absehen und überwiegend in Abstichen graben lassen²⁹⁰. Nach den Baggerarbeiten war die Fläche „nicht dezidiert plan“ und wies Stufungen auf, die beim weiteren Tieferlegen der Fläche in Schritten von etwa 40 cm zunächst erhalten blieben²⁹¹.

Flächenzeichnungen wurden im südlichen beziehungsweise südöstlichen Bereich der Grabung erst auf Höhe des anstehenden Bodens angefertigt und zeigen Gruben und Pfosten, die diesen schneiden. Das an der südlichen Grabungsgrenze entlanglaufende Profil 41a zeigt in seinem westlichen Bereich eine Aufeinanderfolge von Planierschichten²⁹², die auf Flächenzeichnungen nicht erfasst wurden.

Im westlichen Bereich der Westhälfte²⁹³ bestanden die verschiedenen Schichten – neben der Verschalung einer Kastenlatrine und deren aufplanierterem Inhalt – in erster Linie aus Lehm und Brandschutt, zuunterst kam die Humusschicht 401. Nach einem 2. Abstich zeichneten sich dann eindeutig Befunde im gewachsenen Boden ab, wie etwa Grube 427, der westliche Bereich der Grube 425, die Grube 438 und die Pfostenlöcher 474, 475 und 483 sowie der Pfosten 484.

Im östlichen Bereich der Westhälfte reichten die Spuren menschlicher Besiedlung tiefer, ohne

²⁸⁹ siehe dazu u. a. Barthels Häuserchronik; sowie E. Müller 1931, S. 29

²⁹⁰ Im südöstlichen Bereich der Grabung (Schnitt 3) wurde in der westlichen Hälfte von einem Niveau von 112,0 mNN - 112,2 mNN ausgegangen und in acht Schritten tiefer gegangen, in der östlichen Hälfte wurde vom Niveau 111,4 mNN - 111,7 mNN aus in vier Schritten abgestochen. An der südlichen Grabungsgrenze wurde mit dem Bagger sogleich auf eine Höhe von 109,5 mNN - 109,7 mNN abgegraben, so dass es offen bleiben muss, ob sich hier noch alte Schichten bis zu Grabungsbeginn erhalten hatten. Südwestlich der GR 423, in einem Mauerzwickel, war nach mündlicher Mitteilung des Ausgräbers Thomas Staudt Abraum gelagert worden, so dass dieser Bereich nicht untersucht werden konnte.

Die tiefgehenden Baggerarbeiten bedingten, dass bei vielen Befunden nicht die zu Beginn der archäologischen Arbeiten noch erhaltene Oberkante erfasst wurde. Wenn dieser Umstand anzunehmen war, wurde die dokumentierte Oberkante im Befundkatalog mit dem Zusatz „dok.“ gekennzeichnet.

²⁹¹ Mündliche Mitteilung des Ausgräbers Thomas Staudt; dieser gab auch an, dass beim großflächigen Abtiefen die Gruben überwiegend zuvor nicht ausgenommen worden sind, schon deshalb weil deren Befundgrenzen ohnehin schwer auszumachen gewesen sein sollen. Aus den Gruben liegen aber trotzdem Funde vor. Die bei den Abstichen gewonnene Keramik kann aber nicht bestimmten Planierschichten zugewiesen werden, da sie natürlich auch aus den sie schneidenden Gruben kommen können.

²⁹² Die unterste PS 401 erscheint nach dem 3. Abstich zu Pr. 41a.

²⁹³ Diese Westhälfte ist in der Dokumentation mit „A“ bezeichnet.

dass eine künstliche oder natürliche Grenze zum westlichen Bereich hätte beobachtet werden können. Zu den bereits für den westlichen Bereich beschriebenen Schichten gesellten sich hier Kiesplanierungen zwischen und unter den Lehmplanierungen, außerdem eine recht dünne Humusschicht zwischen einem Kiesbefund und Planierschicht 401, welche von letzterer kaum zu unterscheiden war. Nach Auskunft des Ausgräbers muss mit einem Durcheinanderbringen der Funde aus der Planierschicht 401 mit der unmittelbar darauf liegenden Schicht gerechnet werden. Erst nach dem 4. Abstich waren geschlossene Befunde greifbar. Dazu gehören die Grube 437 und der mutmaßliche Erdkeller 428.

Die Ausgangsfläche der Osthälfte²⁹⁴ hingegen wies schon nach den Baggerarbeiten viele Holzbefunde auf. Im Gesamtbild der zunächst zahlreichen Pfosten, welche sich um die Koordinate N 710 m / O 130 m herum konzentrierten, waren keine deutlichen Strukturen erkennbar. Einige der Pfosten scheinen allerdings eine Flucht von West nach Ost zu beschreiben. Da sie nur von geringer Stärke waren, dürften sie zu Zäunen gehört haben. Daneben fanden sich insgesamt sechs Horizontalhölzer²⁹⁵, von denen vier von der Pfostenflucht abwichen. Aufgrund ihres relativ schlechten Erhaltungszustands waren bei diesen vieren keine Bearbeitungsspuren mehr zu erkennen. Die beiden anderen²⁹⁶ entsprachen in der Ausrichtung in etwa der der Pfosten, konnten mit diesen aber nicht in Verbindung gebracht werden. Von den parallel, nur wenige Zentimeter voneinander entfernt angeordneten Hölzern besaß das eine davon eine rechteckige Aussparung. Diese weist auf Verblattung oder Verzapfung für einen Ständer hin und könnte einen Schwellbalken darstellen; allerdings kann eine Zweitverwendung des Balkens nicht ausgeschlossen werden, da sonst keine weiteren Schwellen in dem fraglichen Bereich nachweisbar sind. Da alle diese Hölzer auf einem höheren Niveau lagen, standen sie sicher nicht mit den Pfosten in einem näheren Zusammenhang und wurden deshalb auch nicht in die Abbildungen aufgenommen.

Alle diese Hölzer lagen in der Humusschicht 407, in der nach Norden hin der Lehmanteil stark zunahm, und bei der es sich um einen Gartenbereich handeln könnte. Die ersten ange-troffenen Schichten bestanden aus Planierungen im Wechsel von Humus- und lehmig-schluffigen Lagen. Die humosen Schichten waren geprägt von einem hohen Anteil pflanzlicher Überreste. Innerhalb dieses Schichtenpakets fielen Konzentrationen von tierischen Fäkalien (Stallmist) und Streuschichten aus Holzspänen auf, die vom Ausgräber als Laufhorizonte angesprochen wurden.

Wenn wir das Areal in der Flächenzeichnung überblicken, sind einige Gruben²⁹⁷ zu sehen, bei denen es sich um Reste von Grubenhäusern handeln könnte. Ebenso ist eine große Zahl an Pfostenlöcher zu sehen, die sich stellenweise zu Strukturen verdichten, so dass zumindest ansatzweise zusammengehörige Befunde zu Komplexen gebündelt werden können.

2.5.2. Siedlungshorizont mit Grubenhäusern der Phase 0

Die erste im Süden der untersuchten Fläche fassbare Schicht 401 (und wahrscheinlich 403²⁹⁸)

²⁹⁴ Die Osthälfte trägt in der Dokumentation die Bezeichnung „B“.

²⁹⁵ Die Bezeichnungen in der Original-Dokumentation lauten: „3073“, „3081“, „3091“ sowie „3092“

²⁹⁶ Die originalen Bezeichnungen sind: „3085“ und „3103“

²⁹⁷ Eine Datierung der Gruben über die Stratigrafie ist in diesem GA überwiegend nur dann möglich, wenn sie im Profil erscheinen, wenn sie dagegen nur in der Fläche nach dem Abtiefen auftauchen – dies gilt vor allem für die nördlichen Befunde – ist meist nicht klar, welche Planierschichten sie geschnitten haben.

²⁹⁸ Beim Befund 411 (im Pr. 41b sichtbar) handelte es sich vermutlich um eine Fortsetzung der PS 401, beim mit „401“ markierten Stück am Ostrand von Pr. 41c bzw. am Südrand von Pr. 41b dagegen vielleicht um GW (siehe dazu auch den Kommentar zu GR 425).

im östlichen und 402 im westlichen Bereich über dem anstehenden Boden bildete ein im Mittel 25 cm mächtiger Siedlungshorizont, der mit Keramik der Warenarten 2 und 3, demnach rein mit so genannter slawischer Keramik, durchmengt war²⁹⁹. Diese Schicht zog sich wahrscheinlich über den gesamten westlichen und südlichen Bereich der Grabung hinweg und fiel nach Osten hin ab.

Diese Schicht unterschied sich nach Angaben des Ausgräbers vom Material her kaum vom anstehenden Boden und setzte sich aus Humus sowie sehr sandigem, humosem Lehm zusammen, worin viele Holzkohlestippen enthalten waren. Stellenweise befanden sich in ihr verziegelte Lehm- und Ofenschlackestücke.

Soweit beobachtet, schnitten fast sämtliche Gruben die unterste Planierschicht 402; eine Ausnahme stellte die Grube 416 im westlichen Bereich dar, die sich unmittelbar unter der Planierschicht 402 abzeichnete (und vom Pfostenloch 457 geschnitten worden war). Sie wies eine unregelmäßig-rundliche Form auf mit einer Erstreckung von 86 cm in Nord-Süd. Die steilen Wände gingen sanft in einen flachen Boden über, der 30 bis 35 cm unter der Grubenoberkante lag. Das in dem Befund liegende Material unterschied sich von der Planierschicht 402 durch den höheren Anteil an Sand, vom Gewachsenen Boden vermutlich durch einen höheren Anteil an Humus. Die in die Grube hineinziehenden Bänder der oberhalb davon liegenden Planierschicht lassen vermuten, dass es sich nicht um einen von der untersten Planierschicht unabhängigen Befund handelte³⁰⁰.

Sicherer noch als beim Befund 416 dürfte es sich bei Befund 435 um einen Bestandteil der Planierschicht 402 handeln, die an dieser Stelle eine ca. 30 cm tiefe Mulde im Gewachsenen Boden ausfüllte (siehe Pr. 45³⁰¹). Ob die Mulde als ehemaliges Pfostenloch anzusprechen wäre, muss offen bleiben.

Zu den ältesten Gruben³⁰² gehört wahrscheinlich die ursprünglich wohl runde Grube 418 mit einem Radius von ca. einem Meter, in der nur eine Randscherbe (Taf. 62/15) angetroffen wurde, die nach ihrer Machart älter als der überwiegende Teil der Keramik aus der Schicht 401 sein dürfte. Damit hätten wir hier die Überreste einer ersten Besiedlung im 11./ 12. Jahrhundert vor uns³⁰³. Sie wird mit der Schicht 401 in Bezug gestanden haben, wobei das stratigrafische Verhältnis aber nicht mehr zu bestimmen ist³⁰⁴. Die Grube war durch Backsteinfundamente stark gestört worden und nur noch in einer Tiefe von 15 cm erhalten, so dass über ihre Funktion keine Aussagen getroffen werden können – zumal uncharakteristischer sandiger, humoser Lehm sie ausfüllte. Soweit noch zu beobachten war wies sie allmählich ansteigende Wände und einen fließenden Übergang zu einem leicht konkaven Boden auf.

Für die Besiedlungsstruktur der Phase 0 aufschlussreicher sind die zwei annähernd rechteckigen Gruben 419 und 420 mit einer Ausrichtung in Nord-Süd, die schon vom Ausgräber

²⁹⁹ Scherben der WA 5 bis WA 7 kommen auch unter der Befundnr. vor, allerdings nur bei dem Fundzettel „Abstich 5“ (Inv.-Nr. 121); es kann angenommen werden, dass diese Scherben beim Abstechen aus anderen Bef. dazu gerieten.

³⁰⁰ Ähnliches gilt für den EB 414, einem sandigen Lehm mit Holzkohlestippen, der auf der PS 401 auflag; durch sein dieser PS verwandten Material war er nur schwer von dieser zu trennen, so dass nicht zu sagen ist, ob es sich um eine GR handelte.

³⁰¹ Dieser Befund wurde nicht in der Fl. beobachtet – vielleicht weil die VF dem GW ähnlich sah.

³⁰² Westl. der GR 437 befanden sich nach Auskunft des Ausgräbers Thomas Staudt noch mind. zwei weitere (sich überschneidende) Gruben mit so genannter slawischer Keramik, die aber nicht gezeichnet wurden.

³⁰³ Die Datierung der GR 418 ist jedoch unsicher, da sich nach der Bef.-Beschreibung auch Ziegelstückchen in der Verfüllung befunden haben sollen, die aber durchaus beim Einbringen der benachbarten Fundamente in den Boden gelangt sein könnten. Grundsätzlich scheint auch nicht immer deutlich zwischen Ziegel und gebranntem Lehm unterschieden worden zu sein.

³⁰⁴ Das hängt u. a. damit zusammen, dass die PS 401 auf keiner Fl.-Zeichnung in diesem Bereich erscheint.

als Grubenhäuser angesprochen wurden.

Die Grube 419 war vermutlich ursprünglich rechteckig mit einer Länge von mindestens 4,1 m und einer Breite von mehr als 2 m. Der flache Boden fiel sanft von Nord nach Süd ab, die Nordwand setzte mit einem kaum merklichen Knick an³⁰⁵. Dabei könnte es sich nach Form und Maßen um die Reste eines Grubenhauses handeln, worauf das bereits erwähnte, mittig sitzende Pfostenloch 469 mit ca. 30 cm Durchmesser hinzuweisen scheint, das eine Dachabdeckung getragen haben könnte³⁰⁶.

Des weiteren handelt es sich um die Grube 420 von 4,1 m auf 3,6 m Seitenlänge³⁰⁷ und den beiden wahrscheinlich mit ihr verwandten Befunden 422 und 421³⁰⁸. Bei dem Befund 422 aus tonigem Lehm und verkohlten Bretter- sowie Bohlenresten wurde vom Ausgräber vermutet, dass es sich bei dem Befund um die untere Verfüllung der Grube 420 handelte. Beim rundlichen Befund 421, der nur fragmentarisch erhalten geblieben war, soll das darin liegende Material sehr der Verfüllung der Grube 420 geähnelt haben und stellte damit vermutlich eine obere Verfüllschicht der Grube 420 dar.

Die Grube 422 war mit Lehm verfüllt, in dem Holzstücke, verziegelter Lehm und auffällige, ca. 10 cm lange Stücke von weich gebrannter, grob gemagerter Keramik mit mindestens einer glatten Seite steckten. Diese Stücke, die als Webgewichte aufgefasst werden können, konnten wegen ihres schlechten Erhaltungszustandes nicht aufbewahrt werden³⁰⁹. Die Keramik aus den Befunden gehört den Warenarten 1 bis 3 an mit einem deutlichen Schwerpunkt bei der Warenart 2³¹⁰. Nach den genannten Punkten liegt eine Bestimmung des Befundes als einer eingetieften Grube mit Überbau, in der ein Webstuhl stand, nahe. Auch wenn im Boden steckende Reste von Bauholz nicht beobachtet wurden – was daran liegen könnte, dass die Grube nicht vollständig ausgehoben wurde – dürfte es sich hier nach der Form, den Webgewichten, den Hölzern und verziegelten Lehmresten um den Überrest eines Grubenhauses handeln.

In Profil 41a zeigte sich die ca. 0,5 m tiefe Grube 417 mit steiler Ostwand und weichem Übergang zum flachen Boden, mit Material der Planierschicht 401 verfüllt. Deswegen wird man sie trotz einer starken Störung mit einiger Zuverlässigkeit der Phase 0 zuordnen können. Auch der Befund 431 scheint dieser Phase anzugehören; ein Befund, bei dem es sich um eine annähernd rechteckige, nicht ganz regelmäßige, flache Grube handelte, die nur als Rest erfasst werden konnte, weshalb ihre Funktion nicht mehr ersichtlich ist. Die Länge in NNW-SSO-Richtung betrug 1,32 m, die Breite mindestens 0,56 m, die Wände waren leicht nach außen gewölbt, der Boden eben. Als auffälligste Funde zeigten sich Hüttenlehmbröckchen. Ihre Datierung ist dadurch abgesichert, dass sie von der unregelmäßig-rundlichen (Durchmesser ca. 1,2 m) Grube 432 geschnitten wurde, welche wiederum unter Grube 419 lag.

³⁰⁵ Süd-, West- und Ostwand waren durch Abstiche gestört.

³⁰⁶ Die Interpretation als Grubenhaus erscheint aber deshalb als fraglich, da dieser Befund unmittelbar an die GR 420 anschließt und eine Berührung beider ja die Standfestigkeit der eingetieften Wände deutlich reduziert hätte. Das Verhältnis der beiden Gruben 419 und 420 untereinander bleibt unklar.

³⁰⁷ In der Fl. erscheint sie allerdings mit einer Rundung im SW; sie ist allerdings in nicht ausgenommenem Zustand gezeichnet worden.

³⁰⁸ Da die Befunde nur auf einer Fl.-Zeichnung erscheinen, kann ihr Verhältnis zueinander nicht deutlich bestimmt werden.

³⁰⁹ Die Stücke wurden auch nicht dokumentiert, da sie bei der Auffindung rasch zerfielen – eben weil sie aus nur leicht gebranntem oder luftgetrocknetem Ton bestanden hatten.

³¹⁰ Das Verhältnis zur benachbarten GR 418 ist unklar, da zwischen den Gruben neuzeitliche Fundamente im Boden steckten.

2.5.3. Gebäude- und Zaunreste vor allem der Phasen +1 und +2

Der Gewachsene Boden war von einem Netz aus schmalen Vertiefungen (Befundnummern 456-461 im östlichen beziehungsweise 470-475 im südlichen Bereich)³¹¹ durchsetzt, bei denen es sich augenscheinlich um Pfostenlöcher handelte. Einige davon waren mit Material der untersten Planierschicht verfüllt, was dafür spricht, dass sie zu einer ersten mittelalterlichen Besiedlung an dieser Stelle gehörten³¹².

Außer durch die Pfostenlöcher ist die Phase +1 (frühes und mittleres 12. Jahrhundert) nur schwach vertreten: Allein die ziemlich formlose Grube 436, welche mit dunkelbraunem, sandigem Lehm und Holzstückchen verfüllt war, wäre in diesem Zusammenhang zu nennen.

Da sich das Material in den Pfostenlöchern nicht sehr von dem der untersten Planierschicht unterschied, ist unklar, ob sie unter der Planierschicht lagen oder ob diese von allen oder einem Teil der Pfostenlöcher geschnitten wurde. Das sie verfüllende Material wurde oben drein nicht entnommen und die Befunde in der Regel nicht geschnitten. Die Pfostenlöcher zeichneten sich erst deutlich im anstehenden Boden ab, vom Ausgräber wurde vermutet, dass sie unter der PS 401 beziehungsweise der Planierschicht 402 lagen.

Die überwiegende Zahl an Pfostenlöcher im westlichen Bereich besaß einen rundlichen Querschnitt von 4 cm bis 10 cm Durchmesser, nur wenige wiesen rechteckige Formen mit gerundeten Ecken mit allerdings ähnlichen Dimensionen wie die mit rundlicher Form auf.

Einen Anhaltspunkt zur Datierung scheint Pfostenloch 457 zu liefern, das vom ovalen Aussehen her und den Maßen (5 cm auf 4 cm) sowie der Verfüllung gut zu den übrigen Pfostenlöchern passt. Dieses schnitt die Grube 416, da diese jedoch ebenso wenig stratigrafisch einzuordnen ist wie die Pfostenlöcher, führt diese Spur nicht weiter.

28 Pfostenlöcher, die allesamt mit schluffigem, sandigen Humus angefüllt waren, in dem Holzkohlestippen steckten, sind unter der Nummer 459 zusammengefasst, und. Zumindes ein Teil dieser Pfosten dürfte zu den 13 Pfostenlöchern 456 gehört haben, in deren Verfüllungen jedoch der Schluffanteil fehlte. Man meint Strukturen von Reihen in West-Ost- beziehungsweise Nord-Süd- Richtung zu erkennen, wie etwa die Linie, welche die Pfostenlöcher f, j, k und m bilden; deutliche Gruppierungen fehlen allerdings.

Das rechteckige, mit abgerundeten Ecken versehene Pfostenloch 460 a mit einer Ausdehnung von 17 cm auf 12 cm, das eine im Vergleich zu den übrigen Pfostenlöchern beachtliche Tiefe von 24 cm und einen deutlichen Übergang zum flachen Boden aufwies, und das weiter im Westen gelegene Pfostenloch 460 b mit einem Durchmesser von 16 cm bis 18 cm könnten eine Linie in West-Ost-Richtung beschreiben, auf der eine Reihe schwächerer Pfosten lag, welche der Befundnummer 460 angehören. Die beiden mächtigeren Pfosten könnten als Eckpfosten gedient haben, wobei die Strecke von einem zum anderen ca. 4,5 m betrug; die dünneren Pfosten dazwischen wären dann Überreste einer Hüttenwand zu erklären (siehe dazu Taf. 15).

Die vier Pfostenlöcher 458 mit einer erhaltenen Tiefe von 2 cm bis 5 cm und einer Breite von 4 cm bis 12 cm liegen etwas isoliert von den eben genannten, da sie durch eine große Grube von den übrigen Pfostenlöchern abgetrennt sind. Zwei werden als oval beschrieben, eines als

³¹¹ Zu sehen sind die PL auf den Taf. 15-17.

³¹² Eine Aussage, die eingeschränkt werden muss: In dem Bereich, in der eine Fl.-Zeichnung nach dem 2. Abstich vorhanden ist, liegen sie unter den oberen PS; im übrigen Bereich, in der eine solche fehlt, ist nicht mehr zu klären, ob die Pfosten damals die oberen Schichten durchschlugen oder ob sie von diesen überdeckt wurden. Da die erhaltene Tiefe der PL gering ist, ist die erste Version nicht unwahrscheinlich. Weniger wahrscheinlich ist, dass die oberen Teile der PL beim Abtrag einer Schicht „abasiert“ wurden.

rechteckig und das vierte als rund; zwei davon waren mit humosem Sand, zwei mit humosem, sandigem Lehm ausgefüllt. Die unterschiedlichen Formen und Verfüllungen sprechen im Gegensatz zu ihrer räumlichen Nähe eher nicht für einen direkten Zusammenhang der vier untereinander.

Im südlichen Bereich stellte sich die Situation ähnlich wie im westlichen dar. Die Befundgruppe 478 etwa bildete zwei sich teilweise überschneidende Pfostenreihen in West-Ost-Richtung, vermutlich in der Funktion eines Zaunes zur Begrenzung oder Einfriedung. Dieser Befund wie auch andere Pfostenlöcher oder Vertikalhölzer waren allerdings nur ungenau zeitlich einzuordnen. Überhaupt ist die Ansprache als Pfostenlöcher oftmals unsicher, da sie meist nicht geschnitten wurden oder vereinzelt nicht klar beschrieben sind³¹³.

Mehrere Pfostenlöcher zeigen sich nur im Profil: In den Profilen 41 a und 42 tauchen die mutmaßlichen Pfostenlöcher 462 bis 465 und 467 auf³¹⁴, deren Unterkanten zwischen 110,67 mNN und 111,01 mNN und deren Oberkanten zwischen 110,89 mNN und 111,15 mNN liegen. Auch diese sind anscheinend mit dem Material der Schicht 401 verfüllt.

Das Pfostenloch 468 weist annähernd die Form eines gleichschenkligen Dreiecks auf (11 cm × 11,5 cm × 16 cm). Der Humus darin war unauffällig dunkelbraun und locker – als ob er nach dem Ziehen eines Pfostens hineingerieselt wäre.

Pfostenloch 469 schnitt die Grube 419 und gehörte damit vielleicht zu der hölzernen Aussteifung einer Abdeckung über der Grube. Dies ist eine etwas wenig wahrscheinliche, aber mögliche Interpretation der Sachlage.

Unter der Befundnummer 470 sind alle Pfostenlöcher geführt, die nach Abstich 4 erschienen sind³¹⁵. Sie sind von runder oder ovaler Form mit einer Größe von 3,5 cm bis 10 cm und erstrecken sich auf einer Länge von 6,7 m und dürften Reste eines Zaunes bilden.

Die Pfosten, die unter der Nummer 471 erscheinen, waren in Mehrzahl von runder oder zumindest von rundlicher Form mit Durchmesser von 3 cm bis 9 cm und liegen annähernd auf einer Linie. Anscheinend bezeichnet diese Linie den Verlauf eines Flechtwerkzaunes in West-Ost-Richtung. Die Verfüllungen der beiden westlichen Pfostenlöcher bestanden aus Humus, die der anderen aus vergangenem Holz.

Offenbar bildeten die Pfostenlöcher die Überreste zweier West-Ost gerichteter Pfostenreihen, die in zwei verschiedenen Phasen Bestand hatten. Eine nördliche Reihe, deren 1. Phase durch die Befundnummer 470 und deren 2. durch die Nummer 471 beschrieben wird, und eine südlichen Reihe, deren 1. Phase durch die Befundnummer 470 und deren 2. durch die Nummern 471 und 473 bezeichnet werden.

Die Pfostenlöcher 470 d und e der 1. Phase werden von der Grube 425 geschnitten und sind damit älter als diese; die Löcher 473 a und b dagegen stachen unter all den übrigen heraus, weil sie die Grube 425 schnitten und demnach jünger waren als die Grube und zur Datierung der 2. Phase der Pfostenreihe herangezogen werden können.

Das Loch 472, in dem noch vergangenes Holz des Pfostens steckte, fiel aufgrund seiner rechteckigen, fast quadratischen Form und seiner Größe (Kantenlängen von ca. 20 cm) aus dem Rahmen der üblichen Maße der vorgefundenen Pfostenlöcher.

³¹³ so z. B. Bef. 466 in Pr. 41b

³¹⁴ Die Interpretation als Pfostenlöcher scheint durch die gezeichnete spitze Form wahrscheinlich, allerdings könnte nach dem Pr. PL 462 auch nur Bestandteil der GR 429 und PL 463 wegen dem beschriebenen flachen Boden auch ein Tiergang sein.

³¹⁵ Sie sind deswegen zu einer Nummer zusammengefasst, weil sie zur selben stratigrafischen Situation gehören.

Im westlichen Bereich des Südteils waren eine Anzahl Pfostenlöcher versammelt: Die 53, überwiegend rundlichen Pfostenlöcher 474 mit einer Ausdehnung von 5 cm bis 20 cm und einem identischen Verfüllmaterial sowie das rechteckige (22 cm × 16 cm) Pfostenloch 475, das bei der Auffindung mit humosem Schluff angefüllt war. Das rechteckige (5 cm × 4 cm, ca. 5 cm tief) Pfostenloch 483 sowie das fast quadratische (6,5 cm × 6 cm) Pfostenloch 484 mit einer lockeren Humusverfüllung. Diese Ansammlung von Pfostenlöchern spricht für eine leichte Bebauung an dieser Stelle, ohne dass eine klare Struktur zu erkennen wäre.

Die Vertikalhölzer, die unter der Nummer 476 zusammengefasst sind³¹⁶, sind ihren mit dokumentierten Oberkanten zwischen 111,45 mNN und 111,57 mNN der Phase +3 zuzugesellen. Sie unterscheiden sich untereinander deutlich in ihren Formen und Ausmaßen: Es handelte sich um vier angespitzte Pfosten, von denen einer dreikantig und drei vierkantig waren, drei Bretter und einem unten gesägten Balken, ihre Längen reichen von 9 cm bis 30 cm. Zu diesen Hölzern könnten die teils runden, teils rechteckigen sowie teils dreieckigen Vertikalhölzer mit einer Breite von 3 cm bis 10 cm gehören, welche annähernd auf einer Linie in West-Ost-Richtung zwischen den Koordinaten N 709,9 und N 710,1 liegen. Sämtliche Hölzer scheinen zu einem Zaun gehört zu haben, der fast gleich ausgerichtet war wie die Pfostenlöcher 470 und 471. Eine Datierung ist schwierig, da nicht klar ist, ob und welche Schichten von ihnen geschnitten wurden.

Aus der Anordnung der Pfostenlöcher (siehe Detailflächen) ergaben sich keine deutlichen Strukturen von Gebäudegrundrissen. Dagegen waren Zaunfluchten zu sehen, für die auf parallelen Linien angeordnete Pfostenlöcher typisch sind. Einige denkbare Linien lägen in Nord-Süd-Richtung beziehungsweise senkrecht dazu. Andere scheinen dagegen eine in Nordost-Südwest gerichtete Linie zu beschreiben, wobei diese zu einer älteren Bebauung gehört haben könnten. Die Ausrichtungen aller Pfostenreihen weichen dabei doch recht deutlich von der durch die südlichen Fundamentreste der überkommenen Steinbebauung gebildeten Linie wie auch von der Flucht der Hainstraße ab.

2.5.4. Gruben der Phase +2

In Pr. 41a ist die Abfolge der Planierschichten gut zu verfolgen. Über der schon beschriebenen untersten Planierschicht lagen in kleinen Bereichen Aufplanierungen mit Höhen von wenigen Zentimetern aus braunem, sandigen Lehm (PS 404) beziehungsweise dunkelgrauem und beigefarbenem Lehm (PS 405). Bei der unteren beigefarbenen Schicht, welche keine Einschlüsse aufweist und nur wenige Zentimeter stark ist, könnte es sich um einen Laufhorizont handeln, allerdings fällt sie deutlich nach Westen hin ab. Über der Schicht 405 zog großflächig eine Planierschicht (PS 406) aus hellbraunem Lehm, deren Oberkante das Niveau 111,63 mNN erreichte.

Die kleine (47 cm auf 22 cm große) und flache Grube 424 ist in zwei Profilen³¹⁷, aber auf keiner Flächenzeichnung abgebildet. In der Aufsicht viereckig und mit senkrechten Wänden ausgestattet bleibt die Intention, die zu ihrer Anlage führte, rätselhaft. Sie schnitt die Schichten 405 und 406 und kann damit in die Phase +2 gesetzt werden.

³¹⁶ Derselben Phase ist ein in Pr. 41 a auftauchendes senkrecht Holzstück (VH 482) zuzuweisen, das in den Schichten 401, 406 und 407 steckt und bei dem es sich um einen Pfosten handeln könnte; dieses liegt allerdings isoliert von den anderen.

³¹⁷ Pr. 41a, Pr. 41b

Die schon genannte Grube 425 ist nur schwer zu fassen, obwohl sie sich in Pr. 41b deutlich zu zeigen scheint. Die auffallende Nordkante der Grube (mit einer Oberkante von 111,91 mNN), die im Profil mit dem Enden der Erdbefunde 411 und 412 zusammenzufallen scheint, will nicht so recht zur südlichen Kante passen. Es dürfte hier eine andere Situation vorliegen, nämlich eine nur in den Gewachsenen Boden (und die Planierschicht 401) eingetiefte Grube mit 2 m Breite (mit einer dokumentierten Oberkante von 111,30 mNN)³¹⁸, über welche Planierschichten zogen, denn die Erdbefunde 411 und 412 scheinen zu den Planierschichten 401 und 407 zu gehören. Wenn der Befund 411 über sie hinwegzöge, sollte die Grube einer frühen Phase zugeordnet werden.

Nach der Differenz des Bodenniveaus von mehr als einem halben Meter zwischen Profil- und Flächenzeichnung, dürfte der Boden östlich des Profils nach Osten hin abgefallen sein. Die Gestalt, in der uns die Grube im Profil entgegentritt, ist damit irreführend; es kann sich nicht um den Rest eines Grubenhauses gehandelt haben, sondern um eine große, unförmige Grube, deren Boden in ihrer Mitte deutlich tiefer lag als an ihrem Rand³¹⁹.

Noch erkennbar war eine Ausrichtung in West-Ost-Richtung, eine Länge von knapp 8 m und einer Breite von mindestens 3,36 m; dazu noch zunächst senkrechte, dann unregelmäßig steile Wände, und ebener Boden. Das die Grube ausfüllende Material, das sicher zur Grube gehörte, war wenig charakteristisch. Die Pfostenreihe, welche die Grube im Norden begleitet, steht in keinem erkennbaren Zusammenhang mit dieser.

Der Phase +2 gehören noch drei Gruben an, welche in die Gruben 419 und 420 eingetieft waren. Gemeinsam ist den drei Gruben, dass deren Länge in West-Ost-Richtung größer war als die in Nord-Süd. Diese waren mit fast senkrechten Wänden ausgestattet, die annähernd rechtwinklig in einen flachen bis leicht konkaven Boden übergangen, und standen anscheinend in einem engen stratigrafischen Zusammenhang zueinander, der aber nicht klar in die tatsächlichen ursprünglichen Verhältnisse aufgelöst werden kann. Die unterste Grube 439 mit ca. 1,8 m auf 1,3 m, welche durch eine große Menge an Lederresten als Abfallgrube eines Schusters ausgewiesen war³²⁰, lag unter der annähernd ovalen Grube 441 mit 1,73 m auf 0,68 m, die nach dem Pr. 44 wie der obere Teil der Grube 439 erscheint, aber nach der Beschreibung von ihr unabhängig gewesen sein soll. Beide Gruben wurden von der fast rechteckigen Grube 440 mit 2,21 m auf 0,98 m geschnitten.

Eine Schlüsselstellung bei der zeitlichen Einordnung der lokalen Keramik fällt der rechteckigen, 2,0 bis 2,5 m langen und 1,4 m breiten³²¹ Grube 437 mit senkrechten Wänden zu. Die Wände gingen im Norden und Osten fließend und im Westen scharf in einen fast gleichmäßig flachen Boden über. Eine Interpretation ihrer Funktion wird dadurch erschwert, dass ihre Wände nur noch in einer Höhe von 20 cm erhalten waren. Wenn wir annehmen, dass dieser Wert den ihrer ursprünglichen Höhe bezeichnet, könnten wir daraus folgern, dass auch hier wiederum ein Grubenhaus vorliegt. Dieser Idee steht allerdings die geringe Breite der Grube entgegen, die für ein sinnvolles Bewohnen nicht ausreicht.

Sie war mit stark lehmigem Humus zugeschüttet worden. Ihre zeitliche Zuweisung in die Phase wird durch Keramik fast aller Warenarten mit einem Schwerpunkt bei der Warenart 6

³¹⁸ siehe dazu den Kommentar zu EB 411 bzw. PS 401

³¹⁹ Die unregelmäßig ovale Form könnte den Betrachter allerdings täuschen: Nicht nur der Umstand, dass die Grube im Süden und Südosten bereits stark gestört war, auch die Vermutung, dass nach den Abstichen nur ein den letzter Rest von ihr verblieben war, die tiefer gelegenen Bereiche eines konkaven Bodens, verbieten es, von den dokumentierten Umrissen auf die weiter oben gelegenen Grubenkanten zu schließen; diese könnten deutlich voneinander abweichen.

³²⁰ Eine weitere Grube mit Lederresten war die ursprünglich runde GR 445 (mit einem Dm von 2 m); deren stratigrafische Einbindung allerdings unklar bleibt.

³²¹ Ihre Südgrenze war während ihrer zeichnerischen Erfassung durch einen Profilsteg verdeckt; sie muss aber nördl. von Pr. 41a verlaufen sein, da sie in diesem nicht auftaucht.

bestimmt.

Eine fast gleiche Form – jedoch bei einem auf allen Seiten deutlichen Übergang zum flachen Boden – wie die Grube 423 auf, welche mit stark humosem Lehm sowie Ästchen, Stroh und Mist aufgefüllt worden war. Auch von der Zeitstellung der Funde her ähnelt sie der Grube 437³²², auffallend waren wenige große Schlackestücke in der Verfüllung.

Mit der Grube 442 haben wir eine sowohl unregelmäßige wie unscheinbare Grube mit 28 cm Tiefe vor uns. Mit 59 cm auf ca. 50 cm Größe, überwiegend steilen Wänden und einem leicht konkaven Boden. Auffallend ist nur das annähernd rechteckige (25 cm auf 15 cm) und 33 cm tiefe Pfostenloch, das senkrechte Wände und einen scharfen Übergang zu einem flachen Boden aufwies. Verfüllt war die Grube mit humosem Lehm, in dem Ziegelstippen steckten, das Pfostenloch mit humosem Sand.

2.5.5. Pfosten und Gruben der Phase +3

Bei der Planierschicht 407, welche im unteren Bereich aus Kies und im oberen aus stark humosem Lehm bestand, handelte es sich vermutlich um einen Laufhorizont, der bis auf eine Höhe von 111,87 mNN reichte. Der Erdbefund 412 (siehe Pr. 41b), welcher als grauer bis dunkelbrauner, heterogener Lehm mit veriegelten Lehm-, Ziegel- und Holzkohlestückchen beschrieben wurde,³²³ bildete vielleicht eine Fortsetzung der im Material ähnlichen Planierschicht 407³²⁴.

Die vermutlich rechteckige³²⁵ Grube 444, mit einer Länge von mindestens 2,6 m, einer Breite von 1,9 m und einer Tiefe von knapp 1 m, zeigte sich mit leicht schräg abfallenden Wänden und einem ausgeprägtem Übergang von diesem zum Boden. Ihre Verfüllung wies wenige veriegelte Lehmbrocken und Holzkohlestippen auf, darunter als Funde ein Wetzstein und Keramik der Warenarten 2 und 5.

In der länglichen Grube 428, die vermutlich rechteckige Gestalt aufgewiesen hatte (wie die einzig erhaltene Südost-Ecke nahe legt³²⁶), kann der Überrest eines Erdkellers gesehen werden. Darauf deuten sehr steile, mit einer Stufe versehene Wände und der harte Umbruch zum flachen Boden hin,

sandiger, humoser Lehm, Lagen aus Lehm, Ziegelstückchen und Holzkohlestippen.

Die im Pr. 41a und auf der Flächenzeichnung sichtbare rechteckige Grube 430 mit abgerundeten Ecken und einer Länge in West-Ost-Richtung von ca. 3,4 m (bei einer Breite von ca. 2,8 m). An die Wände, die von einer Höhe von ca. 110,5 mNN auf knapp 109,2 mNN steil abfielen, schloss sich in einer allmählichen Überleitung ein unebener, leicht konkaver Boden an. Die etwas heterogenen, lehmigen Verfüllungen wiesen im oberen Bereich Ästchen und veriegelte Lehmstückchen auf.

Eine unauffällige Grube stellte auch die rechteckige Grube 438, deren in ganzer Länge vorge-

³²² Sie lag unter GR 430; nach der Fl. scheint sie diese zu schneiden, was aber nur durch das Zusammenlegen der Umriss auf den Einzelzeichnungen entstanden ist.

³²³ Eine andere Grube mit Schlacke war die annähernd quadratische Grube 447 mit einer Kantenlänge von ca. 1,5 m, welche neben Schlacke mit Mist- und anderen Pflanzenresten, Dauben, Holz- und wenigen Holzkohlestückchen ausgefüllt war.

³²⁴ siehe dazu den im Text folgenden Kommentar zu GR 425

³²⁵ Die Form der Grube erscheint auf der Flächenzeichnung allerdings nicht so klar.

³²⁶ Im Norden war sie durch eine neuzeitliche Baugrube und im Osten durch ein Fundament gestört.

fundene Seite 2,50 m aufwies, dar. Obwohl sie dieselbe Ausrichtung Nordnordwest-Südsüdost aufweist wie die von ihr geschnittene Grube 419, unterschied sie sich in der Zeitstellung von dieser aufgrund der darin aufgefundenen Keramik.

Die Wände dieser Grube fielen in einem Winkel von 45° ab. Nach der Beschreibung soll sie in einen leicht konkaven Boden übergehen, was durchaus auch sein könnte. Nach ihrer Erscheinung in Pr. 43 drängt sich jedoch aufgrund der Ausformung der Wände der Gedanke auf, dass es sich hier um den oberen Bereich einer Baugrube für einen Brunnen gehandelt haben könnte, die sich weiter nach unten in senkrechten Wänden fortgesetzt hatte.

Nach Abschluss der Arbeiten wurde die annähernd rechteckige Grube 433 aufgedeckt, mit Seiten von ca. 1,5 m und ca. 2,0 m. Sie ist auf einer separaten Flächenzeichnung abgebildet (Fl. 4b), wobei Lage und Höhe des Befundes nicht mehr ermittelt wurden. Sie war mit sandigem Kies verfüllt; schwärzliche Bereiche mit viel Holzkohle und deutliche Tiegelbruchstücke mit Benutzungsspuren sowie Schlackebrocken sprachen für den Ablauf von technischen Prozessen an diesem Platz.

Die Grube 426 (sichtbar in Pr. 41c) mit einer Länge in West-Ost-Richtung von 1,5 m (bei einer vielleicht ursprünglich ähnlichen Breite) war – soweit dokumentiert – annähernd rechteckig in der Aufsicht und mit sehr steilen Wänden ausgestattet sowie einem scharfen Umbruch zum flachen Boden. Die untere, schwärzlich braune Verfüllung a hob sich deutlich von darüber liegenden Verfüllung b ab, die sichtlich heller war. Auffallend ist, dass anscheinend das ursprüngliche Verfüllmaterial a teilweise entnommen wurde und die Grube dann wieder verfüllt wurde, worauf das hochziehende Material am östlichen Grubenrand (VF a) hinzuweisen scheint. Damit liegt nahe, dass die Grube vielleicht anfangs verschalt gewesen war und als Brunnen oder eher noch als Latrine gedient hatte. Damit leitet diese Grube hinüber zu den jüngeren Latrinenformen der Phase +4.

2.5.6. Unverbaute Gruben und ausgesteifte Latrinen der Phase +4

Die im Profil an der Südgrenze (Pr. 41a) auf ca. 2,5 m Länge sichtbaren Schicht 408 aus Holzkohlestückchen und Sandlinsen, worin Ziegelstückchen lagen, wurde als eine Brandschicht angesprochen. Die daraus geborgenen Funde (Taf. 62/12,13) verweisen sie schon ins 13. Jahrhundert.

Die ca. 20 cm starke Planierschicht 409 lag im westlichen Bereich über der Planierschicht 401, zog als Verfüllung in die Grube 425 oder – was wahrscheinlicher ist – über diese hinweg, geschnitten wurde sie von den Gruben 426 und 427. Ihr Material setzte sich aus grauem, sandigem Lehm von heterogener Erscheinung zusammen.

Die Planierschicht 410 – welche die Fortsetzung der Schicht 407 gewesen sein könnte – und aus dunkelbraunem, sandigen und humosen Lehm, durchsetzt mit Holzkohlestippen, Ziegelstückchen und organischen Resten bestand, lag waagrecht auf und zog als Verfüllung in die Grube 429 hinein³²⁷.

Im westlichen Bereich des GA 4 wurden drei Gruben in den Übersichtsplan eingetragen, um aufzuzeigen, warum die älteren Befunde nur noch in einem kleineren Bereich zu beobachten waren. Zu diesen jungen Gruben gehört die ovale Abfallgrube 448, die mehr als 3 m in die Tiefe reichte und deren Längsachse wenigstens 3,9 m betrug. Steile Wände erhoben sich an den Rändern eines flachen Bodens, auf dem ein lehmiger, durch Holzkohle angereicherter und damit schwärzlicher Humus auflag.

³²⁷ zu sehen in Pr. 42

Teilweise darunter lag die – dadurch als älter ausgewiesene – vermutlich rechteckige Grube 449 mit imposanten Ausmaßen von fast 6 m, welche in ihrer Ausrichtung augenscheinlich den bei Grabungsbeginn stehenden Mauern folgte.

Die Grube 427 reichte – unter einer neuzeitlichen Mauer durchziehend – vom westlichen in den südlichen Bereich hinüber. Sie war in der Aufsicht – soweit sie sichtbar war – rundlich mit einem Durchmesser von ca. 3,5 m und besaß (wie sie auch im Pr. 41c erscheint) ca. 1,3 m hohe, steile Wände mit einem scharfen Übergang zum annähernd flachen Boden.

Ob die Grube 448 in der Grube 452 im südlichen Bereich ihre Fortsetzung fand oder wie sonst das Verhältnis zwischen den beiden Gruben ausgesehen haben könnte, muss offen bleiben. Es scheint eher so zu sein, dass vermutlich die Gestalt der Grube 452 ursprünglich rund mit einem Durchmesser von ca. 4,3 m gewesen war und sie mit 3,5 m hohen, steilen bis senkrechten Wänden mit einem scharfen Übergang zum flachen Boden versehen war.

Somit erweckt sowohl die Grube 427 und mehr noch die Grube 452 den Eindruck einer Latrine, deren Backsteinfassung nach ihrer Aufgabe entfernt worden war. Dafür spricht gerade bei der Grube 452 auch, dass ihre kreisförmige Gestalt wie ausgezirkelt wirkt und zumindest am östlichen Rand vermutlich ca. 20 cm niedriger als in der Mitte war, was mit an dieser Stelle ursprünglich verlegten Backsteinen zu erklären wäre. Außerdem sind Positionen beider Gruben im hinteren Grundstücksteil für Latrinen typisch.

Beide Gruben waren wieder mit unspezifischem lehmigen Humus oder Lehm zugeschüttet worden, welcher bei Grube 427 mit verziegelten Lehm- und Ziegelstückchen sowie Keramik der Warenarten 6 und 7 gespickt war³²⁸. Der Anteil der Warenart 7 von 22 % verbunden mit dem Fehlen eigentlicher Karniesränder, aber dem Vorkommen von karniesartigen Rändern, bilden Kennzeichen für die Phase +4. Die Verfüllung der Grube 452 wurde nicht entnommen, die wenigen geborgenen Stücke aus einem Profil stammen aus dem 14. und 15. Jahrhundert.

Auf Entsorgung wies auch das Holzfass 485 hin, das als 24 cm tiefer Abdruck in seiner ovalen Baugrube erhalten geblieben war und für einen Brunnen nicht tief genug hinabreichte. Es wird zwar im Plan in die Phase +3 gesetzt, im Zusammenhang mit den genannten beiden ehemaligen Backsteinlatrinen ist eine Funktion als provisorische Latrine für die Zeit des Baus (oder auch nur der Räumung) der Backsteinlatrine wahrscheinlich. Das Phänomen der Anlage ungefähr zeitgleicher kleinerer Latringruben neben großer Backsteinlatrinen wurde auch auf der Ausgrabung auf dem Sachsenplatz beobachtet³²⁹.

Der nördliche Bereich des Grabungsabschnitts 4 war stark gestört. Als älteste Befunde konnten dort zwei Gruben (GR 450 und GR 451) beobachtet werden, welche schon in die Phase +4 zu setzen sind. Beide Gruben erstreckten sich in Nordwest-Südost-Richtung mit einer Länge von um die 4 m und waren angefüllt mit einem Lehmgemisch, worin sich ein hoher Anteil an organischen Resten befand. Die Grube 450 wies eine unregelmäßige Form mit geraden Seiten auf und kann als Lehmentnahmegrube angesprochen werden. Die Grube 451 war – soweit beobachtet – rechteckig und wurde aus senkrechten Wänden gebildet, die annähernd rechtwinklig in einen flachen Boden übergingen. Sie scheint damit für eine längere Verwendung vorgesehen gewesen zu sein und könnte etwa als Vorratsgrube gedient haben.

Zwei unauffällige Gruben sollen noch kurz erwähnt werden: Zum einen die rundliche oder vielleicht ursprünglich ovale Grube 429, die sich sowohl auf der Flächenzeichnung als auch

³²⁸ Der Befund könnte indes im oberen Bereich durch den Einbau eines Fundamentes beeinflusst worden sein, so dass aus dem Alter der Funde nicht zuverlässig auf den Zeitpunkt der Aufgabe der Grube geschlossen werden kann, jedoch aus der Tatsache, dass die Grube die PS 409 schnitt.

³²⁹ Auf dem Sachsenplatz zeigte sich allerdings auch eine zeitliche Abfolge der verschiedenen Bautypen an ähnlicher Stelle.

auf der Zeichnung von Profil 42 zeigt. Durch die Schicht 410, welche an dieser Stelle als die mittlere Verfüllschicht der Grube 429 aufzufassen ist, kann diese in die Phase +4 datiert werden³³⁰.

Zum anderen die annähernd rechteckige Grube 446 mit einer Länge von 2 m und einer Breite, die gut ein Fünftel von der Länge betrug, in deren Verfüllung organische und fäkalisches Reste, Streu- und Strohreste, viele bearbeitete Holzreste (darunter wenige Dauben) steckten.

Zwei horizontal verlaufende Spuren von vergangenem Holz³³¹ entlang ihrer nördlichen und ihrer südlichen Befundgrenze wiesen die längliche Grube 434 als ursprünglich verschalt aus. Sie war auf einer Länge (in West-Ost-Richtung verlaufend) von ca. 3,8 m erfasst worden; ihre maximale Breite maß dabei 86 cm. Sie war noch in 30 cm - 35 cm Höhe erhalten, wie in Pr. 41b zu sehen ist; dort zeigt sich auch eine senkrechte und schräge Wandung. Die Unterkante der Grube fiel von Osten nach Westen ab, weswegen angenommen werden kann, dass diese längliche Grube zumindest noch weiter nach Westen reichte und vermutlich als Rinne zur Wasserführung gedient hatte.

Das in ihr liegende, überwiegend schwärzlich Gemisch aus Holzkohlestückchen, verbackenem Sand und verziegeltem Lehm wurde vom Ausgräber als Brandschicht angesprochen. Es bildete wahrscheinlich den Zerstörungshorizont eines aus Holz und Lehm errichteten Überbaues, über dessen Gestalt jedoch nur spekuliert werden kann.

Nach den Funden wurde die Grube im 13. Jahrhundert angelegt und zugeschüttet. Sie lag über der Schicht 407 und strich an die Planierschicht 409 an.

2.6. Südliche Siedlungsbefunde östlich der späteren Hainstraße (GA 5 - GA 8)

Grabungen Hainstraße 4/ 6/ 8

2.6.1. Abgrenzung der Grabungsflächen und Situation in den einzelnen Bereichen

Die Grundstücke östlich der Hainstraße mit den Hausnummern 4, 6 und 8 wurden von September 1996 bis Mai 1997 untersucht; diese Grabungen sollen hier in einem Zug vorgestellt werden, da ihre Befunde nach Zeitstellung und Beschaffenheit in einem engen Zusammenhang zueinander stehen.

Von den anderen, bislang vorgestellten Grabungsabschnitten unterscheiden sie sich durch die jüngere Zeitstellung ihrer ältesten Befunde.

Insgesamt fällt das Gelände leicht von Süd nach Nord ab – das ergibt sich im Vergleich der Oberkanten des gewachsenen Bodens in den einzelnen Schnitten. Die Nord- und Südgrenzen dieser länglichen Grundstückstreifen trafen jeweils in einem annähernd rechten Winkel auf die Linie des Straßenverlaufs der Hainstraße.

Der nördliche Bereich des mit 8 bezeichneten Grabungsabschnitts befand sich an der Stelle, wo die Grundstücke Hainstraße 6, 8 und 10 zusammentreffen und reichte dabei von ca. 1,5 m östlich der Ostmauer des Goldschmidthauses (Hainstraße 8) bis zur westlichen Außenmauer des Westflügels des Fregehauses (Katharinenstraße 11). Das gesamte zur Untersuchung geöffnete Baugelände erstreckte sich über eine Fläche von ca. 600 m².

³³⁰ Bei der unteren Verfüllung aus lehmigem, mittelgrauen Sand, Sandlinsen, Holzkohlestippen könnte es sich um verlagertes Material der PS 401 handeln.

³³¹ Dieser Befund ist auf der Detail-Flächenzeichnung Taf. 17 zu sehen und erinnert ein wenig an den GN 337 in GA 3 (siehe dazu Kap. 2.4.).

Da die Schnitte nicht zur selben Zeit offen standen und verschiedene Bearbeiter die Befunde beschrieben, sind die Definitionen des Erdmaterials etwas uneinheitlich. Weil die Schnittgrenzen nicht mit natürlich vorgegebenen Befundgrenzen zusammenfallen, müssen die Schichten sich fortgesetzt haben. Eine Zuordnung der Schichten der einzelnen Schnitte wird mit aller Vorsicht vorgenommen, um ein über die einzelnen Schnitte hinaus greifendes Gerüst für die Phaseneinteilung zu erhalten, dessen man zur Beurteilung der Gesamtsituation bedarf³³².

Über dem anstehenden Boden des Grabungsabschnitts 5, der zum einen aus grünlich grauem bis braunem Lehm und Ton und zum anderen aus braunem Sand bestand, lag als ältester beobachteter Befund die Lehmplanierung 502/ 503.

Der Abschnitt 6 ist vom vorigen durch einen 1 m bis 2,5 m breiten Steg getrennt, der nicht untersucht werden konnte. Die Planierschicht 605 könnte nach der Beschreibung des Materials zu der Schicht 502/ 503 aus Grabungsabschnitt 5 gehört haben. Die genannte Untersuchungslücke im Gelände erschwert es jedoch, diese Frage zu beurteilen. Dies ist auch deshalb problematisch, weil das Gelände nach Norden hin abfällt und deshalb die Unter- und Oberkanten der Schichten nicht auf gleicher Höhe erwartet werden können.

Direkt an den Bereich Grabungsabschnitt 6 schloss sich der Abschnitt 7 an. Eine gewisse Schwierigkeit besteht darin, dass die an der Schnittgrenze aufeinander treffenden Schichten vor Ort in der Dokumentation (und auch später nicht in einer ersten Auswertung) nicht zueinander ins Verhältnis gebracht wurden.

Im Nordteil des Abschnitts 8 wurde das nördliche Segment mit dem Bagger entfernt und, um die entstandene Höhendifferenz auszugleichen abgebösch³³³. Auch zwischen dem südlichen und nördlichen Bereich des Grabungsabschnitts 8 konnte ein 1 m bis 2 m breiter Streifen nicht untersucht werden. Nur an der Stelle des Befundes 870 stießen beide Bereiche – allerdings zeitversetzt, das heißt nur auf den Zeichnungen – direkt aneinander.

2.6.2. Die Anfänge der Besiedlung an dieser Stelle (Phase +2)

Befunde der Phase -2 bis Phase +1, wie sie aus anderen Leipziger Grabungen bekannt sind, konnten auf den Grundstücken östlich der Hainstraße nicht festgestellt werden, weshalb sogleich mit einer Vorstellung der Befunde der Phase +2, der ältesten dort erfassten, begonnen werden muss. Wie schon mehrmals erwähnt, wird die Phase +2 durch eine deutliche Dominanz der Warenart 6 charakterisiert: nachgedrehter, dünnwandiger, reduzierend gebrannter Keramik aus den letzten Jahrzehnten des 12. und den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts.

Bei den vorliegenden Grabungen kann die stratigrafische Situation der Befunde der Phase +2 folgendermaßen klar definiert werden: Befunde, die zu ihr gehören, schnitten – außer den Schichten des Gewachsenen Bodens sowie wenigen älteren Gruben – nur die untersten Kulturschichten.

Im südlichen Bereich (GA 6) waren die ältesten Planierungen die tonige Sandschicht 601 (OK 108,41 mNN) mit vergangenen Holzresten sowie die Tonschicht 602 (erfasste OK 108,10 mNN) mit wenigen Ast- und Zweigstückchen. Im westlichen Bereich (GA 7) stellten die Schichten 701 (OK 108,54 mNN) und 702 sowie im nördlichen Bereich (GA 8) die Schichten

³³² Eine Zuordnung der Gruben von L-46 zu L-44 ist möglich (darüber liegende Schichten kaum erfasst), der Planierschichten bedingt von L-44, Schnitt 4 zu Schnitt 2, gut von Schnitt 2 zu Schnitt 3 und kaum von Schnitt 2 bzw. Schnitt 3 zu Schnitt 1

³³³ In diesem Bereich entstand damit kein Planum, aber es wurde mit dem Bagger ein Profilschnitt über die ganze Länge der Fläche gezogen.

810 beziehungsweise 801, 802 und 804 die ältesten Planierschichten dar, die direkt über den anstehenden Boden hinweg zogen³³⁴.

Stratigrafisch jüngere Schichten als diese eben genannten zogen dabei über die Befunde der Phase +2 hinweg.

Begonnen werden soll auch hier mit der ergiebigsten Befundgruppe: den Gruben. Diese liegen in unregelmäßigen Abständen und ohne erkennbare Zusammenhänge zueinander. Es wurde direkt in den anstehenden Boden gestochen und eine große Grube (GR 835) ausgehoben, in deren Verfüllung mehrere auffallende Brettfragmente lagen, welche ihrer Länge nach auf eine West-Ost-Achse ausgerichtet schienen. Darüber hinaus ist bemerkenswert, dass der Westabschluss der Grube 835 mit der Auskleidung der darüber liegenden Grube 836 zusammenfiel. Trotzdem ist die Funktion der Grube unklar.

Die Grube 836 (siehe Beilage 5 c) wurde von der Oberkante der ältesten erfassten Schicht 801 aus ausgehoben. Die Konsistenz des Lehms war wahrscheinlich stabil genug, dass dieser über einen längeren Zeitraum hinweg als Wand hätte dienen können. Am Boden fand sich stark verfestigte Streu mit Stalldung durchsetzt (in dem Fliegenpuppen gewesen sein sollen), dazu Reisigreste und Holzabfall, außerdem fand sich hier ein halbes, gewelltes Hufeisen. Alle diese Einzelheiten sowie der ebene Boden, der nach Norden auf 5,3 m Länge nur um 10 cm abfiel, weisen auf einen Pferdestall hin.

Von diesem Stall ist die südliche Kante in der Fläche dokumentiert worden³³⁵. Ihre Fortsetzung fand der Stall – so ist es aufgrund der ähnlichen Höhe der Auskleidung wahrscheinlich – in der Schicht 810³³⁶. Eine eindeutige Begrenzung des Stalles im Südwesten kann nicht identifiziert werden. Das hängt damit zusammen, dass die Grube 836 nach Westen hin zunehmend abflachte und dass die darunter liegende Grube 835 mit plastisch verformbarem Material verfüllt war, das nachgab. So erscheint die den Stall auskleidende Schicht mit unregelmäßig gestalteter Oberfläche und stark variierender Schichtstärke in dieses Material eingedrückt. Möglicherweise reichte der Stall im Westen bis zu einem in der Flächenzeichnung eingezeichneten Absatz bei O 177,6³³⁷ der Bodenschicht, während sich die Schicht selber über die Grubenkontur noch im Mittel um 2,0 m nach Westen fortsetzte. Der Stall hatte demnach eine Fläche von ca. 6,5 m (in West-Ost-Richtung) auf min. 1,5 m eingenommen. Bei der westlichen Fortsetzung der Schicht könnte es sich um den Eingangsbereich gehandelt haben. Von einer möglichen Holzkonstruktion fehlten Überreste innerhalb der Grubengrenzen. Eine Dachkonstruktion könnte aber möglicherweise außerhalb dieser gebaut worden sein, wie dies bei einem Nachfolgebau aufgezeigt werden konnte (siehe PL 846 in Phase +3). Bei diesem wurde vermutlich das Dach von mächtigen, südlich des Befundes gelegenen Rundpfosten getragen.

Einen frühen Befund stellte die unten mit sandigem Lehm und oben mit humosem und fäkalischem Material verfüllte Grube 839 dar. Auf dieser Verfüllung lag die Schicht 817 aus gelblichem Lehm und grauem Sand, sowie die Schichten 822 und 823 aus humosem Lehm auf. Die in ihrer Form nicht dokumentierte Grube von 2,8 m Länge, 1,5 m Breite und einer Tiefe von

³³⁴ Eine zeitliche Einordnung der PS sowie eine Zuordnung zu einer der Phasen sind aufgrund des Mangels an Funden nicht immer mit befriedigend großer Sicherheit möglich. Dies trifft etwa für die PS 801 zu, die aber trotzdem noch in den zeitlichen Rahmen der Phase +2 zu fallen oder jedenfalls nicht wesentlich älter als diese zu sein scheint.

³³⁵ Im nördlichen Bereich der Grube, der innerhalb der Grabung L-43 lag, wurde auf der fraglichen Höhe keine Flächenzeichnung angefertigt; zu sehen ist der Stall auf der Beilage 5 C.

³³⁶ Die Auskleidung der GR 836 lief auf 108,04 mNN aus, die PS 810 auf 107,91 mNN.

³³⁷ Dieser lag ca. auf der Linie N 746,3 und verlief etwa NNW-Richtung; die Kontur ist auch im Pr. 84 zu erkennen. Der Umstand, dass in Pr. 84 die an dieser Stelle zu erwartende O-Kante des Stalles nicht zu sehen ist, sowie das höhere Niveau der PS östl. der GR 842 gegenüber denen westl. davon, sprechen dafür, dass im NO der GR 836 beim Ausheben der Vertiefung 842 der Stall an dieser Stelle zerstört wurde.

wenigstens 1 m wies annähernd senkrechte Wände auf. Der Boden wurde nicht erreicht, aber er scheint nach dem Ansatz eines Knickes im Pr. 81c nur wenige Zentimeter unterhalb der Grabungsgrenze gelegen zu haben und flach verlaufen zu sein. Die Grube schnitt nur den Gewachsenen Boden und wahrscheinlich keine Kulturschichten³³⁸.

Im südwestlichen Bereich des Abschnitts 6 fanden sich mehrere Gruben (GR 644 bis GR 648), die sich erst im Gewachsenen Boden abzeichneten und die wahrscheinlich ebenfalls der Phase +2 zuzuordnen sind. Dazu gehört die annähernd rechteckige Grube 644, die in Pr. 66 zu sehen ist und sich von 3 m auf 2,65 m oder mehr erstreckte, bei einer erhaltenen Tiefe von 56 cm. Fast senkrechte Wände und der zumindest im Norden und Süden harte Übergang zur einer leicht konkaven Sohle scheinen eine Bestimmung als Vorratsgrube oder Keller zu rechtfertigen.

Die jeweils mehr als 2 m großen Gruben 645 und 646 wiesen so unregelmäßige Formen auf, dass über ihre Funktionen nichts Zuverlässiges gesagt werden kann. Bei den beiden kleineren, nur schlecht erhaltenen Gruben 647 und 648 spricht bei der ersten ihre Größe und Form, bei der zweiten die Spuren von vergangenem Holz in ihrer Verfüllung für ein Pfostenloch.

2.6.3. Zwei längliche Gruben mit spitzem Boden im Grabungsabschnitt 6

Einige der Befunde können unter Umständen miteinander verbunden werden – diese besondere Situation soll in einem eigenen Textabschnitt dargestellt werden. Ein zu ersten Mutmaßungen anregender Befund stellt die längliche Grube 650 dar. Wenn die Situation südlich einer Linie von ca. N 731,5 m / O 181,5 m bis ca. N 732,5 m / O 192,0 m³³⁹ in den Zeichnungen betrachtet wird, ist zu sehen, dass die Ostkante der Grube mit der Befundgrenze der Planierschicht annähernd zusammenfällt, während ihre Westkante von den an dieser Stelle nur leicht abfallenden Planierschichten verdeckt ist³⁴⁰. Die Konturen der Grube lassen sich also deutlicher aus den Profil- als aus den Flächenzeichnungen erschließen.

Nördlich der genannten Linie wurden auf den Flächenzeichnungen nur die Schichten erfasst, welche die älteren Gruben – die uns hier interessieren – überdeckten. Nach den Profilen setzte sich die Grube 650 nördlich der Linie bis zur Grabungsgrenze hin fort; ein möglicher nördlicher Abschluss hätte in einem in der Neuzeit gestörten Bereich gelegen. Während die östliche Kante durch vier Profile (davon abgebildet: Pr. 67b und Pr. 67d) sicher nachgewiesen ist, wurde die westliche Kante – wahrscheinlich wegen der Störung durch zwei Backsteinlatrinen³⁴¹ – nur ansatzweise in Pr. 68a und in einem Ostprofil (nicht abgebildet), das ein gleichmäßiges Abfallen nach Osten hin zeigt, beobachtet. Das Pr. 65a nahe der genannten Linie zeigt beide Kanten: Die Grube weist eine Breite von ca. 3,5 m auf (auf Höhe von ca. 108,00 mNN)³⁴² und steile, von der östlichen Kante knapp 2 m tief abfallende Wände auf (siehe Pr. 67b und Pr. 67d nördlich der Linie sowie Pr. 64c und Pr. 65b südlich dieser). Die dokumentierte Unterkante liegt auf 106,53 mNN (Pr. 65b), die östliche Oberkante auf 108,49 mNN (Pr. 67d) und die westliche auf 108,09 mNN (Pr. 68a).

Diese längliche Grube wurde in Pr. 67a längs, wahrscheinlich annähernd entlang ihrer Mittelachse, geschnitten. Aus dem Profil wird deutlich, dass die Verfüllschichten mindestens auf einer Länge von 3,8 m in Nord-Süd-Richtung waagrecht über einem fast ebenen, nur leicht nach Norden hin abfallenden Boden verliefen. Eine spitze Form des Bodens dokumentiert Pr.

³³⁸ Die Beziehung der GR 839 zur GR 842 ist unklar, da dazwischen ein Baggerschnitt lag.

³³⁹ Diese Linie läuft ungefähr entlang der ursprünglichen Grenze zwischen Schnitt 2 und Schnitt 4 (von „L-44“).

³⁴⁰ vergleiche v. a. mit Pr. 65a

³⁴¹ Es sind die LA 680 und 681; nach R. Kluttig-Altman ist die LA 680 Ende 16./ Beginn 17. Jh. zugefüllt worden (2004, S. 154-156) – bei ihm unter der alten Befund-Nr. [2007].

³⁴² Die Rekonstruktion der Breite ist nicht sicher möglich; eine Breite von 4,5 m wurde jedenfalls nicht überschritten.

65b, das diese Grube wahrscheinlich annähernd senkrecht zu ihrer Längsachse schnitt³⁴³ und zwei ähnlich steile Wände zeigt, sowie das Pr. 64c, das die Grube schräg zerteilte, so dass der spitze Boden breiter und die steile Ostwand nur mäßig steil erscheint. Sowohl Pr. 64b wie auch Pr. 64c zeigen im oberen Bereich der Grube kleinere Vertiefungen mit spitzem Boden (PS 611), die jeweils auf der Mittelachse der gedachten Verlängerung der Grube lagen. Vermutlich handelt es sich dabei um eine obere Auffüllung, wie sie typisch für eine Grube ist, deren Boden zur Mitte hin deutlich abfällt, was gewöhnlich zu einem stärkeren Nachsacken der Verfüllung in diesem Bereich führt³⁴⁴.

Nach der Flächenzeichnung lag die Vermutung nahe, dass die Grube ihren südlichen beziehungsweise südöstlichen Abschluss in etwa an einer Linie fand, welche die Koordinatenpunkte N 729,0 m / O 189,5 m und N 731,0 m / O 191,5 m beschreiben. Es liegen allerdings in diesem Bereich nur Profile vor, die quer zur Ausrichtung der Grube liegen, das südliche beziehungsweise südöstliche mögliche Ende ist damit nicht durch ein Profil erfasst worden.

Die Planierschicht 611 scheint in Pr. 65a die Planierschicht 607 zu schneiden, so dass man sie im unteren Bereich für das Material einer jüngeren Grube halten könnte. Das Verhältnis der Befunde untereinander ist jedoch nicht sicher zu beurteilen. Eine ähnliche Situation scheint auch in Pr. 64c vorzuliegen, nach dem die Grube 650 die Planierschicht schnitt. Allerdings setzte sich ein in der Kolorierung hervorgehobenes Band mit stark holzhaltigem Material in der Grubenverfüllung fort (in der Umzeichnung mit gestrichelten Linien markiert), das zur Planierschicht 603 gehören haben könnte. Somit könnte der Erdbefund 630 eine Fortsetzung der Planierschichten 603, 606 und 607 darstellen.

Die Grube 650 verlief zunächst auf einer Länge von ca. 5 m in Nord-Süd-Richtung, um dann nach Südosten abzuwinkeln. Sie strebte dabei auf eine weitere, ebenfalls längliche Grube (GR 651) zu. Nach Pr. 61 wies diese einen ähnlich spitzen Boden und eine ähnliche Breite auf wie die genannte Grube 650. Das nach Fotos unebene Pr. 61 traf im nördlichen Bereich wahrscheinlich leicht schräg auf die Grubenkante, so dass auch hier die Ostwand nur mäßig steil wirkt. In Pr. 62 wird die Grube leicht schräg – was eine Klärung der Situation etwas erschwert – zu ihrer Ausrichtung geschnitten und weist dabei einen ähnlichen Verlauf der Verfüllschichten auf, wie es Pr. 67a für die Grube belegt. Der West-Ost gerichtete Verlauf der südlichen Grabenkante zeigt sich auf der Flächenzeichnung auf einer Länge von 4,5 m.

Die Grube war im Osten durch eine umfangreiche neuzeitliche Baugrube und im Norden durch den Einbau einer Backstein- und einer Fasslatrine (LA 678) gestört worden, so dass die ursprünglichen Ausmaße der Grube nicht mehr erhalten waren, die Breite in Nord-Süd-Richtung auf 108,00 mNN jedoch mit ca. 3,5 m angegeben werden kann. Im westlichen Bereich der Grube erschwerte es die Anlage einer Holzkastenlatrine (LA 679), die Situation zu beurteilen. Nur im Süden war die Grabenkante deutlich zu verfolgen.

Die Grube wurde auf ihrer Südseite von einer Schicht aus aufgeworfenem Gewachsenem Boden begleitet (EB 634, siehe Fl. 6a und Pr. 61) von ca. 4 m Breite. In diese Schicht war eine Pfostenreihe (VH 667) getrieben worden, welche parallel zur südlichen Grubenkante verlief. Schicht wie Pfostenreihe zogen nach Osten über die Grabungsgrenze hinaus, weshalb ihre Ausmaße nicht mehr zu klären sind. Die Aufschüttung und die Pfostenreihe könnten einen Wall mit zugehöriger Wallbefestigung gebildet haben. Eine dünne „Modderschicht“, wie sie für längere Zeit offen stehende Gruben – und mehr noch für einen Graben – typisch ist, zog (siehe Pr. 61) an einer Stelle über die Wände der Grube 651. Es war ein lehmiger, mit Flechtwerkresten durchsetzter Humus (PS 617), der anzudeuten scheint, dass die Grube erst nach einer gewissen Zeit wieder zugeschüttet wurde.

Der Grube 650 können leider keine Funde sicher zugeordnet werden: Aus der Schicht 606

³⁴³ Alle anderen Profile treffen wahrscheinlich schräg auf die Grubenkanten.

³⁴⁴ Der Bef. könnte allerdings auch zu der eigenständigen, jüngeren GR 653 gehören.

wurden keine Funde geborgen und die Zuordnung von Funden zur Schicht 607 ist fraglich. Aus der Grube 651 liegen ca. 1,5 kg Keramik vor, die einen auffallend hohen Anteil der Warenart 5 von 15 % beinhaltet. Der Großteil der Randstücke zeigt Formen, die in die Zeit um 1200 weisen, einige aber schon eher in das 1. Viertel des 13. Jahrhunderts.

Aus den vorliegenden Informationen könnte an einen Graben gedacht werden, der in Nord-Süd-Richtung gezogen worden war und die Siedlung an der Burganlage umschloss, sowie an einen weiteren, der von Ost nach West vorangetrieben wurde und die Siedlung an der Nikolai-kirche umwehren sollte³⁴⁵. Es zeichnet sich ziemlich deutlich ab, dass die beiden mutmaßlichen Gräben nicht mehr miteinander verbunden wurden. Darauf deutet neben dem vermutlich ungestörten Bereich zwischen den Gruben 650 und 651 auch das Auslaufen der Schicht 617 und der Pfostenreihe 667 hin, welche die Grube 651 im Süden flankiert hatten.

2.6.4. Siedlungsbefunde der Phase +3

Zur Phase +3 gehören Befunde, in denen ein geringer, aber nicht vernachlässigbarer Prozentsatz der Warenart 7 im Fundgut auftritt, also Keramik aus der Zeit des frühen 13. Jahrhunderts (bis ungefähr zur Jahrhundertmitte). Die Phase +3 setzt sich aus den Befunden zusammen, welche die Planierschichten 812 bis 814, beziehungsweise die Schichten 710 sowie 611 bis 613 störten, aber stratigrafisch unterhalb der erfassten jüngeren Schichten lagen. Es handelte sich um humose Lehm- beziehungsweise Tonschichten mit Holzkohle- und Holzstückchen, welche von 108,15 mNN bis 108,93 mNN (PS 812), von 108,18 mNN bis 109,36 mNN (PS 612) beziehungsweise von 108,79 mNN bis 109,34 mNN (PS 710)³⁴⁶ reichten.

Im nördlichen Bereich des Grabungsabschnitts 8 konnte über der unmittelbar über dem Gewachsenen Boden aufliegenden Schicht 810 die bis zu 55 cm mächtige Schicht 813 beobachtet werden. Ob es sich bei dieser Schicht um eine Fortsetzung der im südlichen Bereich gelegenen Planierschicht 812 handelt, ist nicht unzweifelhaft zu klären, da keine Nord-Süd gerichteten Profile vorliegen, welche die Stratigrafien beider Bereiche verbinden. Nach den Nivellementwerten der Oberkanten ist aber die Annahme einer Zusammengehörigkeit der beiden Schichten vertretbar.

Über die unterste Schicht zog im nördlichen Bereich ein Laufhorizont (PS 822 und 821)³⁴⁷ aus verfestigtem Lehm mit Stallmist.

Nach Aufgabe des Stalles (GR 836) wurden in einer darauf folgenden Phase die Schichten 811, 812 und 820 aufplaniert. Der in den Boden eingegrabene Stall wurde durch eine ebenerdige Konstruktion abgelöst. Die Pfosten dieses neuen Gebäudes schnitten bereits die über den aufgegebenen Stall ziehende Planierschicht 812.

Derselben Phase ist das Gebäude 841 (siehe Beilage 5 c) zuzuweisen, dessen Fußboden mindestens 30 cm tiefer als der zeitgleiche, das Gebäude umgebende Laufhorizont gelegen haben muss. Dieses Gebäude ist leider nur unvollständig erfasst worden³⁴⁸; es scheint rechteckig

³⁴⁵ siehe zu diesem Thema die Bef. der Phase +2 im GA 9 (Kap. 2.7.2.) und die zugehörige Interpretation (Kap. 4.2.2.)

³⁴⁶ Die PS 710 bedeckte das Gelände großflächig und ist die PS, welche auf der Fl.-Zeichnung im GA 7 zu sehen ist.

³⁴⁷ Das Material beider Bef. wurde ähnlich beschrieben und dazu lagen die UK beider Bef. auf fast gleicher Höhe; zu sehen sind sie auf den Pr.-Zeichnungen 81a und 81 b.

³⁴⁸ Nach der Fl.-Zeichnung scheint die GR nicht durchgehend senkrechte Wände besessen zu haben. Hier liegt aber im nördl. Bereich des GA 8 (L-43) ein grundsätzliches Problem vor, weil die meisten Bef., welche nur auf der einzigen größeren Fl.-Zeichnung auftauchen, mangels weiterer Fl.-Zeichnungen und ausreichender Pr.-Zeichnungen nicht sicher zu deuten sind.

gewesen zu sein mit einem scharfen Übergang von den senkrechten Wänden zur flachen Sohle und lässt damit an ein Grubenhaus denken. In der Südwest-Ecke scheint sich ein durch einen gezogenen Pfosten entstandenes Loch abzuzeichnen. Vor allem im unteren Bereich bestand die Verfüllung aus einem rötlichen Lehm, der von veriegelten Lehm- und Holzkohlestückchen sowie Lehmbrocken durchsetzt war, was auf eine Aufgabe des Gebäudes nach einem Brand schließen lässt³⁴⁹. Auch wenn er derselben Phase wie der Stall anzugehören scheint, ist nicht sicher, ob beide Gebäude zu einem Hof gehörten.

Feuerplatz mit mehrphasiger Nutzung

Am westlichen Rand der Grabungsfläche gelang der Grabungsmannschaft der Nachweis von fünf übereinander liegenden Feuerplätzen³⁵⁰. Bei dem am besten erhaltenen Feuerplatz 719 bildeten 25 größere Feldsteine mit Längen von 8 cm bis 20 cm und zwei Ziegelfragmente in einer Lehmpackung annähernd ein Quadrat mit ungefähr ein Meter langen, leicht nach außen gewölbten Seiten. Innerhalb des Steingevierts lagen etwas kleinere Steine – teilweise mit Brandspuren – in einem Bett aus grobem Sand³⁵¹ aneinander gelegt. Darüber lag eine sehr harte, rötlich veriegelte Brandplatte aus sandigem Lehm mit einer Stärke von 3 cm - 4 cm, über die ein Ascheband zog. Das Bett aus Steinen, die rechteckige Grundform sowie die Lage nahe der Straße sprechen für einen Herd.

Dem auf der Flächenzeichnung vorgestellten Feuerplatz 719 ging als Vorläufer die Feuergrube 718 voraus; diese war aus einer unregelmäßig rundlichen (Dm ca. 1,35 m), noch 15 cm tief erhaltenen Herdgrube gebildet worden, auf deren flachem Boden eine Brandschicht lag.

Die den genannten Feuerplätzen 718 und 719 folgenden Feuerplätze 720 und 721 bestanden jeweils aus einer Packung aus sandigem Lehm, der keinerlei Einschlüsse aufwies und teilweise ziegelrot verfärbt war. Darüber zog eine feine Brandschicht. Aus der Lehmpackung des Feuerplatzes liegen vor allem Funde der Warenart 6 vor.

Der jüngste an dieser Stelle entdeckte Feuerplatz 722 unterschied sich von den übrigen durch eine rechteckige, rahmenartigen Einfassung aus ca. 8 cm breiten Kanthölzern, welche aber völlig verkohlt waren und für einen Feuerplatz wenig geeignet scheinen.

Begleitet waren die Feuerplätze von einer tonigen Planierung 701, die mit Asche, veriegelten Lehmbrocken und Holzkohlestippen durchsetzt war.

Mit den Feuerplätzen schien die runde (Durchmesser ca. 3,8 m), über 1,1 m tiefe Grube 728 in Zusammenhang gestanden zu haben. Sie fiel im Osten steil ab, im Westen war keine eindeutige Grenze zu den anschließenden Planierschichten erkennbar, da sowohl die Schichten in der Grube wie die diese umgebenden um mindestens 10 cm abgesackt und an der Grubenkante verworfen worden waren. Das obere Material in der Grube wies Ziegel- und Holzkohlestippen sowie Lehmeinschlüsse auf, von denen ein großer Anteil veriegelt war. Die untere Schicht in der Grube bestand aus Holz-, Halm- und Dungresten sowie Tierhaaren, die zu Platten verfestigt waren.

Diese unmittelbar östlich der Feuerplätze gelegene Grube 728 könnte als Auffanggrube für Asche- und Lehmreste angesehen werden. Dieser Umstand würde eine Funktion der Feuerstelle als Ofen nahe legen wie auch die Abfolge von mehreren Brandplatten übereinander, die durch wiederholten Aufbau entstanden. Eine Analogie besteht zu einem Befund in Delitzsch³⁵², bei dem über einem ähnlich gebauten Fundament Versturz lag, der dieses als

³⁴⁹ Diese ist nicht sicher zu datieren, da aufgrund einer zu vermutenden Störung des Bef. die Zuordnung der Funde unsicher ist.

³⁵⁰ Abgebildet sind diese in: S. Koch 2004, Abb. 6 (auf S. 23)

³⁵¹ Das Kiesbett taucht im Pr. 71c auf.

³⁵² D. Lange 2001, S. 147

Boden eines Ofens auswies. In Delitzsch bestand der Überbau jedoch aus Steinen, wohingegen beim hier vorgestellten Befund aufgrund von – allerdings nur vereinzelt – Lehmresten von einer Lehmkuppel ausgegangen werden müsste. Eine Befehung des Ofens hätte vermutlich von Osten aus erfolgen müssen, wo die Grube lag³⁵³.

Insgesamt überwiegen jedoch die Argumente, welche für einen Herd sprechen: Nach der Befundlage im Bereich der Vorderhausbebauung, die zu diesem Zeitpunkt zur Straße hin schon weitgehend geschlossen gewesen sein dürfte, lässt sich kaum an einen Ofen denken³⁵⁴. Auch das Fehlen von Schlackeresten und von Lehmbrocken, die sicher als Kuppelreste zu erkennen gewesen wären, sprechen gegen einen Ofen. Die mögliche Funktion der Grube 728 als Auffanggrube ist darüber hinaus sehr fraglich, da sich in der Grube waagrecht angeordnete Schichten fanden (siehe Pr. 71a), wie sie etwa bei einem Absacken von Schichten an dieser Stelle über weichem Untergrund entstehen würden. Die Feuerplätze waren demnach mit großer Wahrscheinlichkeit Herde innerhalb eines Gebäudes, die mehrmals ausgebessert wurden. Gebäudereste wurden in dem Bereich allerdings nicht entdeckt, was vielleicht an der Schmalheit des Schnittes gelegen haben könnte oder daran, dass sich nur die eingetiefte Feuergrube eines ebenerdigen Blockhauses erhalten hatte.

Bei einer benachbarten Steinreihe (Bef. 723) mit ähnlicher Ausrichtung der sieben Steine wie Befund 719 handelte es sich möglicherweise um das Überbleibsel eines baugleichen Herdes. Die faustgroßen Feldsteine waren einseitig grob abgeflacht und mit der flachen Seite nach unten gesetzt worden. Der bruchstückhafte Erhaltungszustand des Befundes erlaubt allerdings keine sichere Interpretation.

Befunde aus dieser Phase im Grabungsabschnitt 5

Die Befunde des Grabungsabschnitts 5 auf dem Grundstück Hainstraße 4 am Südrand der Grabungsflächen östlich der Hainstraße sind nur schwer in das Gerüst der Phasen einzuhängen, weil eine Zuordnung der Funde zu den Befunden meist nicht eindeutig sowie das Verhältnis der Befunde zueinander überwiegend offen geblieben ist³⁵⁵. Es sind insgesamt 16 Erdbefunde (504-519) und sieben Gruben (520-526) im Tafelteil abgebildet, bei denen die Eigenschaften der meisten jedoch nicht genau zu bestimmen sind. Nach den Funden scheint die Mehrzahl der Phase +3 anzugehören.

Im westlichen Bereich griff in die Schicht 502/ 503 die Grube 520 ein, welche durch Pr. 51³⁵⁶ und Pr. 52 gut dokumentiert ist³⁵⁷. Auf der Flächenzeichnung erscheint die Grube in der Aufsicht soweit erkennbar mit ziemlich geraden Seiten und einer Rundung im Südosten. Die Wände standen schräg, im unteren Bereich annähernd senkrecht und wiesen teilweise eine schwach ausgebildete, unregelmäßige Stufung auf. Es könnte sich um den oberen Teil eines Brunnenschachtes handeln. Die untere Verfüllung bestand aus Humus, Ziegel- und Holzstückchen, die obere aus sandigem Lehm. Die insgesamt gut 1 kg schweren Keramikfunde setzten sich zu 82 % aus der Warenart 6, zu 16 % aus der WA 7 und zu 2 % aus der WA 8 zusammen (siehe auch Taf. 65/1-11) und verweisen die Verfüllung des Schachtes in das 13. Jahrhundert. Die Grube 520 kappte den oberen Bereich der Grube 518, welche mit dieser in einem engen Zusammenhang gestanden haben könnte.

³⁵³ Diese fragliche Stelle wäre dann durch die beiden Backsteinfragmente markiert.

³⁵⁴ Allenfalls ein Heizofen käme an dieser Stelle in Frage.

³⁵⁵ Es existieren eine Fl.-Zeichnung, ein durchgängiges Nordpr. sowie fünf weitere Profile. Es ist schwierig zu den Bef. genaue Aussagen zu treffen, da sie meist nur in der Fl.-Zeichnung auftauchen und Beschreibungen sich auf die Angabe der Befundart und Materialeigenschaften beschränken; dies gilt vor allem für die Bef. in der Osthälfte des Schnittes, die nur schematisch auf der Fl.-Zeichnung festgehalten sind.

³⁵⁶ Das Pr. 51 ist schräg, so dass nicht alle Höhenangaben als zuverlässig gelten können.

³⁵⁷ Der Boden der GR 520 wurde allerdings nicht erreicht, gleiches gilt für die GR 521.

Die beiden Holzfässer 527 und 528 zeichneten sich in der Fläche als Ringe aus vergangenem Holz ab³⁵⁸. Sie wurden nicht genauer dokumentiert, dürfen aber als kleinere Latrinen des 13. Jahrhunderts gelten. Die Planierschicht 502/503 wurde im östlichen Bereich durch die Grube 521 gestört. Diese wies einen größeren Prozentsatz der WA 7 von 28 % auf (siehe auch Taf. 65/13,14) und zumindest diese dürfte bereits der Phase +4 angehören.

2.6.5. Befunde der Phase +4 sowie jüngere Überformungen des Geländes

Die Phase +4 besitzt ein klares Übergewicht der Warenart 7 innerhalb der Bandbreite an Keramikarten, also viele Scherben der so genannten „Blaugrauen Ware“, welche sich ab der Mitte des 13. Jahrhunderts zur vorherrschenden Warenart herausgebildet hatte.

Befunde, die über den verfüllten älteren Gruben der Phase +3 lagen und die jüngeren hier vorgestellten Schichten – wie die PS 825 – schnitten, bilden Teile der Phase +4.

Die Gruben 842 und 843 schnitten in die Schichten 819 beziehungsweise 820 ein und gehören der Phase +4 an. Diese beiden Gruben könnten untereinander in einem engen Zusammenhang gestanden haben, denn sie waren in die vermutlich selben Schichten gegraben worden und wurden wiederum von den gleichen Schichten verfüllt³⁵⁹. Sie weisen beide annähernd senkrechte Wände auf und ihre Böden lagen tiefer als der des Stalles.

Ob die Grube 843 sich in den nördlichen Bereich des Abschnitts fortzog, ist unsicher. Eine solche Annahme könnte auch nur eine Schlussfolgerung aus den Beobachtungen im südlichen Bereich sein. Das lange Profil an der Nordkante der Grabung zeigt schon Planierschichten, was jedoch nicht ausschließt, dass südlich davon eine Grube existiert hatte.

Bei der Grube 842 handelte sich um eine vermutlich längliche, ovale Grube mit einer Mindestlänge von 9,5 m und einer Breite von 5,5 m im Bereich der Holzkonstruktion 870³⁶⁰. Der südwestliche Bereich taucht in einer Flächenzeichnung auf. Die Seiten der Grube fielen nach Pr. 86 sehr steil und im Bereich der Holzkonstruktion im Süden (Pr. 87a) und im Norden (Pr. 81a) senkrecht ab. Die Grenze nach Westen ist in Pr. 84 zu sehen. Die Ausdehnung nach Osten sowie die Form ist nicht ermittelt worden.

Innerhalb dieser Grube wurde an einer Stelle tiefer gegraben und die Grube wurde dabei an der fraglichen Stelle nach Süden hin erweitert (BG 842), um diese Holzkonstruktion aufzunehmen.

Die westliche Grubenwand für die Baugrube ist in Pr. 85 dokumentiert. Die Flächenzeichnung³⁶¹ kann beim Betrachter die Vorstellung von einer rechteckigen Gestalt erwecken, während die Fässer in Ausbuchtungen standen. Der Zugang wird am ehesten im Westen gelegen haben (wie auch der des älteren Stalles), weil im Osten die Wand nah an den Befund heran reichte.

Ob die Grube 842 an der Stelle, an welcher der die Konstruktion 870 eingebracht wurde, noch tiefer in den Boden gegraben wurde – wie dies im südlichen Bereich beobachtet werden

³⁵⁸ Obwohl sie nur in einer Flächenzeichnung dokumentiert sind, wird man sie so interpretieren dürfen.

³⁵⁹ Es liegt keine Zeichnung oder Beschreibung vor, aus der das Verhältnis der Gruben 842 und 843 zueinander hervorgeht. Es darf jedoch vermutet werden, dass beide GR im oberen Bereich tatsächlich einen gemeinsamen Bef. bildeten. Die Gruben 824 und 843 in Pr. 87a beziehungsweise Pr. 86 wurden zunächst als getrennte Befunde behandelt. Mit einem Blick auf Pr. 85 wird deutlich, dass die GR 824 eher den oberen Bereich der BG für die KS 870 darstellte.

³⁶⁰ Abgebildet ist diese in: S. Koch 2004, Abb. 7 (auf S. 24)

³⁶¹ Nach dem Ausschnitt in der Original-Dokumentation: L-44, Fl. 5 (Bl. 1/41).

konnte – kann aufgrund der unklaren Dokumentation nicht beantwortet werden³⁶². Es wurde hier nicht der untere Teil des Befundes freigelegt.

Es handelte sich um eine rahmenartige Holzkonstruktion mit einer Orientierung im Koordinatennetz von Südsüdwest nach Nordnordost, im mittleren Bereich auf Pfosten gesetzt, im rechten Winkel dazu verlaufende Unterzüge. Auf dem Rahmen lag eine Abdeckung aus Brettern, Bohlen und Rundhölzern, teils eingepasst, teils darauf gelegt, wobei keine Fixierung der Hölzer feststellbar war. Die Holzkonstruktion stellte offenbar ein Einbau in ein in den Boden eingetieftes Gebäude dar. Die beiden Endstücke dienten als Substruktion für jeweils ein Holzfass. Der Holzunterbau mit Brettern war demnach wahrscheinlich von Anfang an zusammen mit den beiden Fässern 865 und 864 konzipiert, wobei die Bretter – so darf vermutet werden – eine Arbeitsfläche darstellten, von der aus die beiden Fässer bedient werden konnten. Die Fässer selbst hatten keinen Boden, auch wurden an den Stellen, an denen die Fässer standen, keine Bretter verlegt. Außerdem befand sich zumindest unter dem südlichen Fass ein Hohlraum. Die Fässer scheinen von Anfang an mit der Konstruktion 870 verbunden gewesen zu sein und könnten zur Wasserförderung, Vorratshaltung oder zu handwerklichen Zwecken genutzt worden sein. Eine Verwendung als Latrine kann wohl ausgeschlossen werden. Die ovale Form im oberen Bereich des nördlichen Fasses³⁶³ dürfte vom Erddruck auf das zunächst nur teilweise verfüllte Fass herrühren. Die sicher auf der gesamten Höhe ursprünglich runde Form hat sich nur im unteren Bereich erhalten.

Auffallend ist die Tiefe der Anlage, welche auf 107 mNN herab reichte, womit vermutlich der Zufluss von Grundwasser ermöglicht oder ein kühler Vorratsraum angelegt werden sollte. Es dürfte sich eher nicht um die technische Anlage eines Handwerkers gehandelt haben, da in einem so tief liegenden Bereich nicht für einen genügenden Abfluss von verbrauchtem Wasser gesorgt werden konnte. Möglicherweise sollten die Fässer gekippt, auf den Bretterboden gelegt und über diesen heraus gerollt werden können. Parallelbeispiele sind aus der Literatur nicht bekannt; vielleicht lag jedoch in Befund 837 derselben Grabung ein ähnlicher Befund vor. Dieser Umstand könnte eine Diskussion über die Funktion der Anlagen erleichtern³⁶⁴.

Das Material in der Baugrube zieht als Planierschicht über die Fläche, diese bildet einen Anhaltspunkt zur Datierung der Konstruktion wie auch zur Differenzierung von einer nächsten Phase.

Eine Reihe massiver runder Pfosten in West-Ost-Richtung gehörten zu einer jüngeren Anlage als der schon vorgestellte Stall. Sie liegen südlich von diesem und der Grube mit dem Bohlenweg. Zum Stall können sie nicht gehört haben, da sie schon in der PS 812 liegen, zur Grube nicht, da sie in einem zu großen Abstand von dieser entfernt sind. Die Pfosten finden möglicherweise ihre Entsprechung in den Pfosten 860 oder 844 (siehe Pr. 81b auf Taf. 25) im Nordteil des Grabungsabschnitts 8, womit die Ausdehnung des Gebäudes nach Norden hin zu

³⁶² Die horizontalen Balken von Bef. 870 wurden nicht abgenommen und im Bereich unterhalb der Balken in Pr. 81a stand ein Block aus anstehendem Boden vor, der nicht abgegraben wurde.

³⁶³ Die Version auf Fl. 1 der Aufsicht von Fass 864 ist vermutlich der von Fl. 0 vorzuziehen, da sie nicht so kantig ausfällt.

³⁶⁴ Nach ihrer Lage könnte an die Überbrückung eines GR gedacht werden. F. Winkler hatte bei Schachtarbeiten im Fregehaus (Katharinenstr. 11) ein Pr. dokumentiert, in dem GR zu sehen waren. Er hatte sie zunächst als einen Graben interpretiert (Kap. 4.2.1.), der in W-O-Richtung verlaufen wäre. Die Fortsetzung dieses angenommenen GR würde annähernd im fraglichen Bereich liegen. Gegen eine solche Interpretation spricht, dass die Holzkonstruktion zwar in ihrem mittleren Bereich auf Pfosten stand, was zu einer Brücke passen würde, dementsprechend wären dann die Enden auf Erde aufzulegen, doch liegt die ganze Anlage unmittelbar über dem Grundwasserspiegel und damit eigentlich zu tief für eine Brücke. Eine weitere Fläche unter der dok. sowie ein N-S orientiertes Pr., welche die Frage eindeutig klären könnten, fehlen allerdings. Außerdem stand die KS in einem Bef., der schon in einige PS eingegraben worden und damit zeitlich spät anzusetzen ist.

ermitteln wäre (ca. 5 m). Weitere Pfosten sind erst nach der Verfüllung der Grube in den Boden eingegraben beziehungsweise gerammt worden.

Eingetieftete Gebäudeteile

Im südlichen Teil des GA 8 erschien wiederum eine Grube (GR 837) mit Fässern in ihr, die wahrscheinlich – so ist es zumindest im Norden ermittelt worden – rechteckig war mit einer Länge von über 2,85 m und einer Breite von ca. 2,70 m. Sie wies eine Tiefe von 1,10 m auf, wobei die Seiten fast senkrecht abfielen und in einem annähernd rechten Winkel zum ebenen Boden umknickten.

In der Grube 837 lag humoser Ton mit vielen Pflanzen- und Holzresten. Die Form, die Größe, der ebene Boden und der scharfe Umbruch von Wand zum Boden deuten auf die Funktion der Grube als Teil eines Gebäudes hin. Eine 3 cm bis 15 cm dicke Auskleidung aus stark verfestigtem Streu mit Stalldung scheint die Grube als Stall auszuweisen, die Tiefe von über einem Meter spricht aber deutlich gegen diese Annahme und lässt an einen Erdkeller denken. Sie wurde durch die an ihrer Ostseite nachgewiesenen Flechtwerkreste 874 begrenzt, die im rechten Winkel abknickten und nördlich der Grube ihre Fortsetzung fanden³⁶⁵. Die nördlichen Reste der umgestürzten Flechtwerkwand 873 folgten der Grubenkante auf einer Länge von 2,9 m in West-Ost-Richtung und wiesen eine Breite von 0,9 m auf.

Parallel zu der Fortsetzung ragte die in Nord-Süd ausgerichtete, nur leicht nach Osten geneigte Flechtwerkwand 874 aus dem Boden, die aus 14 meist runden Pfosten bestand, um die Zweige mit Rinde geflochten waren. In Pr. 88 sind Flechtwerkreste zu sehen, die mit der gleichen Befundnummer versehen waren; die Zusammengehörigkeit ist jedoch nicht sicher. In der Verlängerung dazu lagen zwei Pfosten sowie weiter nördlich in einem Ausschnitt ein ähnlicher Befund: Eine noch stehende Wand und östlich davon Flechtwerkreste.

Die darüber ziehende PS 831 lief im Bereich des Flechtwerks aus und war vermutlich nicht älter als dieses, das Flechtwerk 874 lag nach dem Pr. 88 über der Verfüllung der Grube 837 und dürfte daher von einem nachfolgenden Bau stammen; etwa einem jüngeren Gebäude, welches durch einen Schwellbalken gekennzeichnet war.

In dieses Gebäude sind zwei Fässer eingestellt worden, es lag hier jedoch hier eine andere Situation vor als bei den Fässern über der Konstruktion 870: Die Holzfässer 866 und 867 wiesen eine Höhe von 1,70 m beziehungsweise 1,40 m auf bei einem ovalem Querschnitt mit einem Durchmesser in der Fassmitte von 96 cm beziehungsweise 90 cm und am Boden von jeweils 70 cm. Die 5,5 cm bis 16 cm breiten und 1,5 cm - 2 cm starken Dauben waren an den Enden von innen nach außen leicht abgeschrägt. 4 cm über dem unteren Daubenrand lief eine umlaufende, im Querschnitt dreieckige Nut. Zur Fassbereifung dienten gebündelte Weidenhalbstäbe, die in Abständen von 20 cm - 30 cm mehrfach um die Dauben gewickelt waren. Im Holzfass 867 lagen innen zwei Fassreifen aus gespaltenen Ästen an, die das Gefäß ausgesteift hatten. In der unteren Verfüllung steckten jeweils Fäkalien- und Pflanzenreste, welche als Hinweise für ihre – zumindest spätere – Benutzung als Latrine gelten können.

Das Fass 866 stand direkt auf dem Boden der Grube 837, die Schicht 831 zog direkt an die Fässer 866 und 867 heran, die damit vermutlich ursprünglich weitgehend frei in der Grube standen. Es könnte sich dabei um einen Parallelbefund zu Konstruktion 870 handeln, wahrscheinlicher ist jedoch, dass sie zum Sammeln von Regenwasser oder als Vorratsbehälter dienten³⁶⁶. Für das Fass 866 wurde der Wuchszeitraum eines der Eichenhölzer mit 1228-1363

³⁶⁵ Die Zuordnung zu Bef. 873 bzw. Bef. 874 ist in der Dokumentation etwas unklar; hier wurde die wahrscheinlichere Version übernommen.

³⁶⁶ Bei einer Nutzung als Stall wäre daran zu denken, dass sie möglicherweise Wasser oder Futter enthielten.

bestimmt³⁶⁷, unter den Funden des Fasses 867 fand sich unter anderem eine Schlüsselkachel. Dieses spricht für eine Nutzung der Fässer im 14. Jahrhundert.

Grundstückseinteilung

Die älteste beobachtete Grundstückseinteilung auf den Grundstücken östlich der Hainstraße bezeichneten wahrscheinlich Stakenreihen 850 und 851 (Beilage 5 c), die als Reste von Zäunen auf derselben Linie in unterschiedlicher Höhe verliefen (siehe Pr. 87b auf Taf. 27). Während die Staken 851 in die Planierschicht 812 geschlagen worden waren, steckten die Staken 850 in der Schicht 825.

Die Staken 851 waren noch bis zu einer Länge von 60 cm erhalten, einige konnten im Profil nur noch als Abdrücke mit Spuren von vergangenem Holz dokumentiert werden. Die Staken 850 waren besser erhalten, der längste wies eine Länge von 75 cm auf.

Damit ist zu erkennen, dass die Grundstücksgrenze über einen Zeitraum hinweg bestand, die von der Phase +2 bis zur Phase +4 reichte. Der Zaun lag fast parallel zum überkommenen Grenzverlauf beziehungsweise zu den Mauern der Steinbebauung. Die heutigen Grundstücksgrenzen treffen in fast rechtem Winkel auf die Flucht der Hainstraße³⁶⁸, somit gilt das auch für die beiden Zäune. Trotzdem liegen sie nicht auf einer der heute geltenden Grundstücksgrenzen und deuten damit auf eine etwas andere Parzellierung hin.

Auch im südlichen Bereich der in diesem Kapitel behandelten Grundstücke zeigte sich eine Grenzziehung, die aus dem noch auf 1,85 m Länge erhaltenen Flechtwerkzaun 672 bestand. Dieses Stück setzte sich aus sechs rechteckigen, vermutlich zugespitzten Pfosten von 4,5 cm bis 10 cm Dicke zusammen, die mit Reisig umwunden waren. Die Orientierung war dieselbe wie bei dem nördlichen Zaun und auch sie lag nicht auf einer heute bestehenden Grundstücksgrenze.

Auffallend war die gerade Grenze des aus Humus sowie aus Ästchen, Flechtwerk und vereinzelten Brettchen zusammengesetzten Befundes 708, der von mind. 108,16 mNN bis mind. 108,53 mNN reichte. Dieser bildete im Westen eine auffallend gerade Linie, an der sich konzentriert Flechtwerkstückchen befanden, so dass auf der Linie ein Zaun zu vermuten ist.

Die Schicht 708 lag über der Humusschicht 707³⁶⁹, von der ähnliche Höhenparameter bekannt sind wie von der Schicht 708 und deren Keramik sich auch der der Schicht 708 ähnelt. Zehn runde und acht rechteckige Staken 733 waren in die Schicht 707 hineingetrieben worden. Es ist aus den über die Fläche verteilten Staken keine Struktur zu erkennen.

Der zu vermutende Zaun stand im rechten Winkel zu dem Zaun 850/ 851. Die Planierschicht 812 verlief auf ähnlicher Höhe wie die Planierungen 707 und 708, womit eigentlich angenommen werden könnte, dass der Zaunrest von Schicht 708 zum Zaun 851, der in der Schicht 812 steckte, in Beziehung stand.

Zulieferung von Wasser und Entsorgung der Abfälle

Die rechteckige Grube 729 zeigte im oberen Bereich steile Wände, im unteren flache und einen sanften Übergang zum flachen Boden hin, welcher unregelmäßige Vertiefungen aufwies. Die Reste einer Verschalung, die aus einem Bohlen- und zwei Brettfragmenten – welche

³⁶⁷ 136 Ringe, allerdings war die Waldkante nicht erhalten (Bestimmung an der Universität Hohenheim).

³⁶⁸ Nach dem provisorischen Messnetz lagen sie grob in West-Ost-Richtung, dieses wich aber um ca. 11,5° von Koordinatennetz ab.

³⁶⁹ Die runde GR 724 könnte mit ihrem Durchmesser von 55 cm und einer erhaltenen Tiefe von 20 cm ein PL gewesen sein und könnte mit den Holzresten der PS 707 in Zusammenhang stehen.

horizontal lagen und dabei hochkant gestellt worden waren – bestand, waren noch erhalten. Außerdem steckten vier eckige Pfosten senkrecht in der Erde; ein weiteres Brettchen und ein weiterer Pfosten waren vermutlich verlagert worden. Diese verschaltete Grube könnte den Überrest eines Brunnens bilden.

Zum Transport von Wasser diente die Leitung 674, die aus einem ausgehöhlten Baumstamm hergestellt worden war, der in unregelmäßigen Abständen beidseitig durch senkrecht in den Boden getriebene Pfosten fixiert wurde³⁷⁰. Stellenweise waren Brettstückchen unter die Leitung gelegt worden, eine Abdeckung aus Holzbrettchen war noch an einigen Stellen in situ erhalten. Weiter westlich lagen in einer gedachten Verlängerung der Leitung Holzbrettchen (KS 675), die ebenfalls als Unterlage der Leitung gedient haben könnten. Die Leitung verlief fast parallel zu den Zäunen 850 / 851 und passt sich damit der Grundstücksstruktur an.

Im Gegensatz dazu war die Wasserleitung 732 durch eine Ausrichtung in Nordost-Südwest charakterisiert. Ihre Länge maß L 3,80 m, die Breite der Hölzer aus denen sie zusammengefügt war, betrug 2 cm bis 3cm. Unmittelbar auf ihrer nordwestlichen Seite steckte ein Pfosten, der als Zeichen angesehen werden kann, dass sich die Leitung bei ihrer Entdeckung noch in ihrer ursprünglichen Lage befand. Leider war der stratigrafische Zusammenhang bei beiden Leitungen bereits jeweils an beiden Enden zerstört³⁷¹, so dass nichts Genaueres über ihre Aufgabe ausgesagt werden kann.

Auf der Fläche erschienen sechs runde Backsteinlatrinen, die aber nicht mehr aus dem behandelten Zeitraum stammen. Die Latrinen, die noch in die Phase +4 fallen, waren eingegrabene Holzfässer, die unmittelbar benachbart zu zwei der Backsteinlatrinen waren. Wegen ihrer bescheidenen Ausmaße dürfte es sich bei den beiden um Provisorien handeln, größere Latrinen aus dieser Zeit konnten jedoch nicht erkannt werden und könnten wohl zum Teil an der Stelle der jüngeren Backsteinlatrinen gelegen haben.

Nach Ablauf der Phase +4 wurde die Grube mit dem eingebauten Bohlenweg zugeschüttet und Erdmaterial auf das gesamte Gelände planiert. Dies geschah zu einer Zeit, die schon außerhalb des hier vorgesehenen Rahmens liegt und deshalb nur kurz erwähnt wird. Sie bildete gleichsam den Deckel, unter dem die älteren Befunde konserviert wurden.

In die Verfüllung der Grube mit eingebautem Bohlenweg hineingetrieben beziehungsweise gegraben fanden sich insgesamt fünf relativ starke Pfosten und ein großes Pfostenloch³⁷². Zumindest ein Teil der Pfosten stand vermutlich in konstruktivem Zusammenhang zu einem Gebilde aus mindestens zwei Balken³⁷³, die im rechten Winkel zueinander lagen. Nach ihrer Lage fixierten wahrscheinlich drei der Pfosten einen der Balken. Darin könnte ein ebenerdiges Gebäude in Schwellbalkenkonstruktion gesehen werden. Dies ist ein Beispiel für die Bebauung im 15./ 16. Jahrhundert, die wahrscheinlich überwiegend aus Gebäuden bestand, bei denen die Konstrukteure auf eingegrabene Pfosten verzichteten.

³⁷⁰ Abgebildet ist diese in: S. Koch 2004, Abb. 4 (auf S. 20)

³⁷¹ Der Stamm 674 war wahrscheinlich im O durch die GR 653 oder die BG zur LA 680 und im W durch ein Punkt-FM abgeschnitten worden; die Leitung 732 war durch die GR 725 und eine neuzeitliche Störung unterbrochen worden.

³⁷² Da diese Hölzer mit einer Nutzung frühestens im 14. Jh. zusammenhängen dürften, wurden sie nicht in den Gesamtplan aufgenommen. Die originale Befund-Nr. lauten: 6015, 6016, 6026 und 6052, sowie 6011.

³⁷³ Die originale Befund-Nr. dafür lauten: 6018 und 6051. Da die UK von PL 844 und die OK von VH 860 allem Anschein nach nicht erfasst wurden, könnte es durchaus sein, dass PL 844 die Fortsetzung der Reihe bildete, die von den VH 860 und 861 markiert wurde.

2.7. Nördliche Siedlungsbefunde östlich der späteren Hainstraße (GA 9)

Grabung Hainstraße 10

2.7.1. Grabungsverhältnisse

Die Arbeiten auf dem Grundstück Hainstraße 10 wurden von Ende September bis Mitte November 1996 durchgeführt und werden in diesem Text Grabungsabschnitt 9 genannt. Der Abstand des Grabungsabschnitts 9 zu den südlich davon gelegenen Flächen des Abschnitts 8 ist zu groß, um die Planierschichten des einen Abschnitts mit einiger Sicherheit zu denen des anderen zuordnen zu können. Direkt über dem anstehenden Boden, der im oberen Bereich aus bläulichem Lehm stellenweise mit Sand und Kies vermischt bestand, und der wahrscheinlich frühen³⁷⁴ Grube 922, die keine charakteristische Ausgestaltung aufwies, lag die Lehmschicht 901. Von dieser Schicht 901 kann aufgrund der Funde vermutet werden, dass sie zu einer ähnlichen Zeit entstand wie die Schicht 801/ 802 im Abschnitt 8.

Betrachten wir aber zunächst die Schichtverhältnisse im fraglichen Abschnitt 9, welche sich in dem langen Pr. 91 an der Südkante des Schnittes am deutlichsten zeigen: An der unteren Grabungsgrenze eine Lehmschicht (901) mit einer Unterkante von 106,19 mNN und einer Oberkante von 106,63 mNN; trotz der tiefen Lage wirkte sie relativ heterogen mit Sandlinsen, Holz- und Holzkohlestückchen³⁷⁵.

Im Durchschnitt um 30 cm höher liegt die dunklere Lehmschicht 902³⁷⁶, in der Humusflecken, ein Band aus sandigem Lehm und Holzkohlestückchen eingelagert waren und die vermutlich zur Schicht 901 gehörte. Die Schicht 902 verlief an der Oberkante eben und schloss mit den Oberkanten der Befunde 909 und 939 auf ähnlicher Höhe ab.

Darauf folgte die Planierschicht 903, welche durch die Höhenparameter Unterkante 106,87 mNN und Oberkante 107,20 mNN einbeschrieben war. Sie setzte sich aus heterogenem Lehm zusammen, der von Humuseinschlüssen und einem sandigen Lehmband durchsetzt war. Sie ruhte über der Verfüllung der Grube 924 und bildete innerhalb der Dokumentation einen Befund, welcher durch eine Befundgrenze zweigeteilt ist. In dem oberen Bereich befand sich eine Portion an Keramikfunden mit einem Gewicht von 420 g³⁷⁷, bei dem die Warenart 6 (Taf. 67/4) sichtlich dominierte. Viele der Funde gehören der Warenart 5 (überwiegend der größeren Variante: Taf. 67/1,3): an, einige wenige allerdings der Warenart 7 (Taf. 67/2), so dass sie durchaus aus zwei zeitlich voneinander getrennten Schichten stammen können. Auffallend sind unter den Funden ein bearbeiteter Stein und Hüttenlehm mit einer glatt gestrichenen Seite.

Die lehmige Humusschicht 904 mit Holzstückchen lief von Westen her plan auf die Grube 926 zu und füllte deren Negativ auf³⁷⁸. Ebenso wie bei der Grube konnte ihre Unterkante – obwohl fast bis auf die Höhe 106,05 mNN geschachtet wurde – nicht erreicht werden. Die Schicht könnte das weiterführende Band von Planierschicht 903 darstellen; wahrscheinlicher

³⁷⁴ Sie ist leider nicht näher zu datieren. Nach der Bef.-Beschreibung soll in ihr Keramik gelegen haben, es ist jedoch keine zuordenbar.

³⁷⁵ Die Zuordnung des Materials und der Grenze zum Bef. stellt sich als unsicher dar, da die Nummer nur in einer 1. Version des Pr. auftaucht und der Bef. in der Zeichnung durch eine Bef.-Grenze zweigeteilt erscheint.

³⁷⁶ Ein Befund, der in der Pr.-Zeichnung durch eine Linie zweigeteilt vorliegt; die PS 902 ist der untere Bereich; die Funde werden der oberen PS 903 zugerechnet.

³⁷⁷ Deren Zuordnung ist jedoch unsicher, sie könnten auch zu PS 902 gehört haben (siehe vorige Anm.)

³⁷⁸ Als eine etwas willkürliche Rekonstruktion wirkt vielleicht das Ziehen einer Bef.-Grenze zwischen den PS 904 und 908 (gestrichelt in Pr. 91 Ost). Der Verlauf der PS 906, welche die PS 904 und 908 trennt, legt es jedoch nahe, eine Trennungslinie nach Osten hin fortzusetzen – welche in der Originaldokumentation fehlt.

ist jedoch, dass eine Planierung über der Grube 926 (und der Fläche östlich von dieser) erst eine gewisse Zeit nach Aufbringen der Schicht 903 erfolgte. Die Keramikfunde der Schicht 904 gehören fast ausschließlich der Warenart 6 an, wenige Stücke der Art 7 jedoch lassen an eine Datierung in einen frühen Abschnitt der Phase +3 denken (Taf. 67/5).

Die Planierschicht 905 bestand aus lehmigem Humus und vielen Ästchen. Die Unterkante im planen Verlauf lag auf 107,09 mNN, sie sackte über der Grube 926 um 44 cm ab. Sie zog über der Schicht 903 entlang und war nach dem Verfüllen der Grube 926 aufgebracht worden. Die darin befindliche Keramik ist nur schwer einzuordnen: So weist beispielsweise die Scherbe auf der Taf. 67/7 Elemente der Warenarten 3, 5 und 6 auf sowie die Scherben auf Taf. 67/9,10 Merkmale der Warenarten 5 und 6. Keramik der Warenart 6 herrschte zwar vor, doch bilden Vertreter der Warenart 7 (Taf. 67/8,12) einen so deutlichen Anteil (30 %), dass eine Datierung ins 13. Jahrhundert zwingend erscheint.

Die mit einer Höhe von 3 cm bis 8 cm eher schwach ausgeprägte Planierschicht 907 mit einem fast waagrechten Verlauf – nur im Westen scheint sie über der Grube abgesackt zu sein – gehörte vermutlich als Laufhorizont zu einem Gebäude, dessen Reste wahrscheinlich in dem Pfostenloch 937 und dem Horizontalholz 942 zu finden sind. Zur Schicht 907 bildete vielleicht die Schicht 906 die Fortsetzung mit anderem Material (sie wäre dann über Grube 926 leicht abgesackt).

Die Schicht 908 aus sandigem, mit Holzkohlestückchen gesprenkeltem Lehm deckte die Gebäudereste ab. Sie reichte schon bis zu einer Höhe von 107,56 mNN und ist durch die in ihr gefundene Keramik der Warenarten 5 bis 8 als Schicht des ausgehenden 13. Jahrhunderts ausgewiesen (Beispiele auf der Tafel 42,14-16). Zur Schicht 908 könnte die Schicht 909 gehört haben, sie reichte jedoch deutlich tiefer als diese herab, was vielleicht aber nur dadurch bedingt sein könnte, dass sie über die Grube 924 hinweg und in diese hinein zog. Die Zusammensetzung der Stoffe, zu denen kiesiger Lehm, angeziegelte und verziegelte Lehmbröckchen, Hüttenlehmstücke und Holzkohlestippen gehörten, birgt Hinweise darauf, dass es sich hier um einen Abbruchhorizont eines ebenerdigen Gebäudes handelte.

2.7.2. Pfosten, eine breite Grube und eine längliche Lehmaufschüttung der Phase +2

Wegen den großen Ausmaßen der untersuchten Fläche bot sich an anderer Stelle Gelegenheit, die These zu überprüfen, dass auf den heutigen östlichen Grundstücken der Hainstraße ein mittelalterlicher Graben existiert hatte. Die Überlegung war folgende: Der Graben in Nord-Süd-Richtung (GR 650) müsste, wenn er eine einigermaßen geradlinige Gestalt hat, weiter nördlich innerhalb des Grabungsgeländes nochmals auftauchen³⁷⁹. Verlängert man die Kanten der Grube auf der Flächenzeichnung, so gelangt man in einen Bereich, der durch Grundstücksgrenzen bestimmt ist. Dieser Bereich war durch Baugruben für die Hausfundamente dermaßen gestört, dass weder eine Bestätigung noch eine Widerlegung der These mehr möglich waren.

Die gedachte (oder auf der Flächenzeichnung eingetragene) Verlängerung führt glücklicherweise über das Areal des Grabungsabschnitts 9 (Grundstück Hainstraße 10), so dass sich hier die Möglichkeit eröffnet, den Graben zu verfolgen. Tatsächlich zeigte sich in dem Bereich, auf den die rekonstruierte Verlängerung trifft, im Profil 91 eine Grube (GR 926), die – wenn berücksichtigt wird, dass das Profil leicht schräg auf sie trifft – eine ähnliche Breite aufwies wie die Gruben, die im vorigen Kapitel als Teile eines Grabens ausgewiesen wurden.

³⁷⁹ Auf dem Gelände der Hainstraße 12 wurde nach Mitteilung des Auswerters Ralf Kluttig-Altman (vgl. auch R. Kluttig-Altman 1999) im östl. Teil, in dem die Fortsetzung des Grabens hätte entlanglaufen müssen, nicht gegraben.

In den anstehenden Boden und diese Schicht wurde eine mächtige Grube, die als Teil eines Befestigungsgrabens interpretiert wird, eingetieft. Dieser ist nur weniger als einen Meter tief erfasst worden, da damals einlaufendes Wasser ein Tiefergehen verhinderte³⁸⁰. Während der westliche und östliche Bereich in Zeichnungen von tiefer liegenden Flächen dokumentiert ist, gilt dies nicht für den mittleren Bereich, in dem nach Pr. 91 die Grube oder vielmehr der Graben sich hätte zeigen müssen. Es liegt leider keine Aufsicht und keine Beschreibung der Grube vor, allerdings eine Zeichnung der westlich anschließenden Fläche (Fl. 9a), auf der (wie auch im Pr. 91) eine 3,5 m bis 4 m breite Aufschüttung (EB 915³⁸¹) aus umgelagertem Gewachsenem Boden – vom Material her gleich wie dieser, jedoch mit Einschlüssen durchsetzt – dokumentiert ist. Der Erdbefund 917 lag über dem so genannten Wallrest und könnte ein in den Graben abgerutschtes Stück des Walls gewesen sein.

Auf eine Befestigung der Wallaufschüttung könnten die Pfostenlöcher 935 und 936 hinweisen, die jeweils im Abstand von ca. 20 cm von der dokumentierten Wallkante entfernt lagen und vermutlich die Planierschicht 902 schnitten. Das ca. 20 cm breite und 34 cm lang erhaltene Vertikalholz 938 beziehungsweise das an dieser Stelle darunter angedeutete Pfostenloch unmittelbar westlich des Walles (siehe Pr. 91) könnte zu einer Wallbefestigung gehört haben. Deutliche Balkenreste von einem Wallrost oder von Wallankern³⁸² sind allerdings nicht beobachtet worden. An der Stelle des Holzes 938 änderte sich auffällig die Stratigrafie, denn die Schicht 902 setzte dort nicht nach Osten fort.

Diese noch einen halben Meter hoch erhaltene Aufschüttung lief parallel zum wahrscheinlichen Verlauf des angenommenen Grabens und könnte demnach – entsprechend dem Befund im Süden des Grabungsabschnitts 6 (Hainstraße 4) – als ein hinter dem Graben gelegener Wall interpretiert werden. Die älteste beobachtete Planierschicht (PS 901) endete vor dieser Aufschüttung und dürfte zur selben Zeit bestanden haben wie der Wall selbst³⁸³. Die Oberkante der Schicht 902 lag auf gleicher Höhe wie die des Wallrestes und könnte mit einer Einnebnung des Geländes zusammenhängen. Eine weitere Planierschicht (PS 903) zog schon über den größtenteils abgetragenen Wall hinweg. Die Funde aus der Schicht 903³⁸⁴, welche wahrscheinlich kurz nach Aufgabe des Walles aufgetragen wurde, weisen in das 12. Jahrhundert. Das Gelände östlich des Grabens ist hier auf einer größeren Fläche untersucht, so dass mit Sicherheit – nach Ausweis der Profile an der Südkante der Grabung (Pr. 91 u. a.) und der Flächenzeichnung – auszuschließen ist, dass ein zweiter Graben parallel zum vorgestellten existierte. Es dürfte sich also um einen einteiligen Graben gehandelt haben.

Es ist auffallend, dass auch hier – wie schon in Grabungsabschnitt 6 – das Gelände im Osten deutlich – ca. einen halben Meter – höher war als im Westen³⁸⁵. Bei einer Grube wäre ein solches Phänomen schwer zu erklären, nur eine durchgängige Befundstruktur kann das Areal dermaßen prägen. Das Geländeniveau westlich des Grabens scheint nach dessen Aufgabe tiefer gelegt worden zu sein und bald darauf wurde auf die Fläche eine Planierschicht aufgetragen. Ein ähnliches Phänomen, eine höhere Grabenkante auf der östlichen Außenseite der Befestigung zeigte sich auch bei dem von Herbert Küas dokumentierten Graben des Suburbiums³⁸⁶. Der Querschnitt des mutmaßlichen Grabens östlich der Hainstraße wirkt demnach

³⁸⁰ nach einer mündlichen Mitteilung des Ausgräbers Thomas Staudt

³⁸¹ Befund 916 liegt in dem mutmaßlichen Wallrest 915, dabei handelt es sich vermutlich eher um einen Einschluss als um eine Störung.

³⁸² Wie solche etwa, die H. Küas im Burgbereich auf dem Matthäikirchhof beobachten konnte (H. Küas 1976a, Abb. 43 auf S. 63).

³⁸³ Die PS 902 zog nur nach Fl. 9a bis an den Wall heran.

³⁸⁴ Sie dürften geeigneter sein als die Funde der eigentlichen Verfüllung PS 904, weil deren Abgrenzung zur jüngeren PS 908 nicht sicher ist (vgl. mit Pr. 91 und Katalog).

³⁸⁵ Pr. 91: OK im W 106,48 mNN, OK im O 106,94 mNN.

³⁸⁶ H. Küas 1976a, Abb. 175a; bei den Rekonstruktionszeichnungen (Abb. 177a-c) sieht das Bild etwas anders

wie ein kleineres Abbild des in der Großen Fleischergasse entdeckten Grabens.

Der Zeitpunkt, an dem die Befestigung angelegt wurde, ist nur vage einzugrenzen. Der Graben schneidet keine älteren Befunde und der Wall liegt direkt auf dem Gewachsenen Boden auf. Die älteren Befunde im Wallbereich im Südwesten bezeichnen den Zeitpunkt der Aufgabe.

Zur Datierung der Aufgabe des Grabens liegen Funde aus der Schicht 904 vor. Daneben stammen Funde aus der der lehmigen, mit vielen Ästchen durchsetzten Humusschicht 905, bei der es sich vermutlich schon um eine Aufplanierung nach Setzen der Grabenverfüllung handeln dürfte.

Der Graben dürfte nach den Keramikfunden somit kaum vor 1200, spätestens in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zugefüllt worden sein. Die Oberkante der unmittelbar über der Schicht 901 gelegenen Schicht 902 aus heterogenem Lehm reichte bis zur Oberkante des als Wallrest angesprochenen Befundes 915. Damit dürfte diese Planierung den Laufhorizont des Geländes nach Aufgabe von Graben und Wall darstellen.

Falls es sich bei den Befunden tatsächlich um Graben und Wall handelte, die dann wahrscheinlich mit den entsprechenden Befunden im Grabungsabschnitt 6 in Verbindung stehen, läge eine Chance vor, die Befunde beider Grabungsabschnitte einander zuzuordnen.

2.7.3. Schichten, Gruben und Hausbefunde der Phase +3 und Phase +4

Die lehmigen oder tonigen, mit Ziegelstückchen durchsetzten Planierschichten, die in den Profilen 92 und 93 auftauchen, gehören vermutlich bereits der Phase +4 an. So etwa die Planierschicht 912, die mit dem Anteil der Warenart 7 von 61 % (Taf. 67/18,19) schon deutlich der Phase +4 zuzuordnen ist oder die Schicht 914 mit einem Anteil von 82 % der Warenart 7 (Taf. 67/20) innerhalb des keramischen Fundguts³⁸⁷.

Das Pfostenloch des rechteckigen Pfostens 939 schnitt die Planierschicht 901, die Schicht 902 umfing das Holz (die Oberkante schloss mit der des Pfostens – wie schon erwähnt – ab), die Schicht 903 zog über ihn hinweg. Der Pfosten mit einer Länge von ca. 60 cm weist in der Profilzeichnung eine Breite von 7 cm im oberen Bereich und 16 cm im unteren auf. Ob dieses Phänomen mit einem Eingraben zu erklären ist oder nur durch eine unklare Freilegung, muss offen bleiben³⁸⁸. Das Holz steckte unmittelbar unter der Pfostengrube 937 im Boden. Ob es sich dabei um einen Zufall handelte, ist nicht mehr zu enträtseln. Dieser Pfosten kann erst nach der Umgestaltung des Geländes, das durch den Aufplanierung der Schicht 903 erfolgte, in den Boden gelangt sein. Möglicherweise stand er mit den im folgenden Absatz genannten Befund 924 in Beziehung.

Es befanden sich in diesem Schnitt mehrere Gruben mit annähernd senkrechten Wänden und einem scharfen Übergang zum ebenen Boden, die als Erdkeller interpretiert werden können: So etwa Befund 924, dessen senkrechte Ostwand ca. 1,1 m hoch erhalten war. Auf dem Boden lag eine dünne Schicht mit Pflanzenresten und Lehm, welche darauf hindeutet, dass die Grube längere Zeit offen gestanden hatte und immer wieder betreten wurde, so dass ein Laufhorizont entstand. In der Verfüllung steckten Hüttenlehmbröckchen mit Verziegelungsspuren

aus (siehe auch Kap. 4.2.1).

³⁸⁷ Nur die unmittelbar über dem GW liegende PS 910 (UK 106,88 mNN) aus lehmigem Ton kann leider nicht datiert werden.

³⁸⁸ In der Befundbeschreibung sind die Maße des VH nicht genannt (und auch sonst nicht die näheren Umstände).

sowie als datierende Funde Wandscherben der WA 6. Dazu passend stellt sich die stratigraphische Situation dar: Die Grube schnitt in die Schicht 902 und über sie hinweg zog die Schicht 903.

Die nach der Fl. 9b vermutlich annähernd rechteckige Grube 923 war noch 1 m tief erhalten und wies eine oben steile und unten schräge Nordwand auf³⁸⁹. Das Verhältnis zu Grube 924 ist unklar; sowohl ein früheres wie auch ein zeitgleiches Zuschütten der Grube 923 ist denkbar; das wie es scheint gemeinsame Erdmaterial legt letztere Möglichkeit nahe.

Die ca. 2,4 m tiefe Grube 925 war nach der Flächenzeichnung (Fl. 9b) vermutlich ziemlich rechteckig gebaut mit einer Breite von ca. 2 m; sie bestand nach dem Pr. 94 aus annähernd senkrechten Wänden, welche in einem fast rechten Winkel auf einen nahezu waagrechten Boden stießen. Die unterste Schicht (a) in der Grube war am Rand schwärzlich gefärbt, in der oberen Verfüllung (b) lagen Ziegelstippen.

Die Pfosten, die unter der Befundnummer 941 zusammengefasst sind und sich auf der Fl. 9a abzeichneten, bildeten eine Reihe, die annähernd parallel zur westlichen Grenze der Aufschüttung 915 verlief. Die Pfosten 945 lagen auf einer Linie, die im rechten Winkel zur Pfostenreihe 941 stand, womit beide Reihen möglicherweise zu einem leichten Pfostenbau gehörten. Die Aufschüttung 915 dürfte noch nicht von der Schicht 903 überdeckt worden sein, als die Pfosten in die Schicht 902 und die Verfüllung der Grube 924 hineingerammt wurden.

In der Südostecke des Geländes fanden sich Überreste der Grube 927, die nach zwei sie schneidenden Profilen (Pr. 92 und Pr. 93) als ca. 1,65 m tief in den Boden herabreichender Erdkeller angesprochen werden kann. Nach dem Pr. 92 wies sie eine senkrechte Ostwand mit einem scharfen Übergang zum ebenen Boden auf, der mit einer 2 cm - 4 cm starken Lehm-schicht (927a) bedeckt war³⁹⁰. Nach dem Pr. 93 war die Nordwand vermutlich ursprünglich senkrecht. Sie scheint erst nach dem Verfüllen der Grube 928 mit lehmigem Humus dem Erd-druck nachgegeben zu haben, so dass sie sich, wie im Profil zu sehen ist, nach innen neigte. In der Aufsicht zeigt sich keine deutlich rechteckige Form. Die Nordkante des Befundes bildete – soweit sie ungestört war – eine gerade Linie, die Westkante ist dagegen leicht gerundet³⁹¹. Die mit Ziegelstückchen durchsetzten³⁹² Schichten 911 und 912 füllten die Grube 927 an³⁹³, wobei letztere nach den Funden – wie bereits angesprochen – schon dem 14. Jahrhundert zuzurechnen ist. Die Verfüllung b scheint nach den Beschreibungen ähnlich beschaffen gewesen zu sein wie die Schicht 911. Beide dürften sich aber vermutlich von der Schicht 912 unterschieden haben.

Auf mehrere in der Aufsicht überwiegend unregelmäßige, im Profil schüsselförmige Gruben 928 bis 933 soll nicht näher eingegangen werden. Das sie ausfüllende Material war meist unspezifisch, das Negativ unscheinbar und der Grund für ihr Ausheben sowie die Bedeutung für eventuelle Nutzer nicht zu erkennen. Von der Verfüllung her hoben sich nur die Gruben 930 und 928 von den übrigen ab: Der lehmige Humus in Grube 930 war mit Fäkalienresten sowie mit unbearbeiteten und bearbeiteten Holzstückchen durchsetzt³⁹⁴ und die Grube 928 enthielt Holzstückchen sowie Lederreste.

In der Grube 931, welche in den Zeichnungen Fl. 9a und Pr. 95 zu sehen ist und bei der eine Unterkante von 106,30 mNN und eine Oberkante von 107,26 mNN gemessen wurde, lagen

³⁸⁹ Dieser Eindruck könnte allerdings auch nur deswegen entstanden sein, weil das Pr. schräg war. Eine zur Grube gehörige Befundnummer taucht noch in einem anderen Profil auf („Pr. 19“ in der Originalbenennung) – in dem der Schichtenverlauf allerdings unsinnig erscheint, weswegen auf eine Abb. hier verzichtet wurde.

³⁹⁰ Die Schicht 927a ist nur in Pr. 92 zu sehen und fehlt in Pr. 93.

³⁹¹ Die Südkante lag außerhalb der Grabungsgrenzen und die Ostkante wird durch eine Planierschicht überdeckt.

³⁹² So nach der Kolorierung der Zeichnung, in der knappen Beschreibung werden diese nicht genannt

³⁹³ Die Unterkante der GR 927 lag auf 105,26 mNN, die der PS 911 auf 105,64 mNN.

³⁹⁴ Auch in der GR 933 befanden sich im unteren Bereich Holzreste.

nur Funde der Warenart 7 und wenig neuzeitliche Keramik. Dabei könnten die Erdbefunde 920 und 921 ihre obere Verfüllung gebildet haben. Die Form ihres Negativs wurde nicht beschrieben: Nach der Profilzeichnung fiel ihre Südwand steil ab, mit einem deutlichen Umbruch zum nach Norden abfallenden Boden.

Die ebenfalls in Profil 95 sichtbare Grube 932 lag etwas höher und reichte von 106,62 mNN bis mindestens 107,40 mNN. Sie wies am Boden eine Ansammlung von Material aus lehmigem Ton auf, die darauf liegende Schicht hatte einen deutlichen Humusanteil und erschien gefleckt. Die uncharakteristischen Keramikfunde (Wand- und Bodenscherben) setzen sich aus den Warenarten 6 und 7 zusammen, mit einem leichten Übergewicht der Warenart 6 (57 %).

Von der ca. 40 cm höher als Grube 932 liegenden (das betrifft Unterkante wie Oberkante) Grube 933 wurde sie geschnitten. Bei letzterer konnte ein leichtes Übergewicht der Warenart 7 (60 %) gegenüber der Warenart 6 festgestellt werden³⁹⁵. Diese eben genannten Gruben 930, 931 und 932 stehen in einem engen, aber ungewissen Zusammenhang³⁹⁶.

Das Verhältnis der jüngeren Befunde 911-914 zueinander, die auf einem Niveau von 106,5 mNN bis 107,2 mNN lagen, ist unklar. Das Profil 93 weist an der fraglichen Stelle sich in fast rechtem Winkel kreuzende Linien auf, aus denen eine Abfolge der Befunde nicht zu entnehmen ist; und auch die Befundbeschreibungen schweigen über die stratigrafischen Umstände der Befunde. Es lässt sich vielleicht soviel dazu sagen, dass die Schicht 911 anscheinend mit der Grube 927 in Zusammenhang gestanden hat und möglicherweise die Schichten 912 und 914 Teilstücke einer Schicht gewesen sein könnten.

Zu einer jüngsten Phase gehören im Grabungsabschnitt 9 die Reste eines Gebäudes: zwei Balken und ein Pfostenloch, ein Schwellbalken (HH 949) mit rechteckigem Querschnitt in West-Ost-Richtung. Dazu ist auf einer höher gelegenen Flächenzeichnung³⁹⁷ ein im rechten Winkel zum Schwellbalken 949 stehender Schwellbalken zu sehen, welcher von Unterlegsteinen begleitet wird. Die Ecke wird durch das große Pfostenloch 937 markiert (siehe Pr. 91), in dessen unterem Bereich Feldsteine liegen, die zum Verkeilen des Pfostens gedient haben könnten. In Zusammenhang mit dem Gebäude stand wahrscheinlich ein Laufhorizont (PS 907) von wenigen cm Stärke³⁹⁸. Das Gebäude scheint auf ebener Erde errichtet worden und zumindest im dokumentierten Bereich nicht unterkellert gewesen zu sein.

Die Schicht 908 lag schon deckend über diesem ebenerdigen Gebäude (das mit Befundnummern 937 und 949 bezeichnet ist) und dürfte frühestens dem 14. Jahrhundert entstammen. Sie bildet damit den Abschluss der hier in den Profilen vorgestellten Stratigrafie.

Insgesamt scheinen die Befunde östlich der Grube 926 beziehungsweise des länglichen Erdbefundes deutlich jünger zu sein, als die westlich von ihr. Dies kann als Hinweis verstanden werden, dass der Bereich östlich der Grube erst später besiedelt wurde.

³⁹⁵ siehe dazu als typischen Vertreter: Taf. 67/41 (WA 7.6, Übergang zu WA 7.5)

³⁹⁶ Der runde Pfosten 940, der im Pr. 95 auffällt, war angespitzt und in einer Länge von mindestens 1,15 m in das mittelalterliche Befundensemble getrieben worden; dies geschah vermutlich frühestens im 16. Jh., wobei er mit den geschnittenen Bef. wahrscheinlich nicht in näherem Zusammenhang stand.

³⁹⁷ Diese ist in dieser Arbeit nicht abgebildet, da die Gebäudereste außerhalb des zeitlichen Rahmens liegen.

³⁹⁸ Die PS 906 bildete vielleicht die Fortsetzung der PS 907 (wäre dann über GR 926 leicht abgesackt), allerdings ist die eine in der Fl. gelblich, die andere grau koloriert.

3. Funde

3.1. Stand der regionalen Keramikforschung

3.1.1. Forschungsgeschichte der Leipziger Keramik

Die Beschäftigung mit mittelalterlicher Keramik aus dem Leipziger Stadtgebiet reicht rund hundert Jahre zurück. Es waren Max Näbe und Johannes Kretzschmar, die sich als erste mit ihr befassten³⁹⁹; Näbe hinterließ dabei dem Leipziger Stadtgeschichtlichen Museum eine größere Sammlung.

Es ist aber Liesedore Langhammers und Herbert Küas' Leistung, die Leipziger mittelalterliche Keramik umfassend analysiert zu haben, so dass sie für die Region als Orientierung dienen konnte⁴⁰⁰. Sie unterschieden fünf Siedlungshorizonte (A bis E)⁴⁰¹ aus der von ihnen angenommenen Zeit des 7. bis ins frühe 13. Jahrhundert. Die Datierung orientiert sich an dem angenommenen Baudatum der von Thietmar von Merseburg erwähnten deutschen Burg. Langhammer und Küas gliederten ihre Keramik in sechs Stufen und wählten zu deren Bezeichnung die Großbuchstaben A-F. Dabei bezeichnen A-E die früh- und hochmittelalterliche, F die daran anschließende jüngere Keramik. Die Buchstaben benannten zunächst Schichten. Nach stilistischen Unterschieden wurde dann innerhalb dieser Schichten die Keramik in Stufen differenziert: So wurde etwa innerhalb der Schicht A eine Keramikstufe A und eine Keramikstufe B gesondert beziehungsweise eine Stufe A/B.

Die Horizonte A und B sowie A/B datierte Küas in die Zeit vor 930 (Langhammer in die Zeit um 900). Die Horizonte B/C und C wurden mit den Geländeerhöhungen während des Burgenbaus im 10./ 11. Jahrhundert in Zusammenhang gebracht.

3.1.2. Die Keramikregion und ihre Forschungsgeschichte

Im Elbe-Saale-Gebiet ist die Keramikentwicklung des 9. bis 12. Jahrhunderts der so genannten mittel- und spätslawischen Keramik nur undeutlich nachzuvollziehen, da sie überwiegend auf kurzen Stratigrafien und kleineren Materialmengen beruht. Ausnahmen bilden die Fundplätze auf dem Leipziger Matthäikirchhof, auf der Wiprechtsburg in Groitzsch, auf dem Burgberg in Meißen sowie am Naumburger Dom. Das Standardwerk von Heinz-Joachim Vogt zur Wiprechtsburg in Groitzsch sowie die Übersichtswerke von Hansjürgen Brachmann bilden derzeit immer noch die Grundlagen für die Beurteilung der Keramik im Mulde-Elster-Gebiet⁴⁰². Deren Ergebnisse werden durch die von Liesedore Langhammer und Herbert Küas bearbeiteten Leipziger Befunde und die von Werner Coblenz und Arne Schmid-Hecklau analysierte Befunde aus Meißen flankiert⁴⁰³. Weitere untersuchte bedeutende Fundplätze liegen

³⁹⁹ J. Kretzschmar 1937/1938, J. Kretzschmar 1939, J. Kretzschmar 1940, J. Kretzschmar 1942; M. Näbe 1918, M. Näbe (o. J.)

⁴⁰⁰ L. Langhammer 1957; das ausführliche Werk blieb leider unpubliziert; Küas 1976a

⁴⁰¹ Die Bezeichnung der Fundkomplexe mit Großbuchstaben A-F in der Reihenfolge der erarbeiteten zeitlichen Gliederung der Keramik im Artikel G. Schmitt/ T. Westphalen 1994 steht in keiner Beziehung mit den ebenfalls mit den Großbuchstaben A-F benannten Keramikstufen von Langhammer und Küas.

⁴⁰² H.-J. Vogt 1987; H. Brachmann 1978; H. Brachmann 1994

⁴⁰³ L. Langhammer 1960; H. Küas 1976a; W. Coblenz 1970; A. Schmid-Hecklau 2004

bei Magdeborn, bei Cösitz, bei Kretzschau-Groitzschen, bei Rüssen und bei Rötha⁴⁰⁴. Eine Gliederung des Keramikmaterial aus dem thüringischen Raum bietet Wolfgang Timpel⁴⁰⁵, jene bildet für diesen Raum die gängige Handhabe.

Die Keramik aus dem Leipziger Umland und aus Halle wurden jüngst von Daniela Lange beziehungsweise Volker Hermann im Zuge von Dissertationen vorgestellt⁴⁰⁶, die Leipziger Keramik des Spätmittelalters und der Neuzeit aus Leipzig von Ralf Kluttig-Altman⁴⁰⁷. Die von ihm bearbeitete Keramik stammt teilweise aus denselben Ausgrabungen, ist aber zeitlich überwiegend jünger als die in dieser Arbeit behandelte Keramik.

Frühe slawische Siedlungsspuren und Funde des 7. und 8. Jahrhunderts, die durch die eiförmigen und unverzierten Gefäße des Prager Typs definiert werden, sind in den Landschaften an Weißer Elster, Pleiße, Parthe und Mulde nur ganz vereinzelt zu finden. Dessau-Mosigkau ist bekannt als Fundort von Keramik des Prager Typs. Aus den Schichten liegt dabei auch ein nicht unbeträchtlicher Anteil an verzierter Keramik vor, der von der Stratigrafie her nicht einfach als jünger betrachtet werden kann. Der Beginn der Siedlung Dessau-Mosigkau im 7./ 8. Jahrhundert ist von Bruno Krüger aufgrund von Dendrodaten erkannt worden⁴⁰⁸.

Brachmann zeigte die Entwicklung im nördlichen Verbreitungsgebiet des Prager Typs mit der Herausbildung der südlichen „grauen Ware“ oder „Leipziger Gruppe“ (und im nördlich angrenzenden Gebiet der „braunen Ware“ oder „Ützer Gruppe“) auf⁴⁰⁹. Die Leipziger Gruppe war im Mittelbe-Gebiet verbreitet und soll im Norden bis ungefähr zu den Flüssen Ziethe und Bode gereicht haben⁴¹⁰. Brachmann unterteilte die Gruppe in zeitlich aufeinander folgende Typen anhand der schon genannten Keramikkomplexe aus Rüssen und Rötha. Die älteste Keramik der Leipziger Gruppe ist demnach die „Rüssener Phase“, die zeitgleich mit dem „Prager Typ“ auftreten soll. Sie hebt sich vom Prager Typ durch das Nachdrehen der Gefäße ab und wird in die Zeit um 600 bis in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts datiert. Die weitere Gruppe wird von ihm als „Typ Rötha“ bezeichnet und durch überwiegend glatt abgestrichene und schwach profilierte Ränder von der vorigen Phase getrennt⁴¹¹. Für die Rüssener Gruppe bietet Brachmann als Zeitansatz die zweite Hälfte des 9. Jahrhunderts bis zum frühen 11. Jahrhundert an. Den Typ Rötha erkannte er als einen Typ, der vermittelnd zwischen der entwickelten Leipziger Gruppe und der spätslawischen Keramik steht.

Vogt übernahm weitgehend die Unterteilung von Brachmann, er gliederte allerdings die „Rüssener Gruppe“ in eine handgeformte und eine sauber nachgedrehte Keramik auf⁴¹². Den von Brachmann genannten „mittelslawischen“ Gruppen fügte er noch eine spätslawische hinzu, die „Groitzscher Gruppe“, welche Keramik der Bauperioden I und II der Wiprechtsburg in Groitzsch beschreibt. Die Zeitstellung der Groitzscher Gruppe steht jedoch mit der Stufe

⁴⁰⁴ H. W. Mechelk 1997, H. Brachmann 1969, J. Hoffmann 1941, H. W. Mechelk 1988a

⁴⁰⁵ W. Timpel 1995; dazu die ältere Arbeiten von H. Rempel (1959a u. 1959b)

⁴⁰⁶ V. Herrmann 2001, D. Lange 2001/ D. Lange 2003

⁴⁰⁷ R. Kluttig-Altman 2004

⁴⁰⁸ B. Krüger 1967

⁴⁰⁹ H. Brachmann 1978, S. 20

⁴¹⁰ zur Ausdehnung nach Westen: W. Timpel stellte die so genannte mittelslawische „graue Ware“ im östl. Teil des Arbeitsgebietes, im Ilm-Saale-Gebiet, westlich bis zur Gera und mittleren Unstrut, vor. Die Tonware „ist genetisch mit der slawischen Keramik im ostsaaalischen Verbreitungsgebiet und der nördlich im Elbe-Saale-Gebiet anschließenden, von H. Brachmann (1978) bearbeiteten Keramik verbunden und als ein Teil des materiellen Niederschlages der slawischen Besiedlung in diesem gesamten Raum zu werten. Die Keramik ist als „graue Ware“ Bestandteil der Leipziger Gruppe.“ (1995)

⁴¹¹ Der Rüssener und der Röthaer Typ sehen einander teilweise recht ähnlich, so dass auch vermutet werden könnte, dass wir es unter Umständen mit zeitgleicher Keramik zu tun haben, die in verschiedenen Regionen unterschiedlich gestaltet wurde.

⁴¹² H.-J. Vogt 1987, S. 164 f.

B/C vom Leipziger Matthäikirchhof in Verbindung. Die ältere Röthaer Gruppe⁴¹³ soll der Keramikstufe B vom Matthäikirchhof entsprechen. Es erweist sich jedoch als problematisch, die Röthaer Gruppe und die Groitzscher Gruppe voneinander abzugrenzen, geschweige denn innerhalb der Gruppen weiter zu differenzieren⁴¹⁴.

Die genannten Fundplätze haben zur Beurteilung der relativchronologischen Abfolge aussagekräftige Keramik geliefert. Es wurde jedoch in der Fachliteratur oft das Bedauern wiederholt – so zum Beispiel Werner Coblentz 1960⁴¹⁵ –, dass für das 8. und 9. Jahrhundert absolute chronologische Fixpunkte sowie schriftliche Quellen bis in den Anfang des 10. Jahrhunderts fast vollständig fehlen. An dieser Situation hat sich bislang kaum etwas geändert. Sie ist im heutigen östlichen Sachsen günstiger, da mit 929 für Meißen (im böhmisch beeinflussten Bereich) ein terminus post quem und dazu dendrodatierte Schichten vorliegen.

Ebenso können die früh- und hochmittelalterlichen Gräber kaum zuverlässige Datierungshinweise liefern, da es in den Brandgräbern an datierenden Beifunden mangelt und die Körpergräber kaum noch Keramikbeigaben enthalten⁴¹⁶. Schon Heinrich stellte die „große Armut an Gefäßen in den slawischen Gräbern des Landes östlich der Saale fest“⁴¹⁷. Und wenn Gefäße vorkommen, dann oft ohne weitere Beigaben oder Trachtbestandteile, nur vereinzelt mit unscharf datierbaren Funden wie Axtresten (Pegau, Crasdorf)⁴¹⁸.

Zusammenfassend muss festgestellt werden, dass die bisherigen Terminologien und Gruppierungen problematisch sind. Auch die Datierungsgrundlagen sind äußerst spärlich. Dennoch müssen sie einer Neubearbeitung zunächst als Grundlage dienen.

3.2. Methodisches Vorgehen zur Untersuchung der Gefäßkeramik

3.2.1. Bearbeitetes Material und Vorgehensweise

Das bearbeitete Material stammt aus Grabungen in der Hainstraße, der Großen Fleischergasse und der Humboldtstraße. Im Einzelnen sind es die Fundorte Barthels- und Webershof in der Hainstraße 1 und 3 (L-01), Hainstraße 5 und 7 (L-35), Hainstraße 4, 6, 8 und 10 (L-42, L-43/L-42II, L-44, L-46, L-48). Dazu kommen die Große Fleischergasse (L-10) und Humboldtstraße 9 und 11 (L-47)⁴¹⁹.

Die Funde vom Matthäikirchhof wurden ebenfalls in die Untersuchung mit einbezogen, das in den Fünfziger Jahren auf dem Matthäi Kirchhof (L-M) geborgen wurde und welches im Stadtgeschichtlichen Museum in Leipzig aufbewahrt werden. Einige Exemplare werden hier im Katalogteil vorgestellt⁴²⁰.

⁴¹³ Nicht zu verwechseln mit dem „Röthaer Typ“, den Brachmann vorstellt.

⁴¹⁴ Es kann vermutet werden, dass die „Groitzscher Gruppe“ Keramik bezeichnet, in der sich eine Beeinflussung durch westliche Töpfertraditionen niederschlägt.

⁴¹⁵ W. Coblentz 1960, S. 1

⁴¹⁶ L. Herklotz/ D. Stuchley 1987

⁴¹⁷ H. Rempel 1966, S. 68

⁴¹⁸ H. Rempel 1966, Taf. 85, D; Rempel nimmt aufgrund der Axtreste eine Datierung um 1000 an (S. 33), die Keramik dürfte aber schon deutlich dem 11. Jh. angehören.

⁴¹⁹ Im Text und im Katalog sind diese hier in den Klammern aufgeführten, vom Landesamt für Archäologie vergebenen Fundortbezeichnungen durch neue Bezeichnungen ersetzt (siehe Konkordanz und Kap. 2.1.).

⁴²⁰ Schon deshalb, weil der Tafelteil der Doktorarbeit von Langhammer nicht mehr öffentlich zugänglich ist.

Ziel der Arbeit ist es die Keramikentwicklung durch eine Sichtung des Leipziger Materials – in einer Zusammenschau der Neu- und Altfunde – herauszuarbeiten. Während die Unterschiede zwischen der üblicherweise so genannten mittel- und spätslawischen Keramik („Glimmerhaltige Keramik“ – siehe das folgende Kapitel⁴²¹) und der so genannten frühen deutschen Keramik ins Auge fallen, bereitet eine weitere Differenzierung innerhalb dieser Gruppen gewisse Schwierigkeiten; ebenso eine Beschreibung der Ablösung der so genannten slawischen durch die so genannte deutsche Keramik. Die gängige Einteilung in früh-, mittel- und spätslawisch spiegelt eher eine Entwicklung wider und steht nur für tendenzielle Unterschiede. Bei der Keramik, die gewöhnlich den Töpfern mit slawischem Ethnikum zugesprochen wird, kann seit der Jahrtausendwende sehr gut westlicher Einfluss abgelesen werden. Topfform und Randform ändern sich bei gleichzeitiger Beibehaltung von Material und Verzierungsart. Die Frage, ob im 12. Jahrhundert die nicht auf der schnellen Drehscheibe gefertigten Töpfe im Rahmen der hauswirtschaftlichen Produktion oder im spezialisierten Handwerk entstanden sind, wird immer wieder besprochen⁴²² kann aber kaum befriedigend geklärt werden.

Nach einer Durchsicht des Materials der Neugrabungen der Neunziger Jahre und der von Herbert Küas geborgenen Altfunde wurde eine Typologie mit einem durch die Neufunde erweiterten Horizont erstellt, die im Folgenden vorgestellt werden soll. Anschließend soll dies System mit dem Grundgerüst von Langhammer und Küas (siehe voriges Kapitel) verglichen werden, um eine Anknüpfung und auch – soweit dies möglich ist – Entsprechungen festzustellen. Da die von Langhammer und Küas entwickelten Keramikstufen und ihre Terminologie in der Region bereits eingeführt sind und weite Verbreitung in der Fachliteratur gefunden haben, soll, um das Fachpublikum nicht zu verwirren, eine Korrelation vorgestellt werden, die es ermöglicht, die neu vorgestellten Keramikgruppen in den Hauptzügen in der alten Klassifikation wieder zu finden.

Der Entschluss, das Grundgerüst von Langhammer und Küas wieder aufzugreifen, wurde nur zögernd gefasst, da das hierfür benutzte, vor allem nach formalen Kriterien geordnete System, sehr wohl in Frage gestellt werden kann. Zum einen wurde dabei die Beurteilung technischer Merkmale vernachlässigt und die eindeutige stratigrafische Zuordnung der Keramik ist aus der Dokumentation von Küas nicht immer nachvollziehbar. Doch der Nachteil, dass es sich um ein vor allem nach formalen Merkmalen geordnetes System handelt, ist zugleich auch ein Vorteil, da die formalen Eigenheiten charakteristischer sind als die Materialbeschaffenheit und leichter zur Datierung dienen können.

Die Grundlage für die Gliederung der Keramik können nur stratigrafisch gesicherte Horizonte oder Komplexe bilden, wie sie aus den zu bearbeitenden Dokumentationen vorliegen. Den Schichten mit mittel- und spätslawischen Funden folgen solche mit spätslawischer und frühdeutscher Ware sowie Mischwaren, über denen wiederum frühdeutsche Funde des 12. Jahrhunderts und Funde der folgenden zwei Jahrhunderte liegen. Damit ergibt sich eine Abfolge von Funden aus kurzen Zeitabschnitten, was die günstige Gelegenheit zur Schließung der bestehenden Forschungslücke bietet. Hier kann eine feingliedrige Keramikchronologie entwickelt werden, die für archäologische Arbeiten in der Region als Grundlage dienen kann. Die Keramikbearbeitung verfolgt das Ziel, die Fundstücke in Warengruppen zu gliedern und durch das Hinzuziehen von Vergleichsfunden der weiteren Umgebung eine regionale Keramikchronologie zu entwickeln.

⁴²¹ Aus der Keramik kann nicht automatisch eine ethnische Zuweisung erfolgen. Deshalb wird sie zuerst in unbefrachteten Begriffen vorgestellt, die sich aus ihrer technologischen Beschaffenheit herleiten lassen.

⁴²² J. M. Baart 1986, S. 379ff.

Die Basis dazu bildeten Fundstatistiken, bei denen – unter Einbeziehung der wenigen erhaltenen Gefäße – Randformengruppen herausgearbeitet und das Material nach seiner prozentualen Häufigkeit gegliedert wurden. Eine engere zeitliche Einordnung kann sich wie bisher bei allen slawischen Keramikkomplexen im Arbeitsgebiet mangels datierbarer Funde nur auf typologische Vergleiche stützen.

Randscherben und verzierte Wandscherben wurden auf ihre charakteristischen Merkmale hin durchgezählt und ausgewertet; unverzierte Wandscherben und Bodenscherben wurden nur dann in gleicher Weise untersucht, wenn innerhalb dieser das Verhältnis der Warenarten gegenüber dem der Rand- und verzierten Wandscherben stark abwich oder wenn sie zusätzliche Informationen bargen. Eine Rekonstruktion der Gefäßformen war wegen der Kleinteiligkeit der Scherben oft nicht möglich.

Die heutige gängige Methode erfordert eine Analyse und Aufgliederung des Materials in Gefäß-, Rand- und Verzierungstypen. Ebenso muss eine Einteilung der Keramik in Warengruppen nach technischen Merkmalen erfolgen. Wichtig für die Ansprache der Keramik ist die Verknüpfung der Gefäß-, mit der Randform und der Verzierungsart beim einzelnen Scherben. Daraus wird ersichtlich, ob die jeweilige Einteilung sinnvoll ist, da bei einer solchen Gegenüberstellung die jeweils weniger entwickelten und die höher entwickelten miteinander kombiniert sein sollten. In einer Synthese dieser Ergebnisse – der formalen und der technologischen Betrachtung – werden Keramikgruppen erstellt (siehe dazu Kapitel 3.5.).

3.2.2. Terminologie der Gefäßmerkmale

Die vorgestellte Keramik ist weitgehend Gebrauchsgeschirr, einfache Töpfe, die zum Bereiten von Speisen auf dem Herd platziert wurden, wobei die Töpfe vermutlich meist nicht direkt ins, sondern nur an das Feuer gestellt wurden.

Eine Betrachtung der Keramik sollte immer berücksichtigen, dass auch Geschirr aus anderen Materialien wie Holz, Glas und Metall in Gebrauch war, die jedoch im geborgenen Fundgut wenig oder gar nicht vorhanden sind. Keramik, deren Wert deutlich unter dem von Glas und Metall lag und die nicht eingeschmolzen (allenfalls zerstoßen) werden konnte, hat sich erhalten. Holzgefäße in Form von Daubenbechern oder gedrechselten Tellern und Schalen erhalten sich nur unter günstigen Bedingungen und wurden vermutlich teilweise auch verfeuert⁴²³.

Zur objektiven Beurteilung der Keramik bedarf es einer einheitlichen Terminologie⁴²⁴. Die auf Proportionsverhältnisse gestützten Definitionen der Gefäßtypen sowie die Charakterisierung einzelner Gefäßteile beziehen sich zum großen Teil auf eine im Leitfadens⁴²⁵ ausgearbeiteten Terminologie. Definitionen für Teller wurden direkt übernommen, für Topf und Schale wurden sie modifiziert. Ergänzend tritt die Definition eines fünften Gefäßtyps – Schüssel – hinzu. Unter einem Topf wird hier ein Gefäß, bei dem der größte Durchmesser größer als die halbe und kleiner als die doppelte Gefäßhöhe ist, verstanden. Der Mündungsdurchmesser soll bei Gefäßen ohne Schulter nicht die Gefäßhöhe überschreiten.

⁴²³ an anderen Ort zeigt sich, dass Holzgefäße einen wesentlichen Teil des Geschirrs darstellten (Beispiel in P. Schmidt-Thomé 1986).

⁴²⁴ Für das Land Sachsen sollte von mehreren Bearbeitern slawischer Keramik (u. a. Arne Schmidt-Hecklau und Daniela Lange) gemeinsam eine Rahmenterminologie erstellt werden, um die Grundlage zu einer einheitlichen Ansprache zu schaffen. Eine solche steht aber bislang noch aus.

⁴²⁵ I. Bauer u. a. 1993

Wolfgang Timpel betrachtet das Verhältnis des Mündungs- zum Bodendurchmesser beziehungsweise zur Höhe, außerdem zieht er die Höhe des größten Durchmessers am Gefäßkörper zur Untersuchung heran⁴²⁶.

Bei der Einteilung des Gefäßkörpers werden folgende Bezeichnungen verwendet: Der Gefäßkörper kann von oben nach unten in Mündung, in Hals, in Schulter, in Bauch und Boden unterteilt werden. Dabei ist die „Mündungskante“ der höchste Punkt des Gefäßkörpers, der „Mündungsrand“ der plastisch ausgearbeitete Teil der Mündung, der „Schulterwinkel“ bezeichnet den Umbruch zwischen Hals und Schulter und die „Bauchkante“ den Umbruch zwischen Schulter und Bauch. Der Boden kann mit konkaver, planer oder konvexer Außenseite vorliegen, wobei die „Bodenkante“ den weichen beziehungsweise kantigen Umbruch zwischen Bauch und Boden beschreibt.

Bei der Charakterisierung der Gefäßteile bildet der Gefäßkörper, das heißt der den Inhalt umschließende Gefäßteil, die Grundlage; stützende Gefäßteile, Handhaben, Gefäßteile zum Aufhängen und Gefäßausgüsse werden zusätzlich definiert. Unter den Veränderungen gegenüber der genannten Terminologie sind vor allem der neu eingeführte Begriff „Standing“ und die Änderung der Definition für „Bein“ zu nennen. Es werden hier aber prinzipiell nur die Begriffe der im Fundmaterial vorkommenden Elemente behandelt

3.2.3. Datierungsprobleme bei den Funden

Die Keramikentwicklung erschließt sich zwar aufgrund mehrerer wissenschaftlich fundierter Stratigrafien, eine abgesicherte absolute Datierung ist jedoch äußerst schwierig, da Metallfunde aus Depots oder Gräbern im Untersuchungsgebiet fast vollständig fehlen. Dazu kann aufgrund der schlechten Erhaltungsbedingungen, der hier meist auf Mineralböden errichteten Siedlungen, nicht auf Ergebnisse von dendrochronologischen Analysen zurückgegriffen werden.

Bis jetzt war man hinsichtlich einer Datierung mittelalterlicher Keramik aus der Leipziger Region, von einem Münzschatzgefäß und ungewissen Baudaten abgesehen, auf Vergleiche mit Gebieten angewiesen, in denen ein besserer Forschungsstand erreicht war. Auch beim vorliegenden Material bleibt das Problem, die Funde absolut zu datieren, bestehen, da keine verwertbare Dendroproben und Begleitfunde vorliegen. Thermolumineszenz-Analysen würden bei einer Fehlerabweichung von 8-10 % zu keinen genauen Ergebnissen führen.

Dieses Manko bei der Datierung der Befunde ist natürlich sehr ungünstig, da das wichtigste Datierungsmittel, die Keramik, in der fraglichen Zeit nur ungenau zu trennen ist. Bei allen methodischen Schwächen und Unsicherheiten bleibt die Wissenschaft auf die typologischen Merkmale und die Entwicklungsreihe des keramischen Materials angewiesen. Zu einem sicheren Ergebnis führt die Einbeziehung quantitativer Verfahren, welche bei der zeitlichen Gliederung der Keramik die Anteile der festgelegten Keramikgruppen im jeweiligen Befund heranziehen. Allerdings ist die Angabe einer Warenart in Prozent bezogen auf eine Gesamtmenge ziemlich unsicher⁴²⁷.

Es findet eine Abstufung bei der Gewichtung der Grabungen statt. Bei der Einordnung der Funde werden die sicher stratifizierte Funde in der Auswertung eingehender behandelt, sowie eine größere Anzahl an Beispielen auf den Tafeln vorgestellt. Wenn man eine Scherbe in der Hand hält, ist die Zuordnung keine große Frage, schwieriger ist es zu beschreiben, wie

⁴²⁶ W. Timpel 1995, S. 16

⁴²⁷ siehe dazu die jüngsten Betrachtungen von R. Kluttig-Altmann (2004, S. 24-26); dort werden verschiedene ältere Überlegungen diskutiert.

es zu der Zuordnung kam. Klar ist zu unterscheiden, ob der Zeitpunkt (besser wohl Zeitraum) der Herstellung oder der der Niederlegung (Einbringen in den Boden) gemeint ist. Meist ist von letzterer die Rede.

Außerdem erscheint es als sinnvoll, die Kombination verschiedener Eigenschaften an einem Gefäß näher zu betrachten. Dadurch lassen sich Veränderungen im Fundspektrum einzelner Fundplätze beschreiben, aber zu einer Datierung auf ein Jahrzehnt genau kann dies nicht dienen; und auch eine Übernahme für benachbarte Fundplätze ist heikel. Ohnehin wird in der Vergangenheit möglicherweise ein Nebeneinander verschiedener Formen bestanden haben, welche durch die archäologische Wissenschaft erst künstlich in zeitlich aufeinander abfolgende Merkmale unterschieden wurde.

Trotz dieser allgemein geltenden Einschränkungen soll hier der Versuch unternommen werden, die Verhältnisse zu klären und Zusammenhänge zu erfassen.

Es bleibt zu hoffen, dass bald mehr absolut datierte Fundplätze (wobei vor allem naturwissenschaftliche Ergebnisse das Korrektiv in der Datierung darstellen werden) sowie zuverlässige, mehrere Schichten umfassende Stratigrafien vorliegen, so dass die bislang vage Gruppeneinteilungen auf eine sichere Grundlage gestellt werden können. Solange diese Fixierung nicht gegeben ist, scheint es methodisch sinnvoll, die Keramik nicht zu sehr in die vorliegenden Systematiken zu zwingen, sondern eine für den jeweiligen Fundplatz maßgeschneiderte Gruppierung vorzulegen. Dies ist auch in der vorliegenden Arbeit erfolgt, wobei natürlich auf eine vergleichende Zusammenstellung der verschiedenen Systematiken am Schluss der Arbeit nicht verzichtet werden kann.

3.3. Gliederung der Keramik nach technologischen Gesichtspunkten

3.3.1. Definition der Kriterien zur Einteilung in Gruppen

In der älteren Forschung wurden technologische Gesichtspunkte bei der Analysierung gegenüber formalen etwas vernachlässigt. So findet eine Unterteilung der üblicherweise dem slawischen Ethnikum zugeordneten „Grauen Ware“ (Brachmann) oder „Leipziger Gruppe“ (Vogt) vor allem aufgrund der unterschiedlichen Gefäß-, Rand- und Verzierungsformen statt. Sie soll in dieser Arbeit nicht als technologisch einheitliche Gruppe aufgefasst werden, sondern es sollen – soweit dies möglich ist – unterschiedliche Merkmale herausgearbeitet werden.

Im Folgenden wird die Leipziger Keramik des 9. bis 13. Jahrhunderts nach Herstellungsart, Ton- und Oberflächenbeschaffenheit gegliedert. Zur Unterscheidung der Keramik nach Warenarten wurden Merkmale gewählt, die ohne besonderen technischen Aufwand mit dem unbewaffneten Auge zu erkennen sind, um Vergleiche mit anderen Fundstücken problemlos zu gewährleisten. Auf Möglichkeiten, die naturwissenschaftliche Analysen der Keramikforschung eröffnen, wurde weitgehend verzichtet, außer, um spezielle Probleme zu erörtern, da es sich bei der frühen Keramik fast ausschließlich um lokale Erzeugnisse handeln dürfte.

Die Herstellungsverfahren können hauptsächlich in freien Aufbau und Drehen aus einem Tonklumpen heraus unterschieden werden, wobei diese Techniken jedoch auch oft in wech-

selnden Kombinationen bei demselben Gefäß Verwendung fanden. Dies bedingt das Erscheinungsbild der Gefäße wie die Wandungsstärke und die Gestaltung der Mündung. Schwierigkeiten bei einer Zuordnung bereitet der Umstand, dass der Randbereich oft sorgfältiger ausgeführt ist als der untere Gefäßbereich.

Die Brandhärte⁴²⁸ hilft nur bei der Charakterisierung der technologisch höher entwickelten „deutschen Keramik“, da diese – bedingt durch eine höhere Brenntemperatur – teilweise hart erscheint⁴²⁹. Die übrige hier vorgestellte Keramik ist durchgängig mäßig hart. Dabei ist die Oberfläche gut mit einem Messer, jedoch nicht mit dem Fingernagel ritzbar. Die Bruchbeschaffenheit ist ebenfalls nicht auffällig. Aus diesem Befund fällt allein die Warenart 4 heraus, für deren Vertreter ein Abplatzen der Oberfläche typisch ist.

Aufgrund der Oberflächenbeschaffenheit kann folgendermaßen eingeteilt werden: eine raue Oberfläche mit deutlich sichtbaren Magerungsanteilen, eine mit feinem Tonschlacker, der die Magerungsanteile ummantelt, überzogene Oberfläche (frühe Engobe), eine aufgrund der feineren Magerung glatte und schließlich eine mit einer Glasur versehene Oberfläche.

Eine Differenzierung der Magerungsanteile nach Art, Größe und Dichte der Magerungsanteile ist schwierig. Auffällig sind Stücke mit einem hohen Glimmeranteil und mit sehr grober Magerung, doch sind solche durch die ganze Breite hindurch vertreten. Warengruppen können aus diesen Auffälligkeiten nicht gebildet werden. Klar ist die Tendenz von gleichmäßig grober Magerung zu feiner Magerung mit wenigen sehr groben Magerungsanteilen⁴³⁰.

Die Bestimmung der Dichte der Magerungsanteile muss subjektiv ausfallen, kann aber zum Vergleich des bearbeiteten Materials untereinander dienen. Es wird in wenig dicht, mäßig dicht und dicht unterschieden.

Bei der Scherbenbeschaffenheit, wie sie im Bruch erscheint wird, zwischen einem „geklüfteten“ Bruch und einem „geschichteten“ unterschieden. Bei ersterem zeigen sich unter der Lupe Poren, die in Größe und Häufigkeit variabel sind. Ein „schichtiger“ Bruch ist blätterteigartig aus dünnen, zur Wandung parallelen Schichten, an der Randverdickung ist die Schichtung meist spiralartig gedreht. Die wenigen kleinsten Hohlräume zwischen den Schichtflächen sind in der Regel deutlich länglicher aber weniger zahlreich als beim geklüfteten Bruch. Einige Scherben wirken stark blättrig, wobei die zahlreichen Hohlräume zwischen den Schichtflächen deutlich sichtbar sind; typisch ist dieses Phänomen für so genannte überbrannte Ware (siehe Warenart 7.5). Insgesamt ist diese blättrige oder schichtige Struktur wahrscheinlich bei der Tonaufarbeitung entstanden und lässt an ein nachlässigeres Durchkneten des Tons denken.

Einige der Scherben wirken dicht und weisen keine makroskopischen Hohlräume auf. Es sollte untersucht werden, ob größere Hohlräume in dem Scherben sind, welche etwa auf organische Magerungsanteile oder ungenügendes Kneten des Tons hinweisen. Dies soll durch das Wasseraufnahmevermögen ermittelt werden, der Differenz zwischen dem Nass- und dem Trockengewicht (in Prozenten auf Trockengewicht bezogen)⁴³¹.

Anhand eines kleinen Versuchs wurde ein solcher Vergleich durchgeführt. Es wurden sechs

⁴²⁸ Entsprechend des Vorschlags des Leitfadens bezeichnen im folgenden Text „hart“ mit Stahl ritzbar und „sehr hart“ kaum mit Stahl ritzbar (I. Bauer u. a. 1993); klingend hart: nicht mit Stahl ritzbar; zur Problematik der Beurteilung der Scherbenhärte siehe I. Bauer u. a. 1993, S. 101-103.

⁴²⁹ Die von T. Westphalen als „weiche Grauware“ angesprochene Keramik (T. Westphalen 1995, 174f) liegt nur aus einem Bef. vor; ihre Festigkeit könnte durch die Bodenlagerung beeinträchtigt worden sein.

⁴³⁰ Entsprechend eines Vorschlags im Leitfaden (I. Bauer u. a. 1993) wird im folgenden Text eine Korngröße bis 0,2 mm als fein, von 0,2 mm bis 0,63 mm als mittelgroß, von 0,63 mm bis 2 mm als grob und über 2 mm als sehr grob bezeichnet.

⁴³¹ das verwendete Gerät: Kern KB 5000-1 (d 0,1 g);
vgl. zum Verfahren: H. Michel/ G. Schering 1953, S. 155-156

Proben (aus dem GA 2) mit einer Präzisionswaage, die zuverlässig auf ein Hundertstel Gramm genau misst, sowohl in trockenem wie in nassem Zustand gewogen. Zunächst wurden zwei ähnlich große Scherben der Warenarten 2.3 und 6.4 20 Minuten lang in Wasser eingelegt⁴³², sodann vier Scherben der Warenarten 2, 5, 6 beziehungsweise 7 jeweils zehn Minuten lang:

Scherben Tafel, (Inv.-Nr.)	WA	Gewicht trocken	Gewicht nass	Gewichts- Zunahme
Taf. 59/1, (L-01/134)	2.3	117,49 g	126,50 g (nach 20 min.)	um 7,7 %
Taf. 51/5, (L-01/114)	6.4	148,93 g	163,26 g (nach 20 min.)	um 9,6 %
Taf. 61/16, (L-01/364)	2.3	128,09 g	131,14 g (nach 10 min.)	um 2,4 %
Taf. , (L-01/189)	3.3/ 5	59,65 g	61,18 g (nach 10 min.)	um 2,5 %
Taf. 56/5, (L-01/72)	6.4	85,75 g	87,44 g (nach 10 min.)	um 1,9 %
keine Abb., (L-01/265)	7	44,09 g	45,32 g (nach 10 min.)	um 2,7 %

Die Ergebnisse vermögen trotz der kleinen Versuchsreihe einigermaßen deutlich zu zeigen, dass keine signifikanten Unterschiede zwischen den einzelnen Warenarten in ihrer Wasseraufnahmefähigkeit und damit ihrer Porosität zu bestehen zu scheinen; ja, es sieht sogar so aus, dass die jüngeren Warenarten – die gewöhnlich als dichter gelten – eher eine größere Menge Wasser aufnehmen können.

Die Warenart bildet die Grundeinheit des Systems, die Exemplare einer Art unterscheiden sich durch wichtige Eigenschaften von denen einer anderen und können die meisten technologischen Merkmale auf sich vereinigen. Als oberste Gruppe der keramischen Systematik⁴³³ steht die Warengattung, die sich aus Warenarten zusammensetzt, welche sich in ihren technologischen Eigenschaften sehr nahe stehen. Für die Beschreibung der hier verwendeten zwei Warengattungen wird der Anteil an Glimmer in der Magerung verwendet, ungeachtet dessen, dass der Glimmeranteil – zumindest aus heutiger Sicht – kein wichtiges Herstellungsmerkmal darstellt. Er besitzt jedoch eine zuverlässige Indikatorqualität und verweist prägnant auf Warengattungen, deren wichtige Unterscheidungsmerkmale durch andere Charakteristika nicht kurz zusammenzufassen sind. Deutlich ist auch hier wieder die Ablösung von glimmerhaltigen Warenarten von solchen ohne Glimmeranteile zu beobachten⁴³⁴. Für die ältere Warengattung, welche in der gängigen Ansprache mit einem slawischen Ethnikum in Beziehung gesetzt wird, ist eine Magerung mit Glimmer charakteristisch. Auf die problematische ethnische Zuweisung zu „slawisch“ und „deutsch“ soll aber zunächst verzichtet werden. Zur Abgrenzung der Warenarten untereinander wurden innerhalb der beiden Warengattungen jeweils verschiedenartige Kriterien als wichtig erkannt

⁴³² Fotos von den beiden Scherben erscheinen auf der Foto-Taf. 69 (9 und 10).

⁴³³ Bei der Untergliederung der Keramik werden Begriffe aus der Systematik der Biologie verwendet (Gattung – Art – Unterart); die Bezeichnung „Gruppe“ soll daneben als neutraler Begriff verstanden werden.

⁴³⁴ Es böte sich auch die Unterscheidung in dick- und dünnwandige Keramik an – dabei würde jedoch die WA 4 nicht richtig erfasst.

Eine Warenart wiederum setzt sich aus Unterarten als unterste Gruppen zusammen, welche die Oberflächenbeschaffenheit und die Farbe sowie – je nach Warengattung – noch andere Unterschiede bezeichnen. Die Unterschiede der Scherbenfarbe innerhalb einer Unterart werden als untergeordnetes Charakteristikum betrachtet, das nur als Anmerkung im Katalog aufgenommen worden ist. Die Zugehörigkeit zu einer Warengruppe wird durch zwei Zahlen bezeichnet, wobei die erste Zahl die Warenart markiert und die zweite die Unterart.

Entscheidend für die Zuordnung zu einer Warenart sind innerhalb der ersten Gattung (Warenart 1 bis 4) das Herstellungsverfahren und die Brennatmosfera, für die Zuordnung zu Unterarten sind die Magerung und die Oberflächenbeschaffenheit maßgeblich. Auf eine weitere Untergliederung nach der Scherbenfarbe innerhalb einer Unterart der Warenarten 1 bis 4 und damit der Brennatmosfera beziehungsweise dem verwendeten Ton wird verzichtet. Es wird lediglich im Fundkatalog die Farbe des Scherbens genannt.

Bei der zweiten Gattung (Warenart 6 bis 7) werden für die Zuweisung zu einer Warenart das Herstellungsverfahren und die Magerung, für die zu einer Unterart Brandhärte, Farbe, Oberflächenbeschaffenheit und die Bruchbeschaffenheit herangezogen.

Die Frage nach der Farbe des Scherbens und damit nach der Brennatmosfera sollte vorsichtig behandelt werden; sie bildet einen weiteren Ansatzpunkt zur Untergliederung der Keramik. Die meisten Stücke haben einen wechselnd hell- und dunkelgrauen Scherben. Dies stellt ein Gesichtspunkt dar, der bei der Glimmerhaltigen Keramik nicht zu sehr zu Rate gezogen werden sollte, da häufig auf größeren Scherben recht unterschiedliche Farben festgestellt werden können. Während des Brennvorgangs scheint es zu einem Wechsel der Brennatmosfera gekommen zu sein. Die verschiedenen Farben weisen auf eine noch ungenügend gesteuerte Brandführung hin, die sich meist im Mischbrandbereich bewegt. Zusätzlich dürften Gebrauch, sekundärer Brand und Lagerung im Boden auf die Scherbenfarbe eingewirkt haben. So wechselt bei einigen aneinander passenden Scherben mit altem Bruch entlang der Bruchkante deutlich die Farbe⁴³⁵. Beim älteren Material unterscheidet sich fast durchgängig die Farbe auf der Innenseite von der auf der Außenseite sowie von der im Inneren, wie er im Bruch zu sehen ist, zusätzlich weist oft die Randpartie eine andere etwas andere Farbe auf. Häufig befinden sich – vor allem auf der Gefäßaußenseite – oxidierend gebrannte Zonen auf einem ansonsten reduzierend gebrannten Gefäß.

Im Gegensatz zur Glimmerhaltigen Keramik ist die ohne Glimmer gemagerte Keramik einheitlich gebrannt.

3.3.2. Uneinheitlich gebrannte, mit Glimmer gemagerte Keramik (WA 1 - WA 4)

Die mit Glimmer gemagerte Keramik weist zusätzlich durch die anderen, quarzhaltigen Magerungsanteile eine grobe Magerung auf. Die Brandfarben reichen von weißlichgrau bis blaugrau, seltener hellbraun und grauschwarz. Meist bestehen partielle Farbunterschiede auf einem Gefäß. Bei den Scherben der Warenart 4 ist regelmäßig auf der Innenseite eine andere Farbe vorhanden. Die Gefäße sind hart gebrannt. Im Bruch ist bei den meisten Scherben eine Schichtung erkennbar, die weißgrau, aschgrau und schwarzgrau gebändert ist. Als typische Tonbeimengung tritt Glimmer auf.

⁴³⁵ Beispiel eines dünnwandigen Schälchens aus GA 4: Taf. 64/5, (Inv.-Nr. L-35/ 30 u. L-35/189)

Für das gesamte Spektrum der Keramik mit Glimmermagerung ist es typisch, dass – im Bruch erkennbar - der innere Bereich der Scherbe ein mittleres Grau aufweist, während die äußeren Schichten unterschiedliche Farben von hellem Grau und dunklem Grau sowie Ocker und rötlich bräunliche Farbtöne zeigen.

Dass die Keramik dieser Warengattung überwiegend in häuslicher Arbeit angefertigt wurde, wie oft vermutet wird, ist durchaus möglich und scheint für die Warenarten 1 und 2 zuzutreffen. In Hinblick auf die solide Brenntechnik sollte aber für die Warenarten 3 und 4 die Möglichkeit einer Produktion durch spezialisierte Handwerker nicht außer Acht gelassen werden.

Ungleichmäßig dickwandige, auf einer langsamen Scheibe nachgearbeitete Keramik (WA 1)

Bei der frühesten mittelalterlichen Keramik aus dem Leipziger Stadtgebiet – der Warenart 1 – finden sich Gefäße, die frei in Wülsttechnik aufgebaut wurden, wobei die Tonwülste anschließend verstrichen wurden, während das Gefäß auf einer drehbaren Unterlage stand⁴³⁶. Dies belegen die auf der Wandung durchgängig – falls sie nicht nochmals überarbeitet wurde – sichtbaren Drehriefen. Die bei dieser Technik nicht zu vermeidenden Unebenheiten wurden beim Nachdrehen auf der langsam rotierenden Scheibe nur teilweise geglättet. Der Rand- und Schulterbereich erfuhr regelmäßig eine sorgfältige Glättung, um eine Fläche für Verzierungen zu schaffen. Die Böden der Gefäße wurden zuvor in der Handfläche aus einem Stück geformt und weisen auf der Gefäßinnenseite häufig Druckspuren von Fingern auf. An die geglättete Schulter mit meist einer Wellenverzierung schließt sich bei den meisten Stücken dieser Art ein gerautes Unterteil an.

Die Warenart 1 ist eine grundsätzlich bei niedriger Temperatur gebrannte Keramik mit porösem Scherben, meist graubraunen Nuancen, nur ein geringer Anteil der Scherben ist rötlich. Nach ihrer Oberflächenbeschaffenheit sind sie mittelgrob bis grob gemagert

Im Gegensatz zu den anderen Warenarten treten bei ihnen erhebliche Unebenheiten in der Wandung auf gleicher Gefäßhöhe auf und die Mündung ist meist leicht gewellt. Dies lässt auf eine niedrige Drehgeschwindigkeit der Töpferscheibe schließen⁴³⁷. Wenn Drehspuren beobachtet werden konnten, waren sie nicht parallel, unterbrochen und ungleichmäßig. Deutlich ausgeprägt sind in dieser Gruppe auch unterschiedliche Wandungsstärken eines Gefäßes im oberen Drittel und im unteren Gefäßbereich – worauf in der Beschreibung der Gefäßtypen (Kap. 3.4.) noch eingegangen wird. Dabei bewegen sich die Wandungsdicken in einem Bereich zwischen 3 mm und 13 mm.

Diese Herstellungstechnik führte zu kantigen Rändern (Randform R 2). Nur vereinzelt kommen runde einfache Ränder (R 1) vor, bei denen der Übergang zu den kantigen fließend ist.

Eine Sonderstellung in der Ausgestaltung bilden die Teller, welche nicht rund geformt waren, sondern unregelmäßig oval. Ihre einfachen Ränder waren nur grob geformt, bei einem wurde am Rand sogar auf ein Nachdrehen ganz verzichtet. Obwohl die Ränder oft nicht sorgfältig nachgeformt wurden, kann man auch die Teller zu dieser Warenart 1 rechnen, denn ihre Böden sind durchweg bis zum Rand hin nachgedreht worden, wobei allerdings ihre Dicken ungleichmäßig geblieben sind und sie Fingermulden aufweisen. Das etwas nachlässigere Verfahren dürfte mit der anderen Gefäßform zusammenhängen und nicht auf eine grundsätz-

⁴³⁶ In Wülsttechnik aufgebaute Keramik, die nicht nachgedreht wurde, fehlt im Leipziger Material; sie ist etwa aus dem Stadtgebiet von Halle bekannt ist (V. Herrmann 2001, S. 75f.).

⁴³⁷ Schlüsse auf die Drehgeschwindigkeit zog bereits H. Küas (1976a, S. 271), wobei sein Erfassen der exakten Geschwindigkeit und seine daraus folgende feingliedrige Einteilung in mehrere Stufen ein optimistisches Verfahren darstellt.

lich andere Herstellungsweise.

Gleichmäßig dickwandige, auf einer mäßig schnellen Scheibe nachgearbeitete Keramik (WA 2)

Im Bereich der Gefäßmündung und auf der Außenseite bis zum Bauchansatz wurden die Töpfe nachgedreht, um einen geraden Rand zu erhalten und eine ebene Fläche für Verzierungen zu schaffen – wie bei allen Warenarten dieser ersten Warengattung. Unterhalb der verzierten Schulter und des verzierten Bauchansatzes strich der Töpfer die Oberfläche mit einem Messer oder einem ähnlich beschaffenen Werkzeug senkrecht zu den Wülsten ab, vermutlich um eine geglättete Wandung zu erzielen. Dabei sind Steinchen aus ihrer Tonummantelung gerissen wurden, wodurch die typischen in vertikaler Richtung ausgerichteten länglichen Löcher entstanden. Manchmal unterlief dem Töpfer anscheinend das Missgeschick, dass er mit dem Messer zu hoch ansetzte und den unteren Teil der Verzierung sowie die nachgedrehte obere Zone beschädigte.

Einige Scherben stechen durch ihre helle Farbe aus der Masse der dickwandigen, nachgedrehten Keramik der Warenart 2 heraus. Es sind Scherben von hellgrauer bis ockerfarbener Farbe zum Teil mit dunkleren Flecken, die im Bruch ein mittleres Grau aufweisen. Nach der Scherbenfarbe scheinen sie schon mit den technologisch fortgeschrittenen Stücken der Warenart 4 verwandt zu sein, ihre formale Erscheinung leitet schon zu der Warenart 3 über. Ihre sonstige Beschaffenheit aber, insbesondere die Wandungsdicke, weist sie noch der Warenart 2 zu.

Im oberen Bereich nachgedrehte Keramik mit mittlerer Wandungsstärke (WA 3)

Auch diese Warenart wurde ebenfalls frei von Hand aufgebaut, anschließend wurde bei dieser – im Gegensatz zu den Warenarten 1 und 2 – der gesamte Gefäßkörper auf der Drehscheibe nachgearbeitet.

Diese Warenart erfuhr das Härten des Tons ebenfalls bei wechselnder Brennatmosfera, aber das Verfahren dürfte wegen der gleichmäßigeren Farbgebung ziemlich kontrolliert abgelaufen sein. Es fehlen weitgehend rötliche Töne, die Brennatmosfera ist jedoch nicht deutlich reduzierend oder oxidierend und die Farben changieren von meist zwischen hellgrau und ocker.

Es fällt die durchweg dünnere (mittlere) Wandungsstärke gegenüber der Warenarten 1 und 2 auf. Da die Ränder immer sauber abgedreht wurden, ist diese Warenart ausschließlich mit deutlich profilierten Randformen verbunden. Es tritt bei diesen ein breites Spektrum an Verzierungsarten auf, wobei auffallend häufig Einstich-Verzierungen vorkommen. Auch die Verzierungsformen sind meist charakteristisch und bestehen häufig aus mit Wellenbändern kombinierten Einstich-Verzierungen (Taf. 56/26), manchmal auch aus Horizontalbändern (Taf. 45/15). Insgesamt weisen sie ähnliche oder gleiche Verzierungen wie die Warenart 2 auf, weichen aber deutlich von den Verzierungsformen der Warenarten 1 und 4 ab.

Die Warenart 3 tauchte auf den Grabungen im Barthels Hof und in der Großen Fleischergasse auf. Dornränder (R 6) – allerdings in einer schwachen Ausprägung – weisen auf die späte Zeitstellung dieser Warenart hin.

Diese Warenart konnte im Grabungsabschnitt 4 gehäuft beobachtet werden. Der zeitliche Schwerpunkt dieser Warenart dürfte zwischen der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts und einem nicht näher einzugrenzenden Auslaufen im 12. Jahrhundert liegen. Sie scheint demnach zu einem ähnlichen Keramikhorizont zu gehören wie die Warenart 5, von der sie sich nach der

Materialbeschaffenheit auch nicht allzu sehr unterscheidet – wohl aber nach den formalen Erscheinungsmerkmalen.

Nachgedrehte Keramik mit mittlerer Wandungsstärke und glatter Oberfläche (WA 4)

Aus der Masse der Keramik der Gattung der Glimmerhaltigen Ware kristallisiert sich wegen einer im gesamten Gefäßkörper mittleren Wandungsstärke, einer sorgfältige Oberflächenbearbeitung sowie einer anscheinend bewusst gesteuerten Brenn Atmosphäre eine eigene Warenart 4 heraus. Der überwiegend oxidierende Brand rief meist eine ockerfarbene Scherbenfarbe hervor – allerdings weisen alle Bruchstücke auch blaugraue Flecken auf.

Die Fragmente dieser Warengruppe liegen ausschließlich kleinteilig zerscherbt vor, weshalb auch nicht beurteilt werden kann, von welchen Gefäßformen sie stammen – ob von einem Topf oder einer Schüssel. Auffällig sind der schräge Bruch – die Bruchkanten sind nicht wie sonst gerundet oder schwach kantig – und das häufig zu beobachtende Abplatzen der Oberfläche. Bei den wenigen größeren Stücken handelt es sich meist um Randpartien, die anscheinend durch eine Überformung stabilisiert wurden. Küas nahm von dieser Warengruppe vermutlich aufgrund der unscheinbaren, kleinteiligen Scherben weder Abbildungen in seinen Tafelteil auf, noch beschrieb er sie.

Die typische Randform bilden gerade abgeschnittene Ränder, die zuweilen leicht auszipfeln oder leicht oben gekehrt sind. Die überwiegend vorkommende Verzierungsart ist das Wellenband (ca. 85 %); Daneben stehen als zweite Verzierung kurze Kammstriche.

Diese Keramik ist fast ausschließlich bei den Ausgrabungen in der Humboldtstraße und auf dem Matthäikirchhof gefunden worden. Durch die Vergesellschaftung mit der Warenart 1 und durch die frühen Randformen (R 2) ist diese Keramik zeitlich an den Beginn der Besiedlung zu setzen. Sie hebt sich durch ihr akkurates Äußeres aus der Masse der Keramik hervor und könnte mit dem höheren Qualitätsanspruch bestimmter Bevölkerungsteile zusammenhängen, die vielleicht Interesse nach einem repräsentativem besaß. Da sie wegen ihrer frühen Zeitstellung nicht zu einer städtischen Siedlung und damit wohlhabendem Bürgertum gehören kann, scheint es berechtigt, darüber nachzudenken, ob ihr Vorhandensein nicht auf eine Adelschicht zurückzuführen ist. Für diese Warenart sollte – wegen ihrem ungewöhnlichen technologischen Herstellungsverfahren – erwogen werden, dass die Gefäße aus größerer Entfernung importiert wurde. Ihre vermutlich kurze Laufzeit im 10. Jahrhundert könnte mit einer größeren Instabilität zusammenhängen, die sie für den Gebrauch – insbesondere für den Gebrauch als Kochgeschirr – als weniger geeignet erscheinen lässt als die anderen Warenarten.

Unterarten der Warenarten 1 bis 4

Die Unterarten sollen für alle der soeben vorgestellten Warenarten gelten, damit unterschiedliche Bedeutung und Anteil bei den jeweiligen Warenarten miteinander verglichen werden können.

Die Unterart 1 (-.1) wird durch das Vorkommen von scharfkantigen Magerungsanteilen geprägt. Volker Herrmann weist auf einen Zusammenhang von scharfkantigen Magerungsanteilen und dem dadurch möglichen nur langsamen Drehen hin⁴³⁸. Wenn dieses Postulat auch nicht durchgängig für das Leipziger Material bestätigt werden kann, so zeigt sich doch eine deutliche Tendenz, dass die Unterart 1 innerhalb der Warenart 1 durch einen hohen Anteil und

⁴³⁸ So die Vermutung von V. Herrmann bezüglich der Keramik aus Halle, mündliche Mitteilung

bei der Warenart 2 nur durch einen geringen Anteil vertreten ist.

Die Unterart 2 (-.2) unterscheidet sich von den anderen Unterarten durch auffällige, teilweise sehr grobe Magerungsanteile von Porphy. Ihre Oberfläche ist meist deutlich sichtbar mit einem feinen Tonschlicker bestrichen worden, der an der Stelle der Einschlüsse Risse zeigt.

Bei der stark vertretenen Unterart 3 (-.3) fehlen sowohl scharfkantige Magerungsanteile wie auch Magerungsanteile von Porphy; hier herrschen abgerundete Magerungsanteile aus Quarz vor.

Charakteristikum für eine Unterart 4 (-.4) ist ein innen an der Gefäßoberfläche aufgetragener weißgrauer feiner, geschlämmter Ton (Innenengobierung). Bei der Klärung der Frage, ob der feine Schlicker von anderem Ton als der übrige Scherben her stammt, mag ein zu einem Teller umgearbeiteter Topf beitragen (siehe Taf. 57/13 und Taf. 69/1): Dabei scheint der Topf in lederhartem Zustand wenige Zentimeter über der Wandung abgeschnitten und diese Stelle mit dem gleichen Ton verstrichen worden zu sein. An diesem Stück ist gut zu erkennen, dass der Töpfer innen eine Engobe aus anderem Ton aufgetragen hat. Hingegen die Farbe des hellgrauen Scherbens auf der Oberfläche der Innenseite des Gefäßes allein mit der Brennatmosfera zusammen, liefe die Grenze zwischen dem dunklen und hellen Bereich des Scherbens nicht so klar entlang der Innenkante der Gefäßmündung entlang.

3.3.3. Einheitlich oxidierend gebrannte, mit wenig Glimmer gemagerte Keramik (WA 5)

Wie die Bezeichnung schon andeutet, sind für diese Warenart der dünnwandige Scherben und eine ockerfarbene Farbe an der Oberfläche charakteristisch. Diese Gefäße sind vollständig nachgedreht, nun auf einer schnell rotierenden Scheibe, die diese dünnere Wandung erst ermöglichte. Die Bruchstellen weisen das Scherbeninnere als hellgrau aus; die unterschiedliche Farbigekeit des Fundgutes könnte durch den Überzug mit feinem Tonschlicker an der Oberfläche hervorgerufen sein. Die Gefäße der Warenart 5 sind durchwegs dünnwandiger als die Keramik der Warengattung 3, in der Magerung ist sie jedoch nur durch eine leicht größere Feinheit von dieser zu unterscheiden. Die mittelgrobe Magerung fällt trotzdem – wegen der Dünnwandigkeit des Scherbens – klar auf.

Gefäße dieser Warenart sind mit einem deutlich ausbiegenden Rand ausgestattet, der sich – nur schwach profiliert – kaum von der Wandung abhebt; er ist leistenartig verdickt, die Randlippe läuft häufig spitz aus. Vertreter der Warenart 5 konnten vor allem in den Grabungsabschnitten 2 bis 4 geborgen werden. Zu ihr gehören auch Scherben, die Küas den Stufen D und E zugewiesen hat; dazu noch wenige Scherben, die seiner Stufe C3 angehören⁴³⁹.

Diese Keramik entstammt den „Mischhorizonten“, in denen sie sowohl mit Keramik der Warenart 3 als auch der Warenart 6 vergesellschaftet war. Ihre Glimmermagerung stellt sie in die Nähe der als slawisch angesprochenen Keramik, die Dünnwandigkeit und das schnelle Drehen weist schon auf jüngere Keramik hin, die gewöhnlich mit einer deutschen Beeinflussung in Verbindung gebracht wird. Da sie Merkmale beider Warengattungen auf sich vereinigt, wird sie manchmal mit dem etwas unschönen Begriff „Übergangskeramik“ umrissen.

Nur unwesentlich hebt sich davon eine gröbere Ware ab, die von etwas plumper wirkt und als extra Unterart (5.2) herausgearbeitet wird. Sie unterscheidet sich durch eine größere Wandungsstärke und größere Magerungsanteile von der Unterart 5.1.

Der zeitliche Schwerpunkt dieser Warenart dürfte zwischen der Zeit um 1100 und der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts liegen. Sie kam aber wahrscheinlich schon im vor 11. Jahrhundert

⁴³⁹ siehe etwa: H. Küas 1976a, Taf.15/ 3 u. 4

und lief erst endgültig im späten 12. Jahrhundert aus.

3.3.4. Einheitlich gebrannte, ohne Glimmer gemagerte Keramik (WA 6, WA 7)

Wir haben hier eine zweite Warengattung vor uns, welche die beiden Warenarten 6 und 7 in sich vereinigt und die sich durch das Fehlen von Glimmer als Magerungsanteil deutlich von der schon vorgestellten Warengattung unterscheidet.

Diese Warengattung fasst Keramik zusammen, für die in der Region üblicherweise Begriffe wie etwa braungraue, vorgraublaue, graublaue oder blaugraue Keramik verwendet werden. Diese Bezeichnungen sollen übernommen werden – wobei sie allerdings mit einer Definition versehen werden⁴⁴⁰. Während es sich bei der ersten Warenart 6 noch um nachgedrehte Keramik handelt, ist die Warenart 7 schon eine reine Drehscheibenware.

Nachgedrehte, mittelgrobe Keramik mit gleichmäßiger Oberfläche (WA 6)

Die Gefäße der Warenart 6 entstanden auf einer langsam drehenden Töpferscheibe: Die Wandung ist durch den Handaufbau uneben und nur unzureichend überformt, die Bodenstärke entspricht in etwa der Wandungsstärke und am Umbruch vom Boden zur Wandung ist Ton innen verstrichen worden. Letzteres erkennt man an zum Teil noch sichtbaren Querrissen, die sich konzentrisch zur kreisförmig an den Boden ansetzenden Wandung gebildet haben.

Die zugehörigen Ränder sind meist ohne Formhölzer gebildet worden: Neben wulstigen (zweiseitig verstärkt) und lippigen (einseitig außen verstärkt) kommen einfache (in der Wandungsstärke auslaufende, manchmal kurz unterhalb der Mündung leicht verdickte) Randformen vor. Dabei ist die Wahl der Randform anscheinend von der Gefäßgröße und der dazu direkt proportional gewählten Wandungsstärke abhängig: Wulstränder sind meist mit Wandungsdicken von über 5 mm im Schulterbereich verknüpft, Lippenränder bei Stärken um die 4 mm und einfache Ränder bei solchen von 3 mm bis 4 mm.

Als Rohstoff verwendeten die Töpfer fein bis mittelgrob gemagerten Ton, wobei sie nach dem Aufbau der Gefäße deren Oberfläche oftmals mit feinem, geschlammtem Ton glätteten. Die fertigen Gefäße brannten sie dann unter einer ausschließlich reduzierenden Brennatmosphäre, wobei eine im Vergleich zu den älteren Warenarten dichte und harte Ware entstand mit einer grauen Farbe, welche braune und schwarze Nuancen aufweisen kann.

Nach dem fragmentarischen Erhaltungszustand muss die Einteilung jedoch hauptsächlich auf die Mündungs- und Halspartie gestützt werden. Zumindest der obere Teil ist bei sämtlichen Gefäßen gedreht. Drehspuren sind meist sowohl auf der Innen- als auch auf der Außenseite erkennbar, deutliche Drehrillen jedoch fast ausschließlich auf der Außenseite, wobei sie vor allem im oberen Schulterbereich auftreten. Töpfe, bei denen Reste des Gefäßoberteils erhalten sind, haben stets einen kurzen, ausbiegenden Hals. Nach den vielen Scherben, welche einen scharfen Umbruch von der Wand zum Boden zeigen, stammt die überwiegende Mehrzahl der Scherben von Standbodengefäßen. Es sollte jedoch auch angenommen werden, dass Töpfe mit einem konvexen Boden vorkamen („Kugeltöpfe“). Als Hinweis darauf dürfte der größtenteils komplett erhaltene Topf mit „Linsboden“ (einem Bindeglied zwischen Standboden- und Kugeltopf – siehe Taf. 63/18) zu werten sein.

⁴⁴⁰ Auf die im norddeutschen Bereich üblichen Bezeichnungen harte Grauware wurde verzichtet, da die von ihr abgesetzte weiche im Untersuchungsgebiet anscheinend weitgehend fehlt.

Die Warenart 6 setzte sich im 12. Jahrhundert durch und verdrängte schließlich gegen dessen Ende die Warenart 5 gänzlich. Ihr Anteil nimmt dann ab dem zweiten Drittel des 13. Jahrhunderts ab, ein Phänomen, das mit der Durchsetzung der schnellen Drehscheibe nach 1200 zusammenhängen dürfte. Mit der Ablösung dieser Warenart durch die reine Drehscheibenware (WA 7) ist dann in der Zeit um die Mitte des 13. Jahrhunderts zu rechnen.

Mäßig hart bis sehr hart gebrannte, reine Drehscheibenware (WA 7)

Als Grauware oder vorgraublaue Ware wird diese Warenart in der Literatur angesprochen, wobei schon Spielarten der blaugrauen Ware vorkommen. Die in dieser Warenart zusammengefassten Gefäße haben als Gemeinsamkeit, dass sie aus einem Tonklumpen heraus gedreht worden sind.

Die mittlere bis hohe Dichte an Magerungsanteilen ist unterschiedlich gut sortiert und besteht aus hellem, feinem bis grobem Quarz oder Sand. Die Bruchstruktur ist schichtig oder leicht blättrig, der meist um 5 mm (3 mm bis 7 mm) dicke Scherben oft schon hart, manchmal sogar sehr hart (Unterart 5) gebrannt. Fast immer ist die Färbung des Bruches fast immer homogen, nur ganz vereinzelt geschichtet oder fleckig. Die Scherben dieser Keramikart zeigen im Bruch die Technik der Aufbereitung des Tones. Beim Kneten blieben die Luftlöcher zwischen den einzelnen Lagen erhalten und wurden beim Brennen konserviert. Die Oberflächenstruktur ist überwiegend leicht körnig bis fein sandpapierartig, die gröbere Magerung durchstößt häufig die Oberfläche. Die Außenfläche des Scherbens hat eine meist stumpfe oder matt glänzende, graue oder bisweilen auch leicht bläulich graue Farbe; sie kann auch von einem metallischen Glanz unterschiedlicher Intensitäten bedeckt sein. Die Innenfläche des Scherbens ist fast immer heller und ist meist stumpf und ohne metallischen Glanz – außer unmittelbar in der Randzone.

Der allgemeine Eindruck ist der einer einfachen, robusten, unter reduzierenden Bedingungen gebrannten Drehscheibenware. Die Gefäßböden sind ausschließlich abgehoben, wobei sie oft deutlich als Quellböden erscheinen; nur einzelne abgeschnittene Deckelknäufe kommen vor. Charakteristische Drehrillen sind fast immer erkennbar, deutlich seltener besteht eine Gurtfurchung. Nach der guten Drehqualität, dem stark reduzierenden Brand und den Randformen setzte die Produktion dieser Ware ab der Mitte des 13. Jahrhunderts ein und wird sich bis ins letzte Drittel des 14. Jahrhunderts erstreckt haben, als in Leipzig die ersten abgeschnittenen Gefäßböden auftraten⁴⁴¹.

Unterarten der Warenart 6 und Warenart 7

Alle Unterarten sind bei beiden Warenarten grundsätzlich vertreten, doch in stark unterschiedlichen Verhältnissen. In der Tendenz ist festzustellen, dass die Unterarten 1 und 2 in der Warenart 6 deutlich häufiger vorkommen als in der Warenart 7; bei den Unterarten 4 und 5 ist die Häufigkeit innerhalb der beiden Warenarten umgekehrt – sie sind typische Erscheinungen der Warenart 7.

Bei den Unterart 1 und 2 (-.1 und -.2) sind Bruch und Oberfläche des Scherbens farblich homogen, beide zeigen braungraue bis schwarzgraue Töne. Außen wurde allerdings auf der Oberfläche der Unterart 1 – im Gegensatz zur Warenart 2 – ein Überzug von feinem, geschlammten Ton aufgetragen und beim Kontakt mit dem Feuer entstand eine überwiegend

⁴⁴¹ siehe zu dieser und den zeitlich folgenden Warenarten: R. Kluttig-Altman 2004, S. 187-219

schwärzliche Scherbenfarbe.

Bei den Unterarten 3 (-.3) und 4 (-.4) unterscheidet sich die Färbung der Oberfläche deutlich von der des Bruches, wobei letzterer weißgrau ist. Bei der Unterart 4 ist dabei der Farbe der Oberfläche des Scherbens im Gegensatz zu dem der Unterart 3 blaugrau – was als Zeichen von einem gut beherrschten, stark reduzierenden Brand zu deuten ist –, die Bruchstruktur ist meist deutlich blättrig und die Oberfläche oft auf einer Gefäßseite kleinflächig angesintert.

Ein Teil der Ware ist als „überbrannt“ anzusehen. Er unterscheidet sich in der im Bruch zu erkennenden Struktur nicht deutlich von der der Unterart 3, und auch die Wandstärke ist kaum kleiner als die bei den übrigen Unterarten. Auffallend ist bei dieser Unterart 5 (-.5) aber die violettgraue Farbe und der sehr harte Brand.

3.3.5. Einheitlich gebrannte, sehr feine, ohne Glimmer gemagerte Keramik (WA 8)

Es folgen nur noch Warenarten mit glatter Oberfläche, die wahrscheinlich nicht als schlichtes Kochgeschirr verwendet worden sind. Es ist eine sehr fein gemagerte Keramik mit hellem Scherben (WA 8) und stellt eine Sonderform dar, die nur durch wenige Kleingefäße etwa aus den Grabungsabschnitten 5, 6 und 9 vertreten ist⁴⁴². Diese Warenart wird gerne als so genannte helle Feinware oder als Keramik „Pingsdorfer Art“ bezeichnet und ist in der Region regelmäßig zu beobachten⁴⁴³. Der Ton wurde sehr fein gemagert, der Scherben weist eine durchgängig blassgelbe Farbe auf. Stellenweise ist eine tupfenartige rötlich gelbe Bemalung auf der Außenseite zu sehen, an einem einzelnen Stück innen wenige kleinere, bläulich graue Flecken (Taf. 67/44), welche auf einen Wechsel der Brennatmosphäre hinzudeuten scheinen. Im Grabungsabschnitt 2 kam eine dunkle Variante vor (Taf. 61/19), die sich aber beim Ausgangsmaterial vor dem Brennen vermutlich nicht von dem des hellen Scherbens unterschieden hatte. Die Warenart 8 erreichte nur eine Wandstärke von 2 mm im oberen sowie 4 mm im unteren Bereich und war sicherlich als Kochgeschirr ungeeignet. Bei ihr wäre an eine Verwendung für Gewürze oder Salben (oder an Spielzeuggeschirr) zu denken – wobei allerdings keinerlei Reste eines Inhalts zurückgeblieben sind.

3.3.6. Einheitlich gebrannte, ohne Glimmer gemagerte, glasierte Keramik (WA 9)

Die zweite Gruppe mit glatter Oberfläche ist Irdenware mit Glasur, die nur mit wenigen Stücken vertreten ist. Sogar so wenigen, dass sie an dieser Stelle noch mal aufgelistet werden können:

Der Fuß eines Aquamaniles (Taf. 67/39) mit weißem bis blassgelben Scherben und maigrüner Glasur, welche farngrüne Flecken aufwies; weiterhin drei Fragmente von Feldflaschen, so genannte spätmittelalterliche Pilgerflaschen mit randständigem Henkeln und einer flachen, abgeplatteten Rückseite, welche beim Drehen auf der Scheibe lag und welche die Form der hölzernen Vorbilder nachzuahmen suchte⁴⁴⁴. Sie kommen in Leipzig auch in den Abfallgruben spätmittelalterlicher Töpferöfen auf dem Augustusplatz vor und werden meist ins späte 12. beziehungsweise 13. Jahrhundert datiert⁴⁴⁵.

⁴⁴² Taf. 65/10-12; Taf. 65/20; Taf. 67/15; Taf. 67/44

⁴⁴³ siehe zusammenfassend Y. Hoffmann 1997; es wird immer wieder darauf hingewiesen, dass es sich hierbei nicht um originale Pingsdorfer Keramik handelt (so etwa H.-J. Vogt 1987, S. 77)

⁴⁴⁴ Taf. 61/2; Taf. 64/18; Taf. 66/47

⁴⁴⁵ R. Kluttig-Altman 2004, S. 317f.

Es handelt sich bei den Feldflaschenfragmenten im Einzelnen um eine Randscherbe, deren Henkel am Rand ansetzte, eine Wandscherbe und einem Henkel mit einem Rest von Wandung. Der Scherben ist fein gemagert und bricht schiefzig, seine Farbe changiert von blassgelb bis rötlich gelb und ist innen manchmal fast weiß. Die leicht raue Oberfläche ist wahrscheinlich ursprünglich komplett mit einer Bleiglasur abgedichtet; die Glasurfarbe bewegt sich zwischen den Tönen gelbgrün und maigrün (und weist stellenweise farngrüne Flecken auf); vermutlich aufgrund der Bodenlagerung kann sie auch in den Farben patinagrün und kieferngrün erscheinen (stellenweise ist die Glasur durch mechanische Einwirkungen bis zur Hälfte korrodiert). Die Rillen sind mäßig tief in den Ton gedrückt wurden, bei der Randscherbe ist noch zu erkennen, dass eine Tonschicht durch Hals nach innen gezogen wurde, an manchen Stellen ist innen auch ein Glasurfleck zu erkennen.

3.4. Gliederung der Gefäßkeramik nach formalen Kriterien

3.4.1. Gefäßtypen

Es liegen bereits verschiedene Ansätze typologischer Einteilungen der Gefäßgestalt vor, von denen vor allem die von Heinz-Joachim Vogt vorgenommene Unterteilung der Gefäßtypen⁴⁴⁶ auf der nur ca. 25 km südlich von Leipzig gelegenen Wiprechtsburg interessant ist: Die dort gefundene Keramik ist der Keramik aus dem Leipziger Stadtgebiet sehr ähnlich.

Vogt untergliedert die Topfformen in eine Form A (hochschultrig, eiförmig), eine Form B (doppelkonisch), eine Form C (bauchig mit s-förmig geschwungenem Profil), eine Form D (hoch mit ausladendem Rand und konischem, ungegliederten Körper), eine Form E 1 (hoch mit ausladendem Rand und ungegliedertem Körper, im Unterteil leicht konischem Körper), eine Form E 2 (hoch mit ausladendem Rand, einschwingendem Oberteil, teilweise schwach ausgebildeter Schulter und kantigem, selten runden Umbruch), eine Form F (hoch mit eingezogenem Hals und abgesetzter Schulter) und eine Form G (mit hoher, runder Schulter, konischem Unterteil und kräftig abgesetztem Rand).

Die Gliederung von Vogt beruht in erster Linie auf einer Betrachtung der Profilgestaltung⁴⁴⁷. In diesem Kapitel soll zusätzlich auf unterschiedliche Wandungsstärken eingegangen werden, da sie – obwohl sie nicht im eigentlichen Sinn ein Merkmal der Gefäßform darstellen – oft mit bestimmten Formen verknüpft sind. Eine Einheitlichkeit bei der Systematisierung der Gefäßformen beider Fundplätze ist leider nicht zu erreichen, da die jeweilige Keramik – bei grundsätzlicher Ähnlichkeit der Masse der Scherben – in einzelnen Formen voneinander abweichen⁴⁴⁸. Eine speziell auf das Leipziger Material zugeschnittene Typologie muss also erstellt werden, wenn jedoch entsprechende Gefäßtypen von Vogt vorliegen, wird darauf verwiesen.

⁴⁴⁶ H.-J. Vogt 1987, S. 48-57

⁴⁴⁷ Auf die nicht immer ganz nachvollziehbaren Bezeichnungen auf den Tafeln seiner für die Keramikforschung wichtigen Monographie muss kurz eingegangen werden. Auf leider gehäuft auftretende Fehler bei der Zuweisung zu den Gefäßtypen in den Untertiteln – wie eine doppelte (Abb. 26/ 3) oder vom Text abweichende (Abb. 33/ 9) Zuweisung sollte hingewiesen werden; auch sollten Unstimmigkeiten beseitigt werden: Die von Vogt zu einem Gefäßtyp zugestellten Scherben wirken oft recht unterschiedlich – so fasst er etwa unter „E 2“ deutlich verschiedenartige Gefäße zusammen.

⁴⁴⁸ So fehlt zum Beispiel die Form D (Eimer) von Vogt im Leipziger Material gänzlich.

Die streng formale Einteilung in Typen von Wolfgang Timpel⁴⁴⁹ nach der Lage des größten Durchmessers am Gefäß (an der Mündung, im oberen Drittel, in der Mitte oder im unteren Drittel) entspringt sichtlich dem an sich begrüßenswerten Verlangen, objektive, weil eindeutig messbare, Normen zu definieren. Dabei werden allerdings die für die Keramikentwicklung bedeutsameren Kriterien wie die charakteristische Profilstaltung (wie etwa doppelkonisch) vernachlässigt. Das führt wie bei der Arbeit von Volker Herrmann⁴⁵⁰, der die Systematik von Timpel übernimmt dazu, dass dessen Formen 1.3 und 3.3 einander formal und ebenso zeitlich näher stehen als etwa 1.2 und 1.3. Damit wird die Feingliederung wichtiger als die Grundtypisierung, was dem zuvor genannten Ziel zuwiderläuft, eine Datierungsgrundlage zu liefern. Die Gestaltung des Profils ist ein wichtigeres Kriterium als die Position des größten Gefäßdurchmessers.

Die Gefäße können nach ihren Konturen im Querschnitt in 29 Grundformen (siehe Taf. 32 - Taf. 34) unterteilt werden. Als Grundformen können bei der älteren hier vorgestellten Keramik Töpfe, die im Bauchbereich betont sind, von Töpfen gesondert werden, bei denen die Hals- und Schulterpartie hervorgehoben ist. Zu den Formen treten manchmal Varianten hinzu, die einige Erkennungszeichen der Grundform aufweisen, jedoch in wesentlichen Merkmalen von ihr abweichen. Wichtig ist immer die Frage, ob die auf den Tafeln abgebildeten Scherben den aufgestellten Gefäßtypen zuzuordnen sind. Meist müssen Gefäße aufgrund der aufgefundenen Scherben nach ihrer Gestalt im oberen Drittel beurteilt werden, weshalb in der folgenden Betrachtung diese obere Gefäßpartie besonders beachtet wird.

Bei der Keramik der ersten Warengattung (Warenarten 1 bis 4) sind größere Randstücke vorhanden, so dass innerhalb dieser bei über einem Viertel der Randscherben eine eindeutige Zuordnung zu einer Gefäßform möglich ist; dagegen ist die Keramik der zweiten Warengattung (Warenarten 7 und 8) so stark zerscherbt, dass hier nur bei weniger als einem Fünftel der Randscherben eine sichere Einordnung erfolgen kann. Den deutlich größten Anteil innerhalb des Spektrums an Gefäßformen bilden die Standbodentöpfe, dazu kommt ein schwer einzuschätzender Anteil – der aber sicher unter 10 % liegt – an Töpfen mit linsenförmigem oder halbkugeligem Boden („Kugeltöpfe“). Schüsseln, Schalen und Teller sind häufig vertreten, Flaschen und Näpfe selten.

Dickwandige, im Hals- und Schulterbereich schwach entwickelte Töpfe (G 1 bis G 7)

Die ersten drei Topfformen (siehe Taf. 32) erscheinen im Bauchbereich betont, besonders die Formen G 1 und G 3, bei denen die Gefäßhöhe die Größe des Mündungsdurchmessers nur unwesentlich übertrifft. Zu einer ersten Form der ausbauchenden Gefäße gehören kugelförmig wirkende Töpfe (G 1 – siehe Taf. 42 mit typischen Beispielen, Taf. 46/9), deren größter Durchmesser im Bauchbereich liegt. Sie weisen keinen deutlich ausgebildeten Hals und einen kurzen Rand auf, der mäßig stark ausbiegt. Die zugehörigen Ränder sind fast ausschließlich gerade abgestrichen (Randform R 2), als Verzierungsform dominieren eindeutig flache Wellenbänder. Auffallend bei dieser Form ist, dass die Wandungsstärke vom Rand zum Bauch hin deutlich zunimmt.

Etwas gestreckter, weniger stark ausbauchend und in der Höhe deutlich größer als im Durchmesser an der Mündung, sind eiförmige und damit hochschultrige Töpfe (G 2). Unter einer dritten Form der im Bauchbereich betonten Töpfe werden Gefäße mit s-förmig geschwunge-

⁴⁴⁹ W. Timpel 1995, S. 16

⁴⁵⁰ V. Herrmann 2001, insbes. Taf. 53

nem Profil zusammengefasst (G 3). Innerhalb dieser Form tritt eine große Variationsbreite in der Randzone auf. Sie ist häufig mit der Randform R 3 verknüpft und an die Warenart 4 (mit gelblichem Scherben und bläulich grauen Flecken) gebunden.

Doppelkonische, im unteren Bereich konische sowie ungegliederte Formen bilden die Profile von hohen, schlanken Töpfen (G 4 - G 6 – siehe Taf. 32). Für die doppelkonischen Töpfe (G 4) ist der leicht kantige Umbruch vom Bauch zur Schulter charakteristisch. Die im Leipziger Material auftretenden Stücke größerer Töpfe besitzen meist eine steile Wandung, so dass Ober- und Unterteil nur schwach konisch erscheinen (– siehe Taf. 43/1)⁴⁵¹. Eine Nähe zur folgenden Topfform 5 ist vorhanden: An einigen Stücken ist der obere Bereich so steil gestaltet, dass dort kaum von einer konischen (beziehungsweise doppelkonischen) Form gesprochen werden kann. Vertreter dieser Form liegen vor allem von der Fundstelle in der Humboldtstraße (GA 0) vor und sind vor allem mit einfachen kantigen abgestrichenen (Randform R 2) und leicht auszipfelnden Rändern (R 3) versehen. Profilierte, mit Außenkehle versehene Ränder kommen – im Gegensatz zum Grotzcher Material – in Leipzig bei dieser Topfform nicht vor.

Verwandt mit Töpfen der Gruppe G 4 sind hohe Töpfe mit ausladendem Rand, im oberen Bereich annähernd senkrechter Wandung, ausschwingendem Oberteil und selten rundem, meist leicht kantigem Umbruch (G 5 – siehe Taf. 47/15); ähnliche Stücke tauchen bei Vogt unter der Bezeichnung E 2 auf⁴⁵². Charakteristisch für solche Exemplare ist eine im oberen Drittel dicke Wandung und ein Auslaufen des Randes in den Formen 5 und 6.

Von noch schlichterer Erscheinung sind Töpfe mit ungegliedertem Körper (G 6)⁴⁵³, bei denen die Wandung in der oberen Hälfte fast senkrecht ausgebildet ist. Sie weisen eine kurze, ausladende Randpartie auf, die an ihrem Ende meist schräg abgestrichen ist (R 5).

Kümpfe werden Gefäße mit einbiegendem Rand mit nach innen neigender Schulter und unprofiliertem Rand genannt (G 7). Sie stellen in Leipzig eine Sonderform dar, die nur durch zwei sichere Exemplare belegt ist, die zudem vermutlich von demselben Gefäß stammen⁴⁵⁴.

Dickwandige Töpfe mit einem betonten Hals- und Schulterbereich (G 8 - G 12)

Eine ebenfalls nur selten vorkommende Form stellen engmundige Töpfe dar, bei denen der größte Gefäßdurchmesser in der unteren Hälfte liegt (G 8 – Taf. 53/1,2), wobei ein sanft geschwungenes Oberteil mit einem runden Umbruch in einen bauchigen Körper übergeht. Bei Vertretern dieser Form sind die typischen Merkmale oft schwächer ausgeprägt als an dem in der Übersicht vorgestellten Stück. Bei dieser Form treten gehäuft diagonale Wellenbänder und leicht außen gekahlte Ränder (R 4) auf.

Die Form G 9 (Beispiele auf Taf. 53) wird charakterisiert durch eine ausgeprägte hohe Halspartie und einer im Vergleich zu den folgenden drei Topfformen schwach ausgebildeten Schulter. Der größte Gefäßdurchmesser befindet sich ungefähr zwei Drittel der Gefäßhöhe über dem Boden im Bereich des Umbruchs vom Bauch zur Schulter. Ein Großteil der Vertre-

⁴⁵¹ Diese Form bezeichnet Vogt mit „B“. Im Grotzcher Material weist sie meist einen winklig nach außen gebogenen Rand aufweist, der kantig oder profiliert ist (H.-J. Vogt 1987, S. 48).

⁴⁵² Vogt fasst jedoch seine Form „E 2“ weiter und nimmt darin auch andere Formen auf. Der Typ E 2 ist oft bei dem in der Großen Fleischergasse (GA 1) geborgenem Material vertreten.

⁴⁵³ Ihre Verwandtschaft zur Vogt'schen Form „E 1“ ist aufgrund der Kleinteiligkeit der abgebildeten Vertreter unsicher (nach dem Text S. 50 die Abb. 28/ 10-12 – allerdings sind diese im Untertitel anders bezeichnet).

⁴⁵⁴ Sie als eigener Typ aufzuführen, scheint damit überflüssig, rechtfertigt sich aber durch ihre ungewöhnliche Gestalt.

ter stammt von der Fundstelle in der Großen Fleischergasse (GA 1) und gehört der Warenart 2 an, wobei die Scherbenfarbe ziemlich gleichmäßig hellgrau ist.

Die Form G 10 (Beispiele auf Taf. 51) bezeichnet Gefäße mit gerundeter Schulter und gestrecktem, S-förmigem Profil und gering ausladendem Rand. Sie unterscheiden sich von der ebenfalls S-förmig geschwungenen Wandung der Topfform 3 durch einen deutlich einziehenden Hals und einem an Mündungs- und Bauchbereich ähnlich großem Durchmesser. Sie entsprechen in etwa dem Vogt'schen Typ C.

Ebenfalls mit einem hohen Hals wie die Form G 9 sind die Stücke der Form G 11 (siehe Taf. 52) ausgestattet, allerdings biegt hier der Rand aus und ein stark konkav eingezogener Hals lässt eine ausgebildete Schulter entstehen. Der Schulterknick und damit der Umbruch zum Unterteil ist bei dieser Form besonders stark ausgeprägt. Sie ähnelt der Form „F“ von Vogt, doch erscheint die Leipziger Form 11 nicht so stark ausgeprägt und der größte Durchmesser liegt nicht an der Mündung. Der Übergang von der Form G 9 zur Form 11 ist fließend und eine Entscheidung für eine Form fällt deshalb subjektiv aus. Die zugehörigen Ränder von Stücken, die eindeutig der Form G 11 zuzurechnen sind, weisen jedoch im Gegensatz zur Form G 9 fast immer ein voll entwickeltes Dornprofil (R 9) oder leistenartiges Profil (R 11) auf, welche diese Töpfe in die Spätphase der Glimmerhaltigen Keramik (Groitzscher Gruppe) verweisen.

Eine mit der Form G 11 verwandte Form stellt G 12 (siehe Taf. 55/11) dar: Sie besitzen eine stark eingezogene jedoch nicht allzu hohe Halszone und eine extrem hoch liegende, abgesetzte, runde Schulter. Im unteren Bereich sind sie schwach geschwungen oder konisch. Diese Form wurde bereits von Vogt unter der Bezeichnung „G“ beschrieben⁴⁵⁵. Die Wandung ist fast durchgehend dünn (5 cm bis 7 cm) und vor allem im oberen Bereich sehr sorgfältig gearbeitet. Der deutlich abgesetzte Rand erscheint dabei schon wie bei G 11 entweder stark profiliert (R 7) oder leistenartig (R 11).

Dünnwandige, im Schulterbereich schwach ausgebildete Töpfe (G13 - G 17)

Die Gefäßformen der Warengattung der nicht mit Glimmer gemagerten Keramik (Warenarten 6 und 7) differieren untereinander nicht so stark wie die der Glimmerhaltigen Keramik. Es sind zunächst fast kugelförmig erscheinende Töpfe (G 13 bis G 15 auf Taf. 33) zu nennen, bei denen nicht sicher entschieden werden kann, ob es sich dabei um Standboden- oder um Kugeltöpfe handelt – wie es etwa der Fund eines Topfes mit Linsenboden (G 15) nahe legt. Es ist aber nach den Bodenscherben und Vergleichsfunden aus der Region wahrscheinlicher, dass Standbodenkeramik vorliegt.

Es sind Töpfe mit ausgeprägter Schulter und stark einziehendem Hals (G 13), Töpfe mit ausgeprägter Schulter und hohem, steilen Hals (G 14) sowie stark bauchige Töpfe mit einer deutlichen Abnahme der Wandungsstärke vom Rand zum Bauch hin (G 15). Sie sind durchweg Mitglieder der Warenart 6.1 und dürften die jüngsten Vertreter der so genannten deutschen Keramik darstellen.

Die Formen G16 und G 17 zeigen deutliche Drehriefen im Gegensatz zu den eben genannten und weisen schon weiter entwickelte Randformen auf und gehören der Warenart 6.2 an.

Dünnwandige Töpfe mit einem betonten Schulterbereich (G 18 - G 23)

⁴⁵⁵ H.-J. Vogt 1987, S. 50

Die Töpfe der Formen G 18 bis G 20 (siehe Taf. 33) wirken durchweg gestreckter als die eben vorgestellten; bei den Formen G 18 und G 19 liegt der größte Durchmesser bei zwei Dritteln der Gefäßhöhe über dem Boden, wobei die Form G 18 eine stark entwickelte Schulter aufweist. Die Form G 20 fällt durch ihre im unteren Bereich fast senkrechte Wandung und den kaum ausgeprägten Übergang zur Randzone auf.

Anders als die genannten Formen G 13 bis G 20 sind die Formen G 21 bis G 23 nicht mit der Warenart 6, sondern mit der Warenart 7 verbunden. Sie ähneln den Formen G 18 und G 19, unterscheiden sich jedoch äußerlich von ihnen durch die nur schwach entwickelte Schulter und eine oft leicht konkave Wandung im unteren Drittel des Gefäßes. Die Form G 22 differiert von der Form G 21 durch einen leichten Knick der Wandung im Bauchbereich; G 23 (siehe Taf. 56/9) hebt sich von beiden durch die hohe, geschwungene Form ab.

Schalen, Teller und ähnliche Gefäße (G 24 - G 29)

Nicht nur Töpfe sind im Fundgut der Glimmergemagerten Keramik vertreten; sie stellen zwar die Hauptmenge dar, daneben sind aber niedrige Gefäßformen wie Schüsseln, Schalen, Schälchen und Teller vorhanden.

Bei einer „Schüssel“ handelt es sich um ein Gefäß ohne Schulter bei dem der größte Durchmesser an der Mündung liegt. Der Mündungsdurchmesser soll größer als die Gefäßhöhe und kleiner als die doppelte Gefäßhöhe sein. Unter dem Begriff „Schalen“ werden alle flachen, weitmundigen Gefäße vereinigt, deren Mündungsdurchmesser mindestens doppelt so groß wie ihre Höhe ist. Die kaum ausgeprägte Profilierung stellt das wichtigste Kriterium zur Abgrenzung von den Schüsseln dar. Ein Teller wird dadurch definiert, dass bei dieser Gefäßform der größte Durchmesser an der Mündung liegt und der Mündungsdurchmesser einem Vielfachen (wenigstens einem Fünffachen) der Gefäßhöhe entspricht.

Den Töpfen nahe stehen doppelkonische Schüsseln (G 25), bei denen der obere Bereich der Wandung annähernd senkrecht steht. Sie sind gewöhnlich auf der Schulter mit flachen Wellenbändern verziert. Bei manchen Scherben ist nicht klar zu unterscheiden, ob sie von einem Topf oder einer Schüssel stammen, weswegen der Anteil an Schüsseln schwer abgeschätzt werden kann. Nach dem geringen Anteil an Bodenstücken mit weit ausladendem Wandungsansatz unter 3 % kann jedoch angenommen werden, dass Schüsseln im Vergleich zu Töpfen relativ selten waren.

Bei konischen Schalen, so genannten Spitzschalen (G 24) biegt die Wandung schräg nach außen. Die Wandung kann wie von anderen Orten bekannt einen leichten Knick aufweisen, der sich allerdings im Leipziger Material nicht nachweisen ließ, was auch mit dem schlechten Erhaltungszustand der meist der Warenart 1 angehörenden Schalen zusammenhängen könnte. So weit es zu beobachten ist, bildeten jedoch die Wandungen im Profil eine gerade Linie, der einzig nachgewiesene Boden erwies sich als rund. Prinzipiell kann auch bei nur geringer Größe eines Randstücks dieser Gefäßtyp sicher identifiziert werden; er erweist sich nach den Standbodentöpfen als der am häufigsten vertretene Gefäßtyp.

Als eine kleinere, den Schüsseln verwandte Form kommen vereinzelt Nöpfe vor (G 26), die durchweg dünnwandig sind.

Teller fallen im Typenspektrum deutlich auf; die beiden vorkommenden Tellerformen sind schnell beschrieben: Es sind zum einen Teller mit ebenem Boden, einer annähernd senkrecht zum Boden stehenden Wandung und kurzem steilen Rand (G 28), die sehr einfach gearbeitet worden sind und überwiegend der Warenart 1 angehören. Zum anderen sind es Teller mit zum

Rand hin leicht angehobenem Boden, ausbiegender, manchmal leicht konvexer Wandung⁴⁵⁶ und oft schrägem Rand (G 29). Letztere Teller sind durchweg sorgfältiger gefertigt und gehören der Warenart 2 an. Sie sind auf der Schauseite meist mit Wellenband- oder Wellenlinienverzerrungen (Taf. 47/21) versehen.

Böden sowie Angarnierungen und Durchbrechungen

Zu der Ausformung der Böden ist bislang noch nichts gesagt worden: Die Gefäße des frühen und hohen Mittelalters besitzen fast durchgängig flache, auf der Unterseite raue Böden, deren Übergang zur Wandung meist kantig ist. Die Böden der frühen Keramik sind gewöhnlich dick und erreichen Stärken von über 1 cm. Erst bei der Keramik des 11. und 12. Jahrhunderts kommen dünnere Böden vor.

Die Glimmergemagerte Keramik besitzt dicke Standböden; die gelegentlich bei slawischer Keramik vorkommenden Achsabdrücke der Töpferscheibe fehlen im bearbeiteten Material meist, Ausnahmen bilden zwei Exemplare aus den Grabungsabschnitten 1 und 4 (Taf. 62/1). Die Verwendung einer hölzernen Unterlage, die zugleich mit dem Topf abgehoben wurde, lässt sich vereinzelt nachweisen (Taf. 62/2). Immer wieder waren die Böden in ihrer Mitte nach oben leicht eingedellt, ein Phänomen, das vermutlich mit dem Brennvorgang zusammenhängt.

Bei Bodenscherben der Warenart 6 waren regelmäßig Bodenmarken zu beobachten: Während einfache Kreuze aus zwei sich kreuzenden Wülsten (Taf. 65/29 und Taf. 69/2) und einfache Radkreuze, deren sich kreuzende Wülste von einem kreisrunden Wulst umgeben sind (Taf. 67/35), nur vereinzelt auftreten, häufen sich Radkreuze mit zwei konzentrischen Ringen (Taf. 64/36) und nach außen zum Kreis hin sich verästelnde Linien (Taf. 61/1). Über den Grund, solche Bodenmarken anzubringen, wird viel gerätselt; mögliche Erklärungen sind: um das Verrutschen des Gefäßes auf der Scheibe zu verhindern, um die Herkunft der Keramik anzuzeigen oder um Unheil durch glücksbringende Zeichen abzuwehren⁴⁵⁷.

Gefäßausgüsse wie Schnepfen (gewinkelte oder abgerundete Mündungserweiterungen) fehlen ganz beim untersuchten Material, Tüllen (röhrenförmige Ausgüsseinrichtungen) dagegen kommen vereinzelt vor (Taf. 60/7), dazu ein Flaschenhals (Taf. 66/47 und Taf. 68/6). Als Vorrichtungen zum Aufhängen tritt allein die Form eines einfachen Loches auf; von der Mündungskante ausgezogene Teile mit Loch oder kleine Auskragungen mit Loch fehlen. Als Handhaben kommen einzig Henkel⁴⁵⁸ und zwar in drei Ausführungen vor: als Rundhenkel (mit rundem Querschnitt, siehe Taf. 44/10 und Taf. 69/3) und Bandhenkel (mit flachem Querschnitt, siehe Taf. 65/8), sowie vermutlich beidseitig angebrachte, unterraständige Ösenhenkel (mit kantigem Querschnitt, siehe Taf. 66/16). Als einziges stützendes Gefäßteil taucht ein Standring auf – wobei es sich allerdings um ein singuläres Stück handelt (Taf. 34/G 27)⁴⁵⁹.

Zusammenfassung

Tendenziell überwiegt in einer Frühphase der mittelslawischen Keramik die Gefäßform mit kurzer, leicht geschwungener Hals- und Schulterpartie, die in einen bauchigen Gefäßkörper

⁴⁵⁶ H.-J. Vogt 1987, Abb. 27, 7

⁴⁵⁷ H. Losert 1993, I, S. 50; letzteres ist etwa beim Ritzen von Brot belegt.

⁴⁵⁸ Dabei sind im Gegensatz zu Stiel und Griff beide Endpunkte am Gefäß befestigt.

⁴⁵⁹ Es wird hier mit der Form „G 27“ bezeichnet (siehe Taf. 34).

übergeht. Dabei nimmt die Wandungsdicke vom Rand zum Bauch hin deutlich zu beziehungsweise vom Rand zur Schulter zu und nach unten zum Bauch hin wieder ab. Diese frühe Form scheint im Fundmaterial der Wiprechtsburg zu fehlen und kommt im Leipziger Stadtgebiet vor allem in der Humboldtstraße und am Matthäikirchhof vor. Die Gefäßform, die sich nach Hansjürgen Brachmann⁴⁶⁰ im 9. Jahrhundert herausgebildet hatte, ist kennzeichnend für das 10. Jahrhundert. Sie tritt nach den Leipziger Befunden in der zweiten Hälfte des 10. und Anfang des 11. Jahrhunderts in Erscheinung.

In der Frühphase der spätlawischen Keramik kommen hohe Gefäße mit ausbiegendem Rand und ungegliedertem, im Unterteil leicht konischem Körper sowie ebenfalls hohe Gefäße mit ausladendem Rand, einschwingendem Oberteil, teilweise schwach ausgebildeter Schulter und kantigem, selten rundem Umbruch hinzu. In der Spätphase der spätlawischen Keramik überwiegen dann Gefäße mit eingezogenem Hals und abgesetzter Schulter sowie mit hoher, runder Schulter, konischem Unterteil und kräftig abgesetztem Rand. Die Wandungsdicke ist bei der jüngeren slawischen Keramik ziemlich gleichmäßig.

Bei der Warenart 5 sind zu kleinteilige Scherben erhalten, als dass auf die Gefäßformen geschlossen werden könnte – hier sind nur Analogieschlüsse möglich. Während bei der Warenart 6 noch eine größere Variationsbreite an Gefäßformen vorliegt, erscheinen die hier vorgestellten frühen Töpfe der Warenart 7 als recht einheitlich geformt⁴⁶¹. Die Warenarten 8 und 9 sind so eng mit wenigen Gefäßformen verknüpft, dass darauf im folgenden Kapitel, in dem die Keramikgruppen vorgestellt werden, eingegangen wird.

Elemente, die bei der zeitlichen Einordnung helfen, sind: Gefäßform, Randform, Wandungsdicke, Verzierungsart. Ein grundsätzliches Problem stellt der Erhaltungszustand der Gefäßfragmente dar: Die Scherben sind oft zu kleinteilig, um sie sicher einer Gefäßform zuzuordnen zu können. Da bei der Bergung von slawischer Keramik komplette Gefäße ausgesprochen selten sind und meist nur das oberste Stück bei einer Formenzuweisung dienen kann, soll hierauf besonders im Kapitel 3.4.2. bei der Charakterisierung der Randformen eingegangen werden.

3.4.2. Randtypen

Die praktischste Hilfe für eine Datierung der Keramik liefern selbstverständlich die Randausbildungen der Gefäße, da diese besonders sorgfältig gearbeitet wurden⁴⁶² und jeweils eine charakteristische Gestalt aufweisen. Während Vogt seine Einteilung in Gefäßformen detailliert vorstellt, behandelt er die Randformen nur knapp⁴⁶³. Das Schema von Wolfgang Timpel⁴⁶⁴, das Volker Herrmann anscheinend⁴⁶⁵ verschlankt übernommen hat, ist etwas zu starr und für das Leipziger Material nicht sinnvoll zu übernehmen. Deshalb soll hier als Vorlage die Einteilung der Glimmerhaltigen Keramik von Hans Losert⁴⁶⁶ dienen – die wegen der räumlichen Entfernung der untersuchten Funde – allerdings modifiziert und an die spezielle Problematik angepasst werden musste. Die Gliederung der Keramik ohne Glimmer unter den

⁴⁶⁰ H. Brachmann 1978, S. 84

⁴⁶¹ Schüsseln und Krüge sind erst für das 15. Jahrhundert gang und gäbe und die frühen Formen beschränken sich ausschließlich oder fast ausschließlich auf Kochtöpfe.

⁴⁶² Es kann allerdings auch größere Abweichungen bei einem Gefäßes geben; für slawische Keramik ist das nicht ungewöhnlich, aber auch bei jüngeren Stücken tritt dieses Phänomen vereinzelt auf (Beispiel: Taf. 61/9).

⁴⁶³ H.-J. Vogt 1987, S. 48

⁴⁶⁴ W. Timpel 1995, Abb. 2a-2c

⁴⁶⁵ V. Herrmann 2001, S. 46-49, Taf. 55

⁴⁶⁶ H. Losert 1993a, S. 39-42

Magerungsanteilen orientiert sich – in Anlehnung an die Vorgehensweise von Ralf Kluttig-Altman⁴⁶⁷ – am Leitfaden zur Keramikbeschreibung⁴⁶⁸.

Die Randabschlüsse können anhand ihrer charakteristischen Ausformung des Abschlusses zunächst in 20 Formen (R 1 bis R 21 – siehe Taf. 35 bis 37) aufgeschlüsselt werden. Die jeweilige Grundform erscheint in verschiedenen Varianten, die dieser Form zugeordnet und mit einer zweiten Zahl (-.1 bis -.4) beziehungsweise mit den Kleinbuchstaben a bis e versehen werden. Allerdings gestaltet sich in Einzelfällen eine eindeutige, objektive Zuordnung schwierig, da die Übergänge zwischen den verschiedenen Formen – gerade bei den frühen Stücken – oft fließend sind.

Die charakteristische Ausformung der Randprofile lässt sich mit der Ausgestaltung der oberen Gefäßpartie (Schulter, Hals und Rand) zu einer gemeinsamen Beurteilung kombinieren. Zum einen ist der Neigungswinkel des Randes zum Hals beziehungsweise zur Schulter hin interessant, der annähernd senkrecht oder leicht sowie stark ausladend sein kann⁴⁶⁹. Mit der Neigung hängt auch die Orientierung der Randleiste zusammen, die schräg nach außen weisen oder senkrecht zur Mündung stehen kann. Nur ganz vereinzelt kommt im bearbeiteten Material der Fall vor, dass die Mündung leicht schräg nach innen weist. Zu diesen verschiedenen Eigenschaften tritt das Aussehen des Übergangs vom Rand zur Schulter: Der Rand kann direkt auf der Schulter aufsitzen, ein schwach ausgeprägter, kurzer Hals kann Rand und Schulter verbinden oder aber der Rand sitzt auf einem deutlich ausgeprägtem, langem Hals auf. Die Randleiste selbst kann dabei kurz oder lang ausfallen.

Von den genannten Punkten berechtigen vor allem der Grad des Ausbiegens der Randleiste sowie deren Länge eine feinere Typisierung. Die ersten sechs Grundformen (R 1 bis R 7) der frühen Glimmerhaltigen Keramik werden – um auf Unterschiede in der Gestaltung des oberen Gefäßbereichs aufmerksam zu machen – in verschiedene Typen eingeteilt, welche die Charakteristika in der Rand- und Halspartie beschreiben. Eine Untergliederung in Typen kann nach folgenden Gesichtspunkten erfolgen⁴⁷⁰:

Die Wandung ist schräg nach innen geneigt, so dass eine schwach entwickelte Schulter entsteht. Dabei ist der Rand kurz und leicht ausbiegend (Typ -.a) beziehungsweise länglich und mäßig stark ausbiegend (Typ -.b). Bei annähernd senkrechter Wandung biegt ein kurzer Rand mäßig stark aus (Typ -.c) oder die Randleiste knickt fast in die Horizontale ab (Typ -.d). Die gerade Wandung – die schräg, senkrecht oder einbiegend ausgerichtet sein kann – bildet keine Randleiste oder Schulter (Typ -.e).

Dabei kommt der fünfte Typ nur bei bestimmten Gefäßformen, nicht bei den üblichen Kochtöpfen vor: Die schräge, im 45°-Winkel ausbiegende Wandung des fünften Typ ist für konische Schalen typisch, die senkrechte Wandung für Nöpfe und die einziehende Wandung tritt nur bei einem Kumpf auf.

Die genannten Typen sind für die einzelnen Grundformen kennzeichnende Merkmale, die jedoch nicht bei jeder Grundform auftreten. Diese Typisierung wird nur bei den Gefäßen mit einer Wandung angewandt, deren Dicke im oberen Gefäßdrittel stark schwankt. Bei den jün-

⁴⁶⁷ R. Kluttig-Altman 2004, S. 166

⁴⁶⁸ I. Bauer u. a. 1993; dort werden zehn Randformen aufgeführt: glatte Ränder, Lippenränder, Wulstränder, Leistenränder, Dornränder, Krempränder, Rollränder, Kragenränder, Keulenränder, stehende Ränder.

⁴⁶⁹ Die Randformen werden nur kurz beschrieben (nicht so ausführlich wie bei W. Timpel). Es wird nicht die genaue Gradzahl des Winkels genannt, da nicht damit gerechnet werden kann, dass bei der Herstellung allzu genau darauf geachtet wurde. Als Kriterium wird nur zwischen schwach und stark ausbiegenden Randzonen unterschieden.

⁴⁷⁰ Dabei soll die Typisierung nicht zu fein sein, da die Keramik ja nicht auf der sich schnell drehenden Scheibe und vermutlich meist in häuslicher Arbeit hergestellt wurde, was kleinere Abweichungen unvermeidlich macht.

geren Gefäßen mit gleichmäßiger Wandungsdicke im oberen Drittel, die mit entwickelten Randformen verbunden sind, ist diese Gliederung nicht sinnvoll; bei diesen werden nur die Leitform und ihre Varianten angesprochen, nicht aber der weniger aussagekräftige Konturverlauf der Wandung im oberen Gefäßdrittel.

Einfache, auszipfelnde, schräg abgestrichene und dornartige Ränder (R 1 bis R 7)

Einfache, gleichmäßig auslaufende Profile, die weder verdickt noch gekehlt sind, zeichnen die Randformen R 1 und R 2 (Taf. 35) aus. Einfache, rund auslaufende Ränder wie sie für frühe slawische Keramik typisch sind, sind im Leipziger Material selten (ca. 1 %); die wenigen Stücke (Beispiel: Taf. 46/4) stammen aus der Humboldtstraße (GA 0) und dem Matthäikirchhof, den früh besiedelten Stellen im Stadtgebiet. Ganz vereinzelt treten noch Scherben mit annähernd rundem Profil auf, die aber die Spuren einer Nachbearbeitung mit einem Glättgerät aufweisen (Taf. 42/4 und Taf. 46/9).

Manche Ränder (Taf. 46/15) stehen dabei den kantigen Rändern (R 2) sehr nahe, die im Gegensatz zu den runden häufig vorkommen. Bei den kantigen sind die Randabschlüsse mit einem Formholz – einem Gerät aus Knochen oder Metall oder auch nur mit dem Finger – zu einer leicht kantigen Form nachgearbeitet („gerade abgestrichen“) worden. Die Kanten sind meist leicht abgerundet (ca. 78 %), bisweilen jedoch auch scharfkantig. Bei stark ausbiegenden Rändern ist die innere Kante noch deutlich abgerundet, was beim Nachaußendrücken der Wandung oder Gegendrücken gegen das Formholz durch die Finger entstanden sein dürfte.

Varianten zu den Randformen R 1 und R 2 bilden Stücke, die sich zur Mündungskante hin verjüngen, die aber fast ausschließlich bei konischen Schalen vertreten sind. Die einfachen, kantigen Ränder sind typisch für Gefäße, die eine kurze, leicht geschwungene Hals- und Schulterpartie besitzen, welche nach einem leichten Knick in einen bauchigen Gefäßkörper übergeht (Form G 1).

Einzelne Scherben der Form R 2 sind bedingt durch das Abstreichen leicht verdickt, so dass sie leicht nach außen hin leicht auszipfeln. Deutliche Auszipfelungen weisen schließlich die Vertreter der Form R 3 auf. Diese bilden den typischen Gefäßabschluss der Warenart 4.

Auszipfelnde Ränder, die außen leicht gekehlt sind, werden als eigene Form behandelt (R 4). Dabei wirkt die Auszipfelung manchmal fast wie ein schwach ausgebildeter Dorn. Die Randform R 4 tritt häufig als Typ -e auf.

Schräg abgestrichene, meist leicht verstärkte Randabschlüsse (R 5) bilden eine Weiterentwicklung der gerade abgeschnittenen Ränder. Dabei steht die Mündungskante nicht im rechten Winkel zur Außenseite des Randes – wobei die Ausrichtung der Mündungskante vom Grad des Ausbiegens des Randes abhängt. Der Übergang von gerade zu schräg abgestrichenen Rändern ist aber auch hier wie zwischen anderen einander verwandten Randformen fließend.

Die eben genannte Randform wird von einer weiteren abgetrennt, bei der der Randabschluss deutlich verdickt ist (R 6). Bei einer starken Verdickung des Randabschlusses kombiniert mit einer deutlichen Außenkehlung entstehen einfache Dornränder (R 6). Diese stellen eine Erscheinung dar, die fast ausschließlich bei der Warenart 2 und den Gefäßformen G 9 bis G 12 vorkommt.

Eine Weiterentwicklung der Randform 6 ist die Randform 7, bei der sowohl die Außenkehle wie auch der Dorn stark betont sind.

Leistenartige und unterschnittene Ränder (R 8 - R 14)

Es treten auf einer Seite stark verdickte Ränder auf, die ein fast dreieckiges Profil ergeben, wobei sie überwiegend einen geraden Mündungsrand aufweisen (R 8). Ist dieser gewölbt beziehungsweise leicht unterschritten, wird der Rand mit R 9 bezeichnet.

Bei einigen Scherben ist die Mündungskante stark verbreitert und steht annähernd senkrecht, wobei sich aber noch keine Unterschneidung andeutet (R 10). Ist diese leicht angedeutet, so dass der Rand leistenartig wirkt, wird von der Randform 11 gesprochen. Dies tritt bei relativ gleichmäßig dünnwandigen Scherben auf und scheint schon auf den Leistenrand, wie er innerhalb der Warenart 6 vorkommt, hinzuweisen. Dem Rand 11 fehlt allerdings im Gegensatz zum eigentlichen Leistenrand eine deutliche Innenkehlung (oder Deckelkehle) und er spitzt sich zum Mündungsrand hin zu.

Eine weitere Form zeigt einen breiten, verdickten Rand (R 12); ist dieser als ein Dornrand gestaltet, der unterschritten ist, wird er mit „R 13“ benannt.

Zu dünnwandigeren Gefäßen der Warenarten 5 und 6 gehören oft leicht karniesartige Profile (R 14), bei denen eine ähnlich hohe Außenfront wie bei Rand R 7 ausgebildet ist. Die Außenfront erscheint aber bei diesen leistenartig und der der Mündungsrand ist – im Vergleich zur Wandungsdicke – relativ breit. Dabei kann in eine nicht unterschrittene (R 14.1) und eine unterschrittene Form (R 14.2) gegliedert werden.

Randformen der Warenarten 6 und 7 (R 15 - R 21)

Als eine weitere Grundform tritt ein Rand mit abgerundetem, einseitig („Lippenränder“, R 15) oder zweiseitig verdicktem („Wulstränder“, R 15), breitem Abschluss auf, der bei den kantigeren Ausbildungen überwiegend ohne deutliche Innenkehlung, bei den rundlicheren meist mit offensichtlicher Kehlung in Erscheinung tritt. Ränder, bei denen eine deutliche Innenkehlung vorliegt, werden als eigene Randform R 16 isoliert. Dabei verdickt sich der Rand keulenartig nach beiden Seiten⁴⁷¹, wobei er an der Oberseite oft abgeplattet ist. Profilierte Ausformungen repräsentieren die Typen der Randform 18.

In den Randformen 19 bis 21 sind leisten- und karniesartige zu sehen. Dabei treten als verschiedene Möglichkeiten im Querschnitt der Randleiste annähernd quadratische (R 19) oder längliche Formen auf. Die Außenfront zieht bei den länglichen Formen regelhaft konkav ein, wobei der Mündungsrand im Gegensatz zu den bisher genannten leistenartigen Formen breit ist. Die länglichen Formen können gleichmäßig fast in der Breite der Randleiste auslaufen (R 20) oder sich nach oben hin stark verbreitern (R 21). Den Formen R 19 bis R 21 gemeinsam ist eine schon stark ausgeprägte Innenkehlung zur Aufnahme eines Deckels.

Zusammenfassung

Die Charakterisierung einer Randscherbe wurde zweistellig in Zahlen wiedergegeben, wobei die erste Zahl die Randausformung und die zweite den Typ beziehungsweise die Variante bezeichnet. Die Gliederung gilt nur für die Randausbildungen von Töpfen, Schalen und Schüsseln sowie Kleingefäßen; für die Einteilung von Deckeln und Kacheln müssten separate Typologien vorgenommen werden, die aber wegen der jungen Zeitstellung dieser Funde, hier nicht ausgeführt wird.

⁴⁷¹ Dabei ist er meist stärker nach außen als nach innen verdickt.

Die Formen R 1 bis R 4 sind die frühesten in Leipzig auftretenden Formen. Die Entwicklung der mittelslawischen zur spätslawischen Keramik führt zu einem stärkeren Ausbiegen der Ränder sowie zu einer stärkeren Profilierung der Randabschlüsse hin. Einfache Ränder und solche mit Auszipfelungen an der Außenseite werden schließlich von außen gekehlten profilierten Dornrändern abgelöst. Die entwickelten Randformen der Warenart 3 stammen hauptsächlich von den westlichen Grundstücken der Hainstraße (GA 2 bis 4).

Während die Formen R 1 bis R 11 (sowie teilweise R 13) als slawisch anzusprechen sind, werden die Formen R 15 bis R 21 meist als deutsch bezeichnet; die Formen R 12 bis R 14 gehören der so genannten Übergangsware an.

Eine einheitliche Bezeichnung für die Randformen zu finden ist bei der inzwischen großen Zahl an Typologien schwierig, außerdem besteht das Problem, dass die Randformen regionale Unterschiede aufweisen. Mit der Einarbeitung der Keramik vom Matthäikirchhof⁴⁷² soll jedenfalls eine für Leipzig gemeinsame Benennung gefunden werden.

3.4.3. Verzierungen

Sämtliche Töpfe der Glimmergemagerten Ware⁴⁷³ und manche der jüngeren Warenarten sind vielfältig durch Eintiefungen in den Ton verziert; sehr viel seltener sind Bemalungen, die nur bei der Warenart 8 auftreten. Bei der Glimmergemagerten Keramik fehlen frühe Verzierungsformen – wie etwa Kreisaugenverzierungen oder Ringstiche – das Spektrum der Formen setzt erst mit den Wellenbändern ein. Die Verzierungen bedeckten außen die Schulter und reichten manchmal bis in die Halszone hoch (typisch für späte Stücke der Warenart 2 und für die Warenart 4), reichten aber nur selten bis unter den Umbruch (vereinzelt bei der Warenart 1 und frühen Stücken der Warenart 2).

Die Innenseite der Randpartie wurde nur selten bei Schalen und ganz vereinzelt bei Töpfen durch Verzierungen geschmückt. Dabei kommen ausschließlich wellenförmige oder gerade Kammstriche vor. Ebenso wurde bei den jüngeren Exemplaren der Teller häufig die Oberseite mit wellenförmigen Kammstrichen ornamentiert.

Wellenbänder (V 1 - V 4)

Die dominierende Verzierungsform der so genannten mittelslawischen Keramik und in geringerem Umfang auch der so genannten spätslawischen Keramik waren (mehrzeilige) Wellenbänder beziehungsweise wellenförmiger Kammstrich (siehe Taf. 38), die mit einem drei- bis zwölfzinkigen Kamm aus Knochen oder Holz in den noch feuchten Ton gezogen worden waren. Dabei haben die Zinken des Kammes breite oder schmale Furchen hinterlassen. Diese beliebte Verzierung kann in ihrer Ausführung recht unterschiedlich ausfallen und so kann zwischen flachen und hohen, kurz- und weitschwingenden sowie runden und spitzen Wellen unterschieden werden. Diese variieren in ihrer Ausrichtung: mittig, rechtsläufig oder linksläufig kippend. Sie können regelmäßig oder unregelmäßig ausgeführt sowie flach oder tief in den Ton eingeschnitten worden sein, wobei ein großflächiges oder kleinteiliges Muster entstanden

⁴⁷² Auf den Taf. von Kūas erscheinen einige der Scherben mit stärker ausgeprägten Randpartien als sie tatsächlich aufweisen, Verjüngungen von Randlippen sind auf den Zeichnungen oft nicht erkennbar (was mit der schwarzen Ausfüllung des Scherbenprofils zusammenhängen könnte), abgebrochene Randlippen werden manchmal stillschweigend ergänzt, wobei die Rekonstruktion nicht immer nachvollziehbar ist.

⁴⁷³ Dies gilt nicht für einen Teil der Teller und konischen Schüsseln.

ist.

Die erste Variante (V 1.1) stellt eine mäßig hoch geschwungene Welle dar, eine weitere eine flache, die ein schmales Band (V 1.4 und V 1.5) oder eine flächige Verzierung aus mehreren aneinander liegenden Bändern (V 1.3) bilden kann. Die bis zu drei Bänder dieser flächigen Verzierungsart überlagern sich dabei meist etwas an der Zone, auf der sie aufeinander treffen, und wirken leicht ineinander verschlungen. Es scheint so, dass gewöhnlich zuerst das am Gefäß zuoberst liegende angebracht wurde und die weiteren von oben nach unten folgten. Ansonsten ist manchmal an Unterbrechungen der Wellenbänder zu beobachten, dass der Kamm nicht nur einmal, sondern mehrmals angesetzt wurde (V 1.6). Neben die ziemlich regelmäßig erscheinenden, genannten Formen tritt selten auch eine mit stark unterschiedlichen Bogenhöhen (V 1.7)

Neben den „ruhigen“ Wellen sind häufig steile, selten nach rechts (V 2.1), meist nach links (V 2.3) „verkippte“ Wellen zu beobachten. Bei diesen wurde der Kamm nach einem Bogen scharf nach unten gerissen, so dass immer wieder eine meist kräftig ausgebildete einzeilige Linie im Wechsel zu der mehrzeiligen, kurzen Kammwelle entstand.

Ein „weicher“ – also leicht gebogener – Scheitel ist die Form, die mit 97 %⁴⁷⁴ die Masse der wellenförmigen Kammstriche bildet, eine an einigen Scherben festgestellte Variante sind winkelförmig ausgeführte Kammstrichbänder, die ähnlich wie Form 1.1 wirken, nur spitze Scheitel aufweisen (V 1.2) oder nach links gekippt sind (V 2.4), aber dabei den einzeiligen Strich auf der rechten Seite zeigen. Während die Form V 1.2 zur so genannten mittelslawischen Keramik gehört, ist die Form V 2.4 nur im Formenkreis der so genannten spätslawischen Keramik vertreten und meist mit Einstichverzierungen kombiniert.

Diagonale Wellen sind mit 12 % relativ häufig, sie können nach links (V 3.1) oder rechts ansteigen – wobei letztere mit mittigen, mäßig starken (V 3.2) oder steil nach links gekippten (V 3.3) Wellen erscheinen können. Vereinzelt steigen diese Wellen auch fast senkrecht an (V 3.4).

Eine mit 2 % recht seltene Verzierungsart stellen bogen- oder arkadenförmige Wellenlinien dar, Halbbögen, die nach unten geöffnet sind. Die Bögen können unmittelbar aneinander ansetzen und dabei mittig sitzende (V 4.1) oder nach links gekippte Scheitelpunkte (V 4.2) aufweisen, oder aber die einzelnen Bögen überschneiden sich gegenseitig und kommen somit übereinander zu liegen (V 4.3). Diese Bögen sind häufig nach unten durch waagrecht verlaufende Bänder begrenzt (Taf. 10-5, 5). Eine Besonderheit stellt ein vermutlich einzelner, nach oben offener Halbbogen dar (Taf. 0-2, 1), der an der Stelle erscheint, an der ein Wellenband abbricht.

Zum Schluss ist noch eine Besonderheit zu nennen, das im Leipziger Material ein Einzelstück darstellt: nämlich ein horizontales Wellenband, das fast senkrecht von einem gleichartigen Wellenband überdeckt wird (V 4.4).

Horizontalbänder, diagonale Kammstriche sowie Wellen- und Horizontallinien (V 5 bis V 8)

Mit demselben Werkzeug wie die wellenförmigen Kammstriche sind die geraden Kammstriche oder Kammzüge geschaffen worden. Sie unterscheiden sich manchmal nur unwesentlich von den Wellenbändern und erscheinen dann fast wie weitschwingende Wellen (V 5.1); meist jedoch bilden sie ein streng horizontales Band, das durch breitere Zinken bestimmt ist (V 5.2)

⁴⁷⁴ Die Prozentzahlen in diesem Kap. beziehen sich auf die Gesamtmenge innerhalb der Warenarten 1 bis 4.

oder durch schmale, schwach eingedrückte (V 5.3). Horizontalbänder waren anscheinend meist in Kombination mit Wellenbändern und Kammstrichreihen gebräuchlich, kommen aber auch als alleiniges Ornament vor. Eine Besonderheit im Leipziger Fundmaterial stellt eine Scherbe mit sich kreuzenden, geraden Bändern dar (V 5.4).

So wie die wellenförmigen Kammstriche zu Diagonalen umgeformt worden sind, kommen auch diagonale gerade Kammstriche vor: nach links aufsteigend mit bogenförmigem Abschluss (V 6.1) oder an beiden Enden „offen“ (V 6.2), sowie nach rechts aufsteigend (V 6.3).

Für eine andere Verzierung wurde wahrscheinlich ein anderes Werkzeug verwendet; mit einem Stäbchen⁴⁷⁵ wurden Linien in den noch feuchten Ton gezogen – möglicherweise wurde dies aber auch – wenigstens bei den älteren Gefäßen – mit der Schmalseite eines Kammes ausgeführt. Dabei entstanden flache (V 7.1) und steil ausgezogene (V 7.2) Wellenlinien, sowie Halbbögen (V 7.3).

Daneben wurden auch gerade Linien ausgeführt, die manchmal unmittelbar nebeneinander lagen oder mit einer weiteren Linie zusammengestellt sind (V 8.1). Der Übergang von gerader zu wellenförmiger Linie ist häufiger als bei den Bändern fließend. Manchmal scheint durch Mit wenigen Beispielen sind auch diagonale Linien belegt, die sich senkrecht kreuzen (V 8.2). Diese Verzierungsart kommt in so genannter mittelslawischer Zeit gar nicht und in der Spätphase der so genannten spätslawischen Zeit (11. Jahrhundert) nur selten vor. Sie wurde bei der Glimmerhaltigen Keramik zwar nicht besonders häufig gewählt, sie setzte sich aber bei den zeitlich folgenden Warenarten – wie der Warenart 5 und der Warenart 6 fort – und ist damit im untersuchten Material eine der jüngsten.

Lange Kammstriche, kurze Kammstriche und Kammstiche (V 9 bis V 12)

Mit den diagonalen Kammstrichen sind lange Kammstriche verwandt, die sich in einem breiten Spektrum an Variationen zeigen. Zum einen sind da fast senkrechte, gerade Kammstriche (V 9.1), zum anderen mäßig steile, leicht gewellte (V 9.2); zwischen diesen beiden extremen Formen liegen viele Möglichkeiten. Sie können teilweise auch ziemlich kurz (ca. 6 mm) ausfallen (V 9.3) und leiten damit schon zu den Einstichen über. Eine abweichende Form zeigt sich in aufwärts gebogenen Kammstrichen, die von der Waagrechten in die Senkrechte übergehen (V 9.4); diese Form ist nur innerhalb der so genannten mittelslawischen Keramik belegt.

Die kurzen Kammstriche sind nicht immer gerade, sie können unterschiedlich stark gekrümmt sein; bisweilen sind sie stark gekrümmt (V 9.5). Ein Teil der Kammstriche ist an einem Ende mit einer nach unten gezogenen Linie (parallel zur Gefäßachse) abgeschlossen – ähnlich den gekippten Wellenbändern; sie können dabei regelmäßig mit kleineren Abständen zwischen einander angeordnet sein (V 9.6) oder unmittelbar aneinander anschließen (V 9.7) und dabei eine geschlossene Fläche bedecken. Als Sonderform treten auf einer Scherbe sich schneidende Züge von Kammstrichen (V 9.8) auf.

Kurze Kammstriche sind bei der so genannten spätslawischen Keramik ziemlich häufig, sie stehen in keinem erkennbaren Zusammenhang zu den längeren Kammstrichen, was ihre Anordnung auf dem Gefäß betrifft. Sie können in senkrechten (V 10.1) oder schrägen (V 10.2) Linien mit Zwischenräumen angeordnet sein oder so dicht gesetzt, dass ein flächiges Muster entsteht (V 10.3). Diese Ornamente sind meist mit einem fünf- oder sechszinkigen Kamm ausgeführt worden; dagegen kommt bei der Warenart 5 eine Sonderform vor, bei der von

⁴⁷⁵ H. Küas nimmt als Material eines solchen Stäbchens Horn an (1976a, S. 302).

einem zweizinkigen Instrument verursachte schräge Einstiche (V 10.4) zu beobachten sind.

Kammstichreihen von vier bis neun Eindrücken, die mit einem Kamm in den noch feuchten Lehm gestochen wurden, sind im Leipziger Material häufig vertreten. Sie können einzeln auftreten oder sind in Reihen beziehungsweise Gruppen geordnet. Wenn sie in Reihen ausgerichtet sind, stehen diese nur selten senkrecht (V 11.3), sondern sind meist schräg nach links oben gerichtet (V 11.1). Manchmal bilden die Einstiche jedoch auch unregelmäßig angeordnete Felder und Bänder (V 11.2). Bei der Warenart 5 erscheinen schließlich waagrecht (V 11.4) oder diagonal (V 11.5) ausgerichtete Anordnungen, die an Rollstempelverzierungen erinnern und durch quadratische oder dreieckige Zinken hervorgerufen worden sind.

Die Kammstiche sind in mittelslawischer Zeit eher selten, nehmen ab der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts zu und erreichen im Ausgang des Jahrhunderts eine große Beliebtheit, um dann um 1100 wieder an Bedeutung zu verlieren. Während sie erst als alleinige Verzierung auf Gefäßen vorkommen, sind diagonale Kammstichreihen bei der jüngeren spätslawischen Keramik oft mit mittelhohen, kurzschwingenden Wellenbändern kombiniert. Prinzipiell kann festgestellt werden, dass die frühen Einstiche meist breiter sind und nicht so tief eingedrückt sind wie die späten.

Es sollen noch ein paar Verzierungen gezeigt werden, bei denen verschiedene Formen miteinander kombiniert waren: Einstiche mit flachen Wellenbändern (V 12.1), kurze Kammstriche mit einem Wellenband (V 12.2) und ein Wellenband, das in Einstiche übergeht (V 12.3).

Verzierungen bei den nicht mit Glimmer gemagerten Warenarten

Nicht nur bei der Glimmergemagerten Keramik zeigt sich, dass verschiedene Verzierungsarten mit bestimmten Warenarten verknüpft sind, augenscheinlicher ist dies bei den zeitlich auf diese Keramik folgenden Warenarten 5 bis 9.

Als Verzierungen der Warenart 5 treten Wellenlinien und rotbraune Tupfen auf, wobei festzustellen ist, dass die Linien für die Unterart 5.1 und die Tupfen für die Unterart 5.2 typisch sind (siehe das folgende Kapitel). Ebenso kommt diese rotbraune Bemalung bei der Warenart 8 oft vor⁴⁷⁶, Wellenlinien dagegen ist eine – wenn auch seltene – Verzierung der Warenart 6. Die frühen Vertreter der Warenart 7, die in dieser Arbeit behandelt werden, sind durchweg unverziert und weisen nur Gurtfurchen auf. Verzierungen im eigentlichen Sinn – wie Rollstempelverzierungen –, die bei der Warenart 7 auftreten, sind erst eine Erscheinung der Stücke ab dem 14. Jahrhundert⁴⁷⁷. Die Warenart 9 sticht durch eine für das Mittelalter besondere Verzierungsart zwischen den anderen Warenarten heraus: Eine grüne, gleichmäßig auf die Außenseite aufgetragene Bleiglasur. Der Umstand, dass die Glasur außen und nicht innen auf den Scherben gestrichen wurde, weist diese als Verzierung aus, da ein funktioneller Nutzen zurücktritt.

Zusammenfassung

Es fehlen unverzierte Gefäße des „Prager Typs“ ganz, weshalb daran gedacht werden sollte, dass in der Region Saale/ Mittlere Mulde die Keramik der „Rüssener Phase“ den Platz der

⁴⁷⁶ Ein Einzelstück dieser WA weist eine Rollstempelverzierung auf (Taf. 65/20), die nicht in das Bild zu passen scheint; nach der unregelmäßigen Abfolge der Eintiefungen, scheint es sich dabei aber um eine Imitation handeln.

⁴⁷⁷ Dabei sei auf die Arbeit von R. Kluttig-Altman verwiesen (2004, S. 236 u. a.)

frühesten slawischen Keramik einnimmt.

Die Gliederung der Verzierungen in einzelne Formen kann irreführen, denn es zeigt sich, dass oft unterschiedliche Formen auf einem Gefäß aufeinander abgestimmt zu beobachten sind. Es sind oft zwei- bis dreifach übereinander gezogene Wellenbänder oder ein Wellenband, das in Kombination mit waagerechten Bändern auftritt, die das Ornament nach unten begrenzen oder beidseitig einfassen. Die Wellenbänder sind besonders bei der späten Keramik des 10./ 11. Jahrhunderts tief in den Ton eingearbeitet und in den Bögen nahezu spitz ausgezogen. Bei dieser Form, der oft nach links gerichteten Welle, wird in Gegensatz zur deutschen Keramik, wo diese Art nicht auftritt, von einer slawischen Welle gesprochen. Seltener kommen kleine, ca. 1 cm hohe Wellenbänder vor die das gesamte Gefäßoberteil bedecken.

Die Wellenbänder können unterhalb des Randes Halbbögen bilden, da sie aufgrund der Halsmulde unterbrochen werden. Dies scheint ein typisches Merkmal für so genannte spätslawische Keramik zu sein – zuweilen kommen die Halbbögen aber auch in mittelslawischer Zeit bei Schüsseln vor wie die Funde aus dem Grabungsabschnitt 0 belegen (Beispiel: Taf. 42/13).

Manche der aufgeführten Merkmale bilden keine zuverlässigen Datierungskriterien: So ist etwa der Umstand, ob die Linien flach oder tief eingeschnitten sind, anscheinend meist unbedeutend und auch aus der Stärke der Zinken beziehungsweise dem Abstand zwischen den Zinken sind nur stark eingeschränkt chronologische Schlüsse zu ziehen. Es können unterschiedliche Verzierungen mit ein und demselben Kamm angefertigt worden sein, wie Harald W. Mechelk nachweisen konnte⁴⁷⁸ und wie sich bei dem Übergang eines gewellten Gurtbands in eine Einstichverzierung (Taf. 56/23) zu zeigen scheint. Jedoch scheint die Breite der Käme beziehungsweise die Anzahl der Zinken am Kamm für eine typologische Einordnung interessant zu sein.

3.5. Keramikgruppen als Ergebnis der Betrachtungen

3.5.1. Kombination der technologischen und formalen Merkmale

Bei der Glimmerhaltigen Keramik fällt es schwer, sie in Materialgruppen aufzuteilen, da sie in der Machart auf den ersten Blick recht einheitlich erscheint: mittelgrob bis grob gemagert und mäßig hart bis hart gebrannt. Doch bei genauer Betrachtung sind Unterschiede zu erkennen; diese Betrachtung der technologischen Unterschiede wird jedoch meist vernachlässigt, weil die formalen Unterschiede in Randform und Verzierungsart sehr viel stärker das Auge auf sich ziehen. Sinnvoll ist es eine Kombination der nach technologischen und formalen Kriterien erstellten Gruppen vorzustellen. In diesem Kapitel soll aufgezeigt werden, welche Warenart mit welchen formalen Merkmalen kombiniert ist und welche formalen Merkmale wiederum sich auf welche Warenarten verteilen.

Eine Gliederung der Keramik nach technologischen Gesichtspunkten birgt die Gefahr in sich, von einer stetigen Qualitätszunahme auszugehen. Das Fundmaterial widerspricht dieser nahe liegenden Annahme, dass die Entwicklung grundsätzlich von der gröberen zur feineren Machart führte. Gegen diese These spricht zum Beispiel die Warenart 4, die schon früh auftritt, aber sehr sorgfältig gestaltet wurde. Woher die Hersteller ihre Inspiration erhielten – etwa durch

⁴⁷⁸ Anmerkung von H. W. Mechelk anlässlich des Kolloquiums „Mittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik in Sachsen“ am 11.7.1998 im Landesamt für Archäologie Sachsen (Japanisches Palais)

kulturelle Einflüsse – ist nicht zu sagen. Man ist versucht, wegen der feinen Machart an eine Art Tischgeschirr zu denken, die mit einer Änderung der Gesellschaftsstruktur zusammenhängen könnte, wie zum Beispiel der Herausbildung einer Adelsschicht. Trotzdem ist die Annahme, dass es sich Kochgeschirr handelte die wahrscheinlichere. Ebenso ist die Warenart 5 oft sorgfältiger ausgeführt als die zeitlich auf sie folgende Warenart 6, was auch der genannten Annahme widerspricht.

Probleme bei Klassifizierung sind eine lästige, aber unvermeidliche Begleiterscheinung, für die zwei Beispiele genannt werden sollen: Bei einem Vergleich der unter der Warengattung ohne Glimmer gemagerten Keramik vereinigten Warenarten wird die Scherbenfarbe berücksichtigt, die bei der Glimmergemagerten Keramik dagegen nur eine untergeordnete Rolle spielt. Die Trennung zwischen den Warenarten 2 und 3 ist gut zu begründen, jedoch wird dabei nur die geringere Wandungsstärke, bedingt durch eine schneller rotierende Töpferscheibe, als Kriterium herangezogen. Die Trennung der Warenarten 1 und 2 dagegen beruht auf den Unterschieden in den Magerungsanteilen.

3.5.2. Die verschiedenen Keramikgruppen

Nach der Nennung möglicher Schwierigkeiten, die bei der Beurteilung einzelner Scherben auftreten können, werden bei den folgenden Überlegungen die verschiedenen Keramikgruppen charakterisiert. Zur weiterführenden Klassifizierung der Keramik wird diese in mehrere Gruppen gegliedert, wobei die verschiedenen Merkmale einfließen; auf Warenart und Gefäßform wird aber besonderes Gewicht gelegt.

Dabei ziehen manche der Keramikgruppen über einen größeren Zeitraum hinweg und können nur ungenau zur Datierung beitragen, andere – wie etwa die mit der Warenart 4 verbundene Keramikgruppe – scheinen auf eine kurze Benutzungszeit beschränkt zu sein.

Die Leipziger Glimmerhaltige Keramik zeigt deutliche Elemente, die eine Gruppe charakterisieren. Während die Keramik in Halle schon Vertreter der braunen Standbodenkeramik aufweist wie sie zum Beispiel aus Thüringen bekannt ist, fehlt eine solche Keramik aus dem Leipziger Stadtgebiet. Bei der Keramik des Leipziger Umlandes tauchten vereinzelt Motive der nördlich an die Leipziger Gruppe anschließenden „Ützer Gruppe“⁴⁷⁹ auf, wie etwa lange, senkrechte Kammstriche, die zum Teil leichte Wellenlinien bilden⁴⁸⁰, auch diese fehlen weitgehend im Leipziger Stadtgebiet⁴⁸¹. Desgleichen fehlen auch Vertreter so genannter böhmischer Keramik wie sie etwa aus dem ca. 90 km Luftlinie entfernten Meißen bekannt sind⁴⁸². Die homogene Erscheinung des Fundmaterials insgesamt sowie das Fehlen von Keramik aus anderen Regionen rechtfertigen damit die Namensgebung „Leipziger Gruppe“.

In Meißen werden die von Vogt für Westsachsen definierten „Gruppen“ mit gleichnamigen „(Meißner) Typen“ bezeichnet⁴⁸³, wobei aber die jeweiligen Merkmale von den Gruppen und Typen anscheinend als aufeinander übertragbar angesehen werden. Diese neuen Begriffe wurden vermutlich vergeben, um die räumliche Entfernung der Keramikfundorte zu betonen, durch die gewisse Unterschiede in den Formen und der Datierungen auftreten können.

⁴⁷⁹ H. Brachmann 1978, S. 21

⁴⁸⁰ D. Lange 2001, Abb. 26/14,15

⁴⁸¹ Ausnahmen bilden Randscherben vom Matthäikirchhof (H. Küas 1976a, Taf. 9/5 und Taf. 59b); hierbei handelt es sich aber ausschließlich um die für die Ützer Gruppe weniger typischen gewellten Kammstriche.

⁴⁸² A. Schmid-Hecklau 2004, S. 169ff.

⁴⁸³ A. Schmid-Hecklau 2004; so wird z. B. aus der „Kohrener Gruppe“ der „Kohrener Typ“ (S. 194 u. a.).

Röthaer Gruppe

Scherben der „Röthaer Gruppe“ erschienen in den frühen Siedlungen im Bereich der heutigen Humboldtstraße und dem ehemaligen Matthäikirchhof. Ihre Gefäße gehören den Warenarten 1 und 2 an – wobei wahrscheinlich sämtlich gefundene Scherben der Warenart 1 der Gruppe Rötha zugeordnet werden können und die Gruppe Rötha sich die Warenart 2 mit der zeitlich folgenden Gruppe Groitzsch teilen muss. Als repräsentative Gefäßformen können vor allem die bauchige Form G 1 und doppelkonische Form G 4 gelten, als kennzeichnende Randformen die einfachen rundlichen (R 1)⁴⁸⁴, die einfachen kantigen (R 2) und die leicht auszipfelnden (R 3). Als Verzierungsarten kommen hauptsächlich Wellenbänder in den verschiedensten Ausführungen vor, wobei das nach links gekippte Wellenband nur vereinzelt aufzutreten scheint. Teller, welche der Röthaer Gruppe zuzurechnen sind, tragen normalerweise keine Verzierungen und weisen eine einfache, wulstige Randgestaltung auf.

Es gibt deutliche Entsprechungen beim Leipziger und Meißner Fundmaterial, so dass eine Datierung dieser frühen Leipziger Keramik über die Meißner Stratigrafie erfolgen kann. Als Vergleichsstücke aus Meißen sind etwa die auf der Abb. 271⁴⁸⁵ dargestellten Stücke 1, 3 und 25 zu nennen, für die im Leipziger Material entsprechende Stücke zu finden sind und die dem Siedlungshorizont 1 angehören.

Im Meißner Material hatte die Gruppe Rötha im Siedlungshorizont 1 (kurz vor 930 bis um 960) ihren mengenmäßigen Schwerpunkt und kam bis ins beginnende 11. Jahrhundert hinein noch ziemlich häufig vor⁴⁸⁶. Bei den Ausgrabungen auf der Burg Magdeborn (Ldkr. Leipziger Land) konnte Harald W. Mechelk eine einphasige, durch kriegerische Auseinandersetzungen zerstörte Burg mit vielen Fundstücken der Röthaer Gruppe aus der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts belegen⁴⁸⁷. Durch diese beiden wichtigen Fundorte kann es als ziemlich sicher gelten, dass die Röthaer Gruppe schwerpunktmäßig im 2. Drittel des 10. Jahrhundert vorkam. Es muss damit gerechnet werden, dass die Röthaer Keramik schon im 9. Jahrhundert einsetzte, wofür Heinz-Joachim Vogt die Untersuchungen zur Burganlage Kretzschau-Groitzschen (Land Sachsen-Anhalt) als Beweis sah. Dort war diese Keramik zusammen mit Metallfunden des 9. und beginnenden 10. Jahrhunderts vergesellschaftet⁴⁸⁸.

Groitzscher Gruppe

Die auf die Röthaer Gruppe folgende Keramik ist von Vogt mit „Groitzscher Gruppe“ (oder Gruppe III) bezeichnet worden. Die Groitzscher Gruppe wird durch Gefäßformen charakterisiert, die in der Halszone betont sind und bei denen vor allem die Form G 9 zu nennen ist. Als typische Randformen treten dabei auszipfelnde und außen gekahlte Ränder (R 4), schräg abgestrichene Ränder (R 5) und schräg abgestrichene und außen gekahlte Ränder (R 6) auf, als Verzierungsformen das nach links gekippte Wellenband (V 2.3) und die häufig zu beobachtende Kombination von Kammstichen und Wellenband (Taf. 55/4). Die Teller dieser Gruppe sind meist mit Wellenbändern verziert und mit einem gerade abgestrichenen Rand ausgestattet

⁴⁸⁴ Dies in deutlich geringerem Maß als die beiden folgenden Randformen; die Form R 1 ist auch die übliche Randform der Rüssener Gruppe.

⁴⁸⁵ A. Schmid-Hecklau 2004

⁴⁸⁶ A. Schmid-Hecklau 2004, S. 191

⁴⁸⁷ H. W. Mechelk 1997, S. 17f.

⁴⁸⁸ H. Brachmann 1969; siehe dazu auch H.-J. Vogt 1987, S. 174

(Taf. 54/8).

Die Keramik der Groitzscher Gruppe wird in Westsachsen und Meißen deutlich unterschiedlich datiert, so dass Schmid-Hecklau eine „frühe Regionalentwicklung“ in dem Raum südlich von Leipzig annimmt⁴⁸⁹. Die Meißner Stratigrafie kann deshalb zur Datierung der Leipziger Funde für diese Gruppe nicht dienen, sondern es muss auf die Ergebnisse von der Wiprechtsburg zurückgegriffen werden. Vogt zieht zur Datierung der Groitzscher Gruppe Keramik aus den Burgphasen I und II heran, was zu einer zeitlichen Einordnung von der 1. Hälfte des 10. Jahrhunderts bis ins letzte Viertel des 11. Jahrhunderts führt.

Die älteren – und eigentlich typischeren – Formen der Groitzscher Gruppe (aus den Burgphasen I und II), welche durch „dreigliedrige“, doppelkonische und wellenverzierte Formen gekennzeichnet sind, treten im Meißner Fundgut nur vereinzelt (als Variante 3) auf⁴⁹⁰. Die „profilierten Varianten“ (1 und 2) mit abgesetzter Halszone und kurzschultrigem, steilwandigem Gefäßprofil überwiegen hier. Das Auftreten dieser verschiedenen Formen an beiden Orten reicht jedoch nicht ganz zur Erklärung der unterschiedlichen Datierungen der Funde der Groitzscher Gruppe von der Wiprechtsburg und vom Meißner Burgberg.

Die jüngeren Groitzscher Formen kommen aus dem Siedlungshorizont B/C vom Matthäikirchhof, bei dem es sich um einen stratigrafisch nicht zu gliedernden Mischhorizont handelt, der aus dem 10./ 11. Jahrhundert stammen soll⁴⁹¹. Zu den Stücken der Stufe C von Langhammer passen gut die von Schmid-Hecklau als Variante 1 und 2 bezeichneten jüngeren Formen der Groitzscher Gruppe. Allerdings sind letztere in Meißen erst ab dem späten 11. Jahrhundert nachweisbar und treten gehäuft erst im Siedlungshorizont 5.1-5.2 (kurz nach 1090 bis zum 12. Jahrhundert) auf.

Kohrener Gruppe

Die Kriterien für eine Zuweisung zur Kohrener Gruppe sind von Vogt formuliert worden⁴⁹²: Wie in der Groitzscher Gruppe sind auch die Ränder in der Kohrener Gruppe stark profilierte, gekehlte Dornränder, im Gegensatz zur Groitzscher Gruppe sind die Gefäße jedoch bauchig und weisen eine deutliche Halszone auf, an welcher üblicherweise die Verzierungen angebracht sind. Diese bestehen meist aus Wellenlinien oder aus mit schmalen Kämmen gezogenen Wellenbändern.

Da diese Gruppe Kennzeichen so genannter slawischer und so genannter deutscher Keramik vereinigt, gilt sie als „Übergangskeramik“.

Namensgebender Fundort der Kohrener Gruppe ist ein geschlossener Komplex an Keramikfunden aus einer südlich der Burg Kohren gelegenen Grube⁴⁹³, die allerdings nicht durch charakteristische Begleitfunde zu datieren war. Die Kohrener Gruppe besitzt in Meißen ähnlich der Groitzscher Gruppe ihren Schwerpunkt von 38 % der gesamten Keramik im Siedlungshorizont 5.1-5.2 (kurz nach 1090 bis zum 12. Jahrhundert)⁴⁹⁴. Vogt datierte die Kohrener Gruppe ins 12. und beginnende 13. Jahrhundert⁴⁹⁵. Kohrener Formen treten in den Horizonten 2 und 3 der Burg III auf und in dem durch ¹⁴C-Daten abgesicherten Zerstörungshorizont um

⁴⁸⁹ A. Schmid-Hecklau 2004, S. 193

⁴⁹⁰ A. Schmid-Hecklau 2004, S. 193f., siehe auch S. 163 unten

⁴⁹¹ L. Langhammer 1960, S. 92, Abb. 33f., L. Langhammer 1961, S. 492-495, Abb. 1; der Horizont B/C setzt sich vermutlich aus Überresten der Siedlung B und der Wallanlage zusammen sowie dem Horizont C.

⁴⁹² H.-J. Vogt 1968b, S. 414f., Abb. 16-25; H.-J. Vogt 1987, Abb. 138

⁴⁹³ H.-J. Vogt 1968b, S. 413f.

⁴⁹⁴ A. Schmid-Hecklau 2004, S. 130

⁴⁹⁵ H.-J. Vogt 1968b

1120 ± 40 Jahre. Die Zeitstellung der Funde dieser Gruppe war dagegen auf dem Matthäikirchhof nicht klar genug einzugrenzen.

Gruppe schiefbrig brechender Scherben

Diese Gruppe ist streng an die Warenart 4 gebunden und kann im Gegensatz zu den meisten anderen Gruppen durch wenige stilistische Merkmale definiert werden: Durch das Vorkommen gerade kantig abgestrichener (R 2) und mehr noch auszipfelnder Ränder (R 3) beziehungsweise „unruhiger“ Wellenbänder (V 1.5) sowie unterschiedlich langen, aber fast immer gebogenen Kammstrichen (V 9.2, V 9.3 und V 9.4); eine Zuweisung zu Gefäßformen war nicht möglich, ähnliche Topfformen wie späte Stücke der Warenart 1 und frühe der Warenart 2 sind aber am wahrscheinlichsten, da sie fast ausschließlich mit diesen vergesellschaftet waren.

Da diese Gruppe aus anderen Fundorten nicht bekannt (oder nicht beschrieben) wurde, ist man bei ihrer zeitlichen Einordnung auf die lokale Stratigrafie angewiesen. Ein hoher Anteil dieser Gruppe kann als Indikator für ältere Befunde dienen, denn sie kam bislang ausschließlich in Horizonten vor, die aus der Zeit vor 1000 stammen. Es ist durchaus möglich, dass es sich bei dieser Gruppe um eine lokal eng begrenzte Erscheinung handeln könnte, die an anderen Fundorten nicht zu beobachten ist.

Helltonige Standbodenkeramik

Die Gefäße dieser Gruppe wurden wie die zuvor genannten und die noch folgende Gruppe im Wulstverfahren aufgebaut und in ihrem oberen Drittel nachgedreht. Mit ihrer Dünnwandigkeit stellen sie anscheinend eine technologische Weiterentwicklung gegenüber der Grotzschker und der Kohrener Gruppe dar und werden – öfter noch als die Kohrener Gruppe – manchmal mit dem Begriff Übergangskeramik bezeichnet. Die übliche Randform besteht aus hohen Dornrändern sowie Kragenrändern, die häufigsten Verzierungsformen aus sich meist überlagernden Wellenlinien und seltener aus gereihten Kammstichen im oberen Schulterbereich. Die ihr zugehörige Gefäßform sind hohe, hochschultrige Töpfe mit ausladendem Rand, die meist eine s-förmige Profilierung zeigen.

Im Leipziger Material fehlen oft aber nicht immer Glimmerteilchen in der Magerung, und wenn diese vorkommen, dann im Vergleich zur Glimmerhaltigen Keramik in sehr geringer Dichte.

Die Datierung ergibt sich aus der Stratigrafie in Grotzsch, wo sie zeitlich innerhalb des Beginns der Burg III (um 1080) und dem Ende von Burg IV (1224) liegt. Mit einem „allgemeinen Gebrauch“ dieser Keramik rechnet Vogt für die Zeit um 1100⁴⁹⁶.

Wie schon in Kapitel 2.1.2. angesprochen kommt diese Keramik in nur kleiner Zahl vor, was mit einem Gebrauch der Gefäße durch nur eine bestimmte Gesellschaftsgruppe zusammenhängen mag.

Braungraue Standbodenkeramik

Die nachgedrehte Ware, die in der zeitlichen Abfolge zwischen der so genannten spätslawischen Keramik und der Übergangsware sowie der voll entwickelten Drehscheibenware

⁴⁹⁶ H.-J. Vogt 1968b, S. 180-183

(„blaugraue Ware“) steht, kann als „vorblaugraue Ware“ oder „braungraue Keramik“ bezeichnet werden⁴⁹⁷. Sie ist bereits ausführlich im Kapitel 3.3. als Warenart 6 beschrieben worden und kann verschiedene Eigenheiten auf sich vereinen: Sie weist zum einen eine ähnliche Verteilung der Wandungsdicken auf dem Gefäßkörper und durch die Herstellung auf der Drehscheibe entstandene Spuren auf wie die Warenart 5 und zum anderen ähnliche Magerungsanteile und durch den Brennvorgang entstandene Farben wie die Warenart 7.

Sie ist einerseits – in stratigrafisch tiefer liegenden Befunden – oft mit der helltonigen Keramik vergesellschaftet und andererseits – in den stratigrafisch höher liegenden Befunden – mit der voll entwickelten Drehscheibenware. Damit ergibt sich für sie, dass sie sich vermutlich allmählich, etwas zeitlich versetzt, neben der helltonigen Keramik im 2. Drittel des 12. Jahrhunderts herausbildete und spätestens um die Mitte des 13. Jahrhunderts von der reinen, technologisch verbesserten Drehscheibenware abgelöst wurde.

Über das Erscheinen der so genannten blaugrauen Keramik urteilte Paul Grimm 1933, dass dieses nicht plötzlich erfolgte und diese Keramik „nicht in Mitteldeutschland als etwas völlig Fremdes von außen eingedrungen“ war, sondern sich allmählich aus der einheimischen Keramik entwickelt hatte⁴⁹⁸. Dieser Aussage kann nach den Neufunden prinzipiell zugestimmt werden, wenn Grimm damit schon die vorgraublaue Ware gemeint hatte, deren Randformen denen der älteren Warenarten oft recht ähnlich sind, und wenn ein erster Anreiz zu ihrer Herstellung aus weiter westlich gelegenen Gebieten nicht ausgeschlossen wird.

Blaugraue Standbodenkeramik

Die Eigenheiten der blaugrauen Keramik sind ebenfalls bereits ausführlich im Kapitel 3.3. in der Beschreibung der „Warenart 7“ genannt worden. Küas formuliert diese ebenfalls⁴⁹⁹: das Formen des Gefäßkörpers aus einer homogenen Masse heraus mit beiden Händen, die dünne Gefäßwandung und die hoch entwickelte Brenntechnik, die einem harten, aber nicht spröden Scherben führte. Damit wird deutlich, dass seine Keramikstufe F reine („blaugraue“) Drehscheibenware bezeichnet und nicht die vorausgehende nachgedrehte („braungraue“) Keramik. Die Diskussion um den Beginn einer regionalen Produktion der so genannten blaugrauen Ware setzte schon früh ein. Johannes Kretzschmar nahm 1941 einen Anfang kurz nach 1200 an⁵⁰⁰. Dabei behauptet er, dass in Sachsen sich „fast durchweg die blaugraue Keramik unmittelbar an die spätslawische“ anschließt. Dabei zeigt sich schon das Problem, dass nicht immer klar zwischen einer vorgraublauen Ware (hier: braungraue Keramik), bei der es sich um nachgedrehte Keramik handelt, und der eigentlichen blaugrauen Ware, ein Begriff, der in der aktuellen wissenschaftlichen Literatur nur für reine Drehscheibenware verwendet wird, unterschieden worden ist.

Herbert Küas nimmt für Leipzig schon einen sehr frühen Übergang zur blaugrauen Ware an. Er schreibt, dass die blaugraue Keramik „sich in der 2. Hälfte des 12. Jahrhundert zu verbreiten beginnt“⁵⁰¹. Diese Aussage wurde von Vogt kritisiert, der nach den Ergebnissen von der Wiprechtsburg das Einsetzen einer Produktion blaugrauer Keramik in der Region nach 1224 als gesichert ansieht⁵⁰².

⁴⁹⁷ Zeitweise wurde für sie auch der Begriff „weiche Grauware“ verwendet (so T. Westphalen 1995, S. 173-176; siehe auch R. Kluttig-Altman 1999). Dieser aus der norddeutschen Literatur stammende Begriff wurde vermutlich verwendet, um sie von der „harten Grauware“ (die dann für die „blaugraue Ware“ stehen soll – siehe folgender Absatz) abzugrenzen.

⁴⁹⁸ P. Grimm 1933, S. 13

⁴⁹⁹ H. Küas 1976a, S. 316

⁵⁰⁰ J. Kretzschmar 1942, S. 98

⁵⁰¹ H. Küas 1976a, S. 316f., S. 267

⁵⁰² H.-J. Vogt 1968b, S. 195

Die frühe Datierung der blaugrauen Keramik wurde durch eine zeitliche Einordnung der vorausgehenden Keramik der Gruppen D und E in das 11./ 12. Jahrhundert von Liesdore Langhammer angebahnt⁵⁰³. Küas ließ dann anscheinend direkt auf die im 12. Jahrhundert auslaufende Keramik der Stufe E die „blaugraue Keramik“ als Stufe F folgen, die bis ins 15. Jahrhundert produziert worden sein soll. Friedemann Winkler nahm an, „dass Küas seine Datierung unausgesprochen, aber erkennbar an die kunsthistorisch und stratigrafisch gesicherten Daten der Erbauung des Vorgängerbaus der Thomaskirche, um 1150, der Nikolai-kirche im letzten Viertel des 12 Jahrhunderts, und wohl auch an das traditionelle Datum des Leipziger Stadtbriefes (um 1165)“ anschloss⁵⁰⁴.

Nach heutigem Erkenntnisstand ist die blaugraue Ware erst im Laufe der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts angefertigt worden. Die Produktion dieser – in ihrer Spätphase häufig mit Rollstempeln verzierten Töpfe, Schüsseln und Krüge – Warenart wurde dann bis ins 15. Jahrhundert hinein fortgesetzt und erst durch die Herstellung oxidierend gebrannte Drehscheibenware, die Ralf Kluttig-Altman als „Gelbe Irdenware“ bezeichnet⁵⁰⁵, ersetzt. Als häufigste Randformen der „(dunklen) blaugrauen Irdenware“ nennt er Lippen-, Wulst-, Leisten- und Dornränder, sowie auch Krimp-, Kragen- und stehende Ränder⁵⁰⁶; dieses breite Spektrum an Rändern zeugt von der lang anhaltenden Beliebtheit dieser Warenart.

Weißer feine Irdenware

Die Bandbreite an unterschiedlichen Warengruppen einer helltonigen oder weißen Irdenware mit rötlicher Bemalung scheint breit zu sein. Im Leipziger Stadtgebiet selbst kommt neben der hier vorgestellten Warenart 8 eine weitere Warengruppe mit weißem Scherben vor, eine Irdenware mit Rollstempeldekor und ohne Bemalung⁵⁰⁷, deren Scherbenfarbe im Gegensatz zur Warenart 8 keine leichte gelbliche Tönung aufweist, sondern reinweiß ist. Auch diese Keramik wurde vornehmlich für besondere Gefäßformen verwendet, ist aber von der Warenart 8 durch eine größere Spanne zeitlich getrennt.

Zu den bislang ältesten Stücken der mit der Warenart 8 vergleichbaren Keramik gehören Funde von der Wiprechtsburg, die aus der Phase III stammen (ca. 1080 bis ca. 1120)⁵⁰⁸. Insgesamt kann ein Vorkommen dieser helltonigen Keramik durch das gesamte 12. Jahrhundert bis in die 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts angenommen werden⁵⁰⁹; die hier vorgestellten Scherben dürften am Ende dieses zeitlichen Rahmens anzusiedeln sein. Prinzipiell scheint diese besondere Keramik schwer zu datieren zu sein, da wegen ihrer Qualität die einzelnen Gefäße bestimmt über einen längeren Zeitraum hin benutzt wurden. Eine lokale Produktion ist denkbar und wird für die verwandten Warengruppen vermutet⁵¹⁰, es kann jedoch nicht ausgeschlossen werden, dass mit diesen handlichen, qualitätvollen Kleingefäßen über eine größere Strecke hin gehandelt wurden.

Glasierte Irdenware

⁵⁰³ L. Langhammer 1960, S. 401

⁵⁰⁴ F. Winkler 1998, S. 26

⁵⁰⁵ siehe dazu R. Kluttig-Altman 2004, S. 194f.

⁵⁰⁶ R. Kluttig-Altman 2004, S. 191

⁵⁰⁷ R. Kluttig-Altman 2004, S. 196f.

⁵⁰⁸ H.-J. Vogt 1987, S. 77

⁵⁰⁹ Y. Hoffmann 1997, S. 36

⁵¹⁰ Y. Hoffmann 1997, S. 41 bzw. R. Kluttig-Altman 2004, S. 196; letzterer verweist auf die Pfeifentonvorkommen in der Umgebung Leipzigs.

Für die entwickelte glasierte Irdenware der Neuzeit ist ein oxidierend gebrannter Scherben mit gelblichen, namengebenden Farbtönen typisch, der mittelgroße Magerungsanteile aufweist und den Kluttig-Altman der Gelben Irdenware zuordnet. Die vorherrschenden Farben der fast immer außen aufgetragenen Bleiglasur sind dabei grün und gelb mit verschiedenen Zwischentönen⁵¹¹. Während bei der hier vorgestellten mittelalterlichen Warenart 9 die Glasurfarben ebenfalls grün sind, unterscheidet sich der Scherben selbst entscheidend von der neuzeitlichen Keramik durch die durchweg feine Magerung und durch die stets ins weißlich Graue spielende Farbe.

Bei den Gefäßformen treten nur Sonderformen auf, welche anscheinend als wichtig genug betrachtet wurden, um die neuartige und aufwändige Technologie an ihnen anzuwenden. Der durchweg schlechte Erhaltungszustand der Scherben erlaubt es leider nicht, Gebrauchsspuren an ihnen festzustellen.

3.5.3. Datierungsgrundlagen und Fehlerdiskussion

Wie sich gezeigt hat, muss immer wieder auf die verschiedenen Stratigrafien benachbarter Fundorte und ihre jeweiligen Datierungen verwiesen werden, ohne dass eine ganz zufrieden stellende Lösung zur Datierung der verschiedenen Keramikgruppen erreicht werden kann.

Die entscheidenden Anhaltspunkte bieten die Datierungen der Meißner und der Groitzscher Keramik. Leider bildet auf dem Meißner Burgberg die Masse der Funde eine Keramik, die nicht der in Leipzig gefundenen Keramik entspricht. Nach Schmid-Hecklau soll es sich dabei um „böhmische“ Keramik handeln, was für ein Teil der Keramik auch sicher zutreffen mag⁵¹². Trotzdem kommen daneben noch genügend Scherben vor, die als „westsächsisch“ bezeichnet werden und die den Leipziger Funden teilweise recht ähnlich sind.

⁵¹¹ R. Kluttig-Altman 2004, S. 197-210

⁵¹² Nicht ganz gelöst bleibt die Frage, wie diese Keramik nach Meißen gekommen sein soll. Die Anlehnung an tschechische/ böhmische Fundgruppen erscheint problematisch, da so regionale Eigenheiten der Töpfertraditionen im Meißner Raum nicht erkannt werden können. Eine Trennung nach den verwendeten Tonvorkommen wird durch die Lage beider Keramikregionen an der Elbe sich als schwierig gestalten.

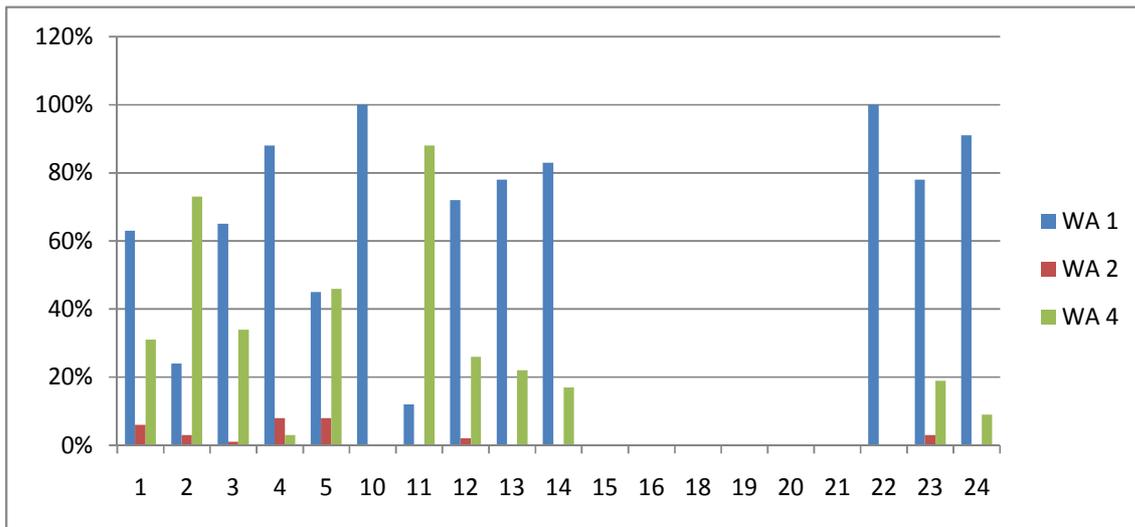


Abb. 4: Verhältnis der Warenarten innerhalb der einzelnen Befunde von Grabungsabschnitt 0

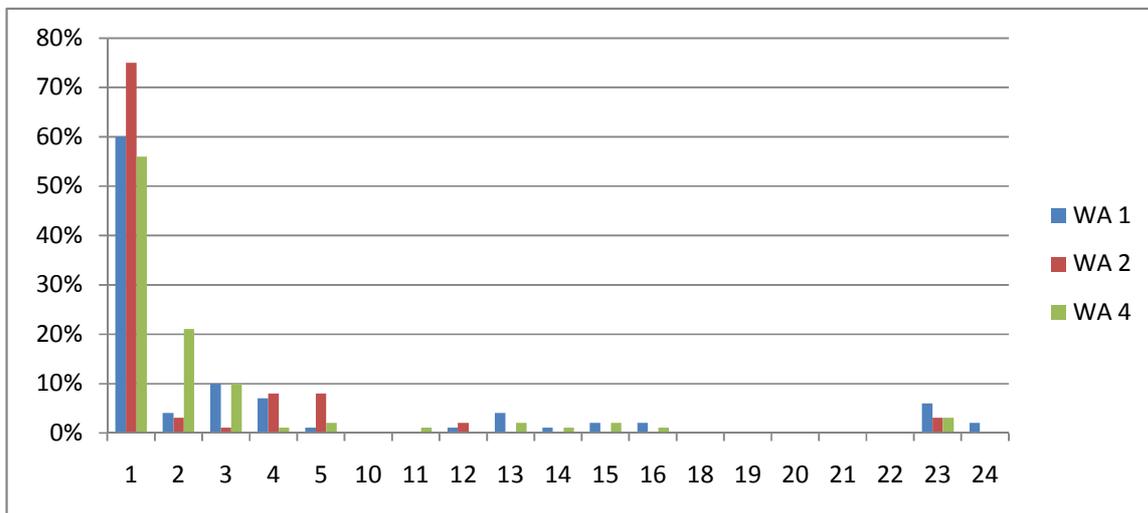


Abb. 5: Verteilung der Warenarten nach der Scherbenanzahl in Grabungsabschnitt 0

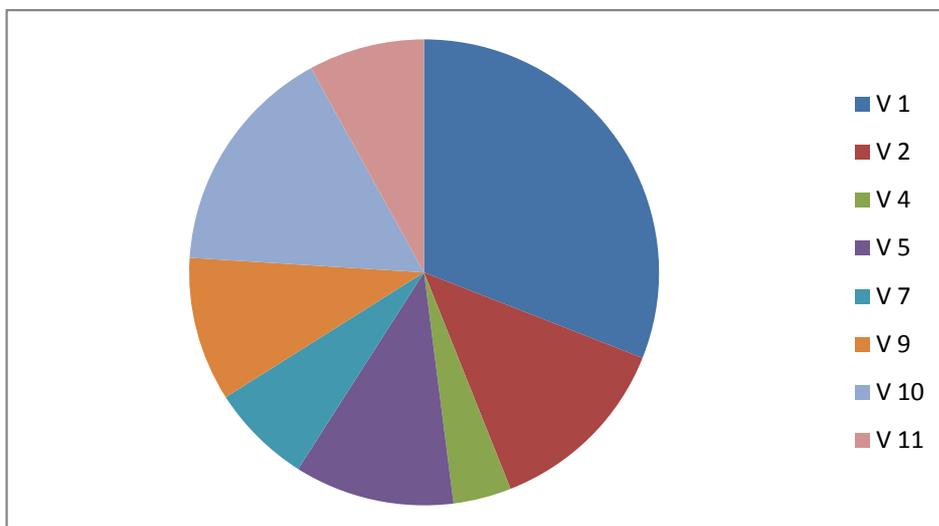


Abb. 6: Verteilung der Verzierungsformen innerhalb Keramikkomplexes in GN 103 (GA 1)

Arne Schmid-Hecklau stellt in seiner Publikation verschiedene Siedlungshorizonte vor, deren Zeitstellungen durch Dendrodaten abgesichert sind. Die beschriebenen frühen Dendrodaten sind allerdings problematisch, da die Waldkanten fehlen und er darauf angewiesen ist, einige Jahre zu dem sich aus der Analyse ergebendem Datum hinzuzuzählen. Die Festlegung auf „kurz vor 930“ für das älteste Holz war vermutlich mit Hinblick auf das Datum der von Thietmar überlieferten Gründung der Burg Meißen „auf der grünen Wiese“ erfolgt. Bei aller Vorsicht ist jedoch zu sehen, dass sich damit auf dem Meißner Burgberg für Exemplare der Rötthaer Gruppe nur ein unwesentlich früheres Datum ergibt als für diese auf der Wiprechtsburg. Schmid-Hecklau listet folgende Horizonte auf: Siedlungshorizont 1 (Beginn ca. 930), Siedlungshorizont 2 (Beginn ca. 970), Siedlungshorizont 3 (Beginn ca. 994), Siedlungshorizont 4 (Beginn ca. 1030), Siedlungshorizont 5 (Beginn ca. 1090). Dabei teilt er letzteren Horizont in drei Phasen (5.1, 5.2 und 5.3) auf.

Bei der Phaseneinteilung auf der Wiprechtsburg ergeben sich – den Umständen geschuldet – Probleme: Es fanden sich Gefäße, die sicher länger in Gebrauch waren (wobei ältere Gefäße auch verlagert worden sein können), bei relativ kurzer Nutzungsdauer der Anlagen auf dem Gelände. So findet sich ähnliches Material in verschiedenen Schichten wieder⁵¹³.

Grundsätzlich ist das Vorgehen von Küas auf dem Matthäikirchhof mit der Mischung von stratigrafischen und stilistischen Gesichtspunkten angreifbar. Die Zuweisung von Scherben zu einer Schicht führt etwa dazu, dass die Keramik der Stufe C1 (erste Burgzeit) sehr der aus der Stufe B ähnelt. Zuverlässige Fixpunkte, an denen ein Beginn der Besiedlung festzumachen wäre, fehlen in der Stratigrafie am Matthäikirchhof. Der Datierungsansatz von Küas mit der Annahme der Anlage der Burg um 930 ist fraglich (siehe dazu das Kap. 4.3.2); es erscheint daher fraglich, ob Küas den Beginn der Besiedlung und das Auftreten der jeweiligen Keramikgruppen nicht zu früh ansetzte. Er scheint allerdings durch die Ergebnisse – insbesondere die ähnlichen Keramikfunde – von Meißen bestätigt zu werden.

Der Versuch eine Verteilung der Warenarten auf die Befunde in den einzelnen Grabungsabschnitten beziehungsweise ihre Verteilung im Vergleich der verschiedenen Abschnitte in Statistiken anzuzeigen, ist problematisch. Das liegt daran, weil davon auszugehen ist, dass nicht alle Scherben geborgen wurden, wobei gerade die klein zerscherbten und unauffälligen leicht übersehen werden⁵¹⁴. Es soll trotzdem für den Grabungsabschnitt 0 (Humboldtstraße 9/ 11) eine solche Auflistung der Warenarten vorgenommen werden (siehe Abb. 4 und 5), da bei diesem die ziemlich einheitliche Keramik beziehungsweise eine eng begrenzte Besiedlungsdauer eine vernünftige Aussage zu gewährleisten scheinen.

Das Vorkommen der verschiedenen Verzierungsformen bei dem großen Keramikkomplex des Grabens des Suburbiums (GN 103) in der Großen Fleischergasse wird ebenfalls analysiert (Abb. 6), um die typischen Formen der ziemlich einheitlichen Keramik zu aufzuzeigen. Das Bild zeigt dabei eine unauffällige Verteilung der verschiedenen Verzierungen mit einer ausgeglichenen Gewichtung. Gegenüber dem Fundplatz in der Humboldtstraße (GA 0) ist die

⁵¹³ Nach H.-J. Vogt sind nur 50% der Funde der Rüssener Gruppe sicher der Periode I zuzuordnen (1987).

⁵¹⁴ Im Übrigen ist es kaum möglich die Scherben verschiedener Warenarten sinnvoll zu vergleichen, weil ein reines Auszählen sich wegen den unterschiedlichen Größen der Scherben bei den einzelnen Warenarten verbietet, und auch ein Gewichtsvergleich aufgrund der verschiedenen Wandungsdicken zu irreführenden Ergebnissen führen würde.

Statistiken zum Auftreten von bestimmten Randformen bei den einzelnen Warenarten wurden ebenfalls aufgestellt – da aber die Ergebnisse nicht von den im Text kurz formulierten abwichen und auch hier die Unsicherheiten zu groß sind, wurden sie in die Arbeit nicht mit aufgenommen.

Verzierungsform 1 schwächer vertreten, gegenüber den Fundplätzen auf den westlichen Grundstücken der Hainstraße (GA 2 - GA 4) die Formen 7 und 10.

3.6. Baukeramik und nichtkeramische Funde

In einem letzten Kapitel zu den Funden werden noch die wenigen Stücke genannt, die nicht der ausführlich besprochenen Gebrauchskeramik angehören. Sie bestehen aus den unterschiedlichsten Materialien wie Knochen, Baukeramik, Glas, Metall und Leder.

Schon Herbert Küas beklagte die geringe Zahl an nichtkeramischen Funden auf dem Matthäikirchhof, die er auf die nicht konservierende Bodenart, wechselnde Bodenfeuchte, die dichte Besiedlungsfolge und die Wiederverwendung von begehrten Rohstoffen zurückführte⁵¹⁵. Bei den Ausgrabungen in den Neunziger Jahren ähnelte sich das Bild.

Die einzigen Glasfunde sind zwei gelblich grüne Scherben, die aufgrund ihres hohen Gewichts als Bleiglas angesprochen werden können. Sie entstammen aus einem Befund, weisen eine Fadenaufgabe auf und gehörten vermutlich zu demselben Becher.

Aus der Zeit vor dem 13. Jahrhundert stammen nur wenige interessante Stücke aus Metall: Zwei längliche, flache Eisenreste aus der Humboldtstraße (Befund 001), bei denen es sich um Messer gehandelt haben könnte⁵¹⁶ und die nach den Begleitfunden aus dem 10. Jahrhundert stammen dürften. Daneben fand sich aus dem Barthels Hof in der Grube 228 ein Stachelsporn⁵¹⁷ wie er für die Zeit um 1200 oder das frühe 13. Jahrhundert üblich ist. Er scheint in seiner Form dem von der Radewell-Burg⁵¹⁸ zu ähneln, dürfte aber etwas jünger sein als dieser. Ein anderes Beispiel – stärker abweichendes Vergleichsbeispiel – liegt von Wiprechtsburg vor⁵¹⁹. Die eine Hälfte eines Hufeisens mit einer auffallend schwachen Krümmung fand sich in dem als Stall angesprochenen Befund 836, eine weitere Hufeisenhälfte, das um die Löcher für die Nägel „ausgebeult“ und damit an der Außenkante gewellt war, im Befund 228a.

Lederreste sind in größerer Menge in einer Grube mit günstigen Erhaltungsbedingungen gefunden worden. Da es sich bei diesen um die Reste von Verschnitt handeln, wie er bei der Schuhherstellung anfällt. Damit liegt ein Hinweis auf die Werksatt eines Schuhmachers an dieser Stelle vor, da nicht anzunehmen ist, dass dieser Abfall über eine größere Entfernung transportiert worden ist. Wegen ihrer anzunehmenden Zeitstellung im 14. Jahrhundert, sind sie jedoch nicht in diese Arbeit aufgenommen worden.

In den untersuchten Zeitraum gehören dagegen teilweise sicher, teilweise möglicherweise mehrere kleinere Schlackebröckchen vom Grundstück Hainstraße 5 (GA 4) und einige konzentriert und zusammen mit Tiegelresten vorkommende größere Schlackebrocken aus einer Grube (Befund 433) vom selben Grundstück. Die kleineren Stücke fanden sich in unterschiedlichen Befunden und sind nur fragmentarisch erhalten, was auf eine Verlagerung hindeutet. Sie sind nicht naturwissenschaftlich analysiert worden, scheinen aber nach ihrer Erscheinung überwiegend von einer Buntmetallverarbeitung herzurühren. Die größeren Stücke lagen in einer Grube, die deutliche Spuren einer Feuereinwirkung aufwies (siehe Kap. 2.4.). Ihr Alter ist nicht sicher zu bestimmen, da die Grube erst nach den eigentlichen Grabungsarbeiten entdeckt wurde. Die Art der Schlacke ist nicht mehr zu bestimmen, da die Brocken

⁵¹⁵ H. Küas 1976a, S. 95

⁵¹⁶ Diese Stücke sind im Landesamt zum Durchröntgen abgeliefert worden, ein Ergebnis liegt nicht vor.

⁵¹⁷ Dieser ist derzeit nicht auffindbar; es ist aber glücklicherweise eine Skizze vorhanden.

⁵¹⁸ siehe: V. Herrmann 2001, Taf. 121, 13, von einem Wallrest östl. der Saale im Stadtgebiet von Halle (S. 133)

⁵¹⁹ H.-J. Vogt 1987, Abb. 74, 12

nicht aufbewahrt und auch nicht näher dokumentiert wurden. Das Material der Tiegel selbst (siehe Kap. 3.3.7.) muss bei der Glasherstellung stark verschlackt worden sein, Inhaltsreste fehlen jedoch.

Bei den geborgenen Baustoffen handelt es sich vor allem um Hüttenlehm, meist angezielte Stücke mit Stakenabdrücken. Ob es sich bei den Stakenabdrücken um Reste des Lehmverstrichs der Ausfachung eines Holzgebäudes oder der Versteifung einer Ofenkuppel handelt, muss im Einzelfall und nach ihrer Fundlage (siehe unter den jeweiligen Kapiteln in Abschnitt 2) geklärt werden. Bei der überwiegenden Anzahl der Stücke ist aber ihre ursprüngliche Zugehörigkeit zu Wänden die wahrscheinliche.

Daneben kommen im Fundgut Bruchstücke von Dachhohlziegeln mit „Nasen“ vor, die aber wegen ihrer jungen Zeitstellung – in städtischen Profanbauten kommen Ziegeldeckungen vermehrt erst seit dem 14. Jahrhundert vor – hier nicht bearbeitet werden.

Webgewichte sind in einer vermutlich rechteckigen Grube (GR 422) im Grabungsabschnitt 4 gefunden, aber wegen ihres schlechten Erhaltungszustands nicht aufbewahrt worden⁵²⁰. Sie dürften Grubenhäusern entstammen, in denen Webstühle gestanden hatten. Die Tiefe der genannten Grube ist allerdings nicht bestimmt worden, mit ihrer Größe von 2,6 m auf 2,2 m scheint sie aber zu geringe Ausmaße für ein Grubenhaus besessen zu haben.

Die große Menge an Knochenfunden ist durchgesehen worden, da es sich dabei fast ausschließlich um unbearbeitete Tierknochen handelt, die nicht naturwissenschaftlich untersucht worden sind, wurde auf eine Bearbeitung und Präsentation dieser Stücke jedoch verzichtet. Nur selten sind Knochen mit Schnittspuren, wie zum Beispiel einem aus der Grube 439. Es fehlten bearbeitete Geweihstücke oder Rinderhörner oder sonstige Reste von Tieren, die mit einem Handwerk in Verbindung gestanden haben könnten⁵²¹.

⁵²⁰ So nach Aussage des Ausgräbers; es existieren von ihnen keine Fotos oder Zeichnungen.

⁵²¹ siehe etwa V. Herrmann 2001, S. 154-156

4. Ergebnisse

4.1. Ausdehnung der Siedlungen

4.1.1. Die Siedlung nördlich des alten Parthelaufs

Wie viele archäologische Befunde mit datierenden Funden gewährleisten eine zuverlässige allgemeine Aussage zu den Phasen der Stadtentstehung? Das ist eine Frage, die sich aufdrängt, die aber so leicht nicht beantwortet werden kann.

Für die in den Kapiteln 1.4. und 1.5. genannten Hypothesen zur Stadtentwicklung fehlten bislang überzeugende Belege. Hinweise zur Überprüfung und Erläuterung der gängigen Hypothesen ergeben sich durch die groß angelegten Grabungsaktionen im Nordwesten des Stadtkerns und sich im nördlich davon erstreckenden Niederungsbereich sowie die Aufarbeitung dieser. Dies wurde bei der Analyse der Befunde schon erläutert; ebenso führte der Erkenntnisgewinn zum Aufstellen neuer Erklärungsversuche, die nun in den folgenden Kapiteln vorgestellt werden sollen.

Eine erste Abbildung der Stadt stammt aus der Zeit des Schmalkaldischen Krieges (1547)⁵²², während dessen die Stadt belagert wurde – wobei die Vorstädte, Pleißenburg und Teile des Universitätsviertels zerstört wurden. Wie die meisten Stadtansichten ist auch diese mit Blick von Südosten aus halber Vogelschau angefertigt worden⁵²³. Stadtansichten, welche den Nordwesten zeigen, sind dagegen selten; zwei Ansichten in denen dieser Bereich zu sehen ist, sind auf der Tafel 1 abgebildet. Ein Bild, das eine Nordansicht der Stadt zeigt, stellt eine Federzeichnung von Wilhelm Dillich aus dem Jahr 1594 dar⁵²⁴. Darauf ist das nördliche Weichbildzeichen als eine auf einer Säule stehende Steinplatte zu sehen – wobei sicherlich nicht die Lage des ersten Zeichens wieder gegeben ist, sondern eine Situation nach einer Verlegung nach Norden.

Der Stadtplan von 1929 diente als Hintergrund für die Einzeichnung der Grabungsplätze sowie der Rekonstruktionen der Grabenverläufe (Taf. 5). Grundlage für die Markierung der mittelalterlichen Stellen im Leipziger Stadtgebiet (Taf. 6) ist ein Plan aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der eine Situation wiedergibt, nach der sich die besiedelte Fläche auf den heutigen Innenstadtbereich und kleinere Ansiedlungen vor den Stadttoren beschränkte. Frühe Siedlungen sind daraus erkennbar: wie etwa das Naundörfchen und die Siedlung am Ranstädter Steinweg im Westen, das Pfaffendorf, die Flur Alte Burg sowie die Siedlung an der Gerbergasse im Norden.

Wenn die beiden Pläne übereinander gelegt werden⁵²⁵, sind nicht unbedeutende Abweichungen festzustellen. Da die Vermessung von 1929 sicher zuverlässiger ist (Abstand der Kirchen etc.) wird dieser als Grundlage verwendet – nur bei veränderten Strukturen und zusätzlichen Informationen werden diese aus dem Plan des 18. Jahrhunderts hineininterpoliert.

Über die ersten Siedlungsplätze im Leipziger Stadtgebiet wissen wir nur aufgrund archäologischer Funde Bescheid, es existieren dazu keine schriftlichen Quellen. Herbert Küas entdeckte

⁵²² Wahrhaftige abconterfeyung der Stadt Leipzig, wie die nach abbrechung der Vorstede von Hertzog Hans Friedrich zu Sachsen belegert und beschossen ist worden, Nach der geburt Christi 1547. im Monat januario

⁵²³ Das gilt etwa neben dem Holschnitt von 1547 für einen Stich von 1572 und einen Holschnitt von 1573.

⁵²⁴ G. Wustmann 1889, Blatt zwischen S. 32 und S. 33

⁵²⁵ Die Rekonstruktionen von H. Küas wurden über diese Pläne gelegt; dabei zeigte sich, wie schwer es ist, eine genaue Widergabe zu erreichen.

verschiedene Gruben, einen Graben und einen Hang in der Humboldtstraße (siehe Kap. 2.2.) – wobei die Interpretation letzterer Befunde, also die einer Befestigung der Siedlung nördlich der Parthe, unsicher bleibt. Wenn eine Befestigung existiert hatte, wäre auch an einen Brückenkopf zu denken⁵²⁶, der entweder zu einer frühen slawischen Burganlage oder der ersten deutschen Burg gehört haben könnte. Da die Keramik in die frühere Zeit weist, wäre dabei eher an ersteres zu denken.

Die archäologischen Untersuchungen des Landesamtes erbrachten als Befunde Gruben, Pfostenlöcher und Hüttenlehm. Bei dem vom Ausgräber zunächst als Graben vorgestellten Befund scheint es sich nach der ebenen Basis und dem scharfen Umbruch von der Wand zum Boden (siehe Taf. 8: Pr. 01a und 01b) eher um ein Grubenhaus zu handeln, in das Planierschichten hinein ziehen.

Die Funde der Grabung von 1997 bestehen fast ausschließlich aus mittelslawischer Keramik (überwiegend Warenart 2, dazu ein hoher Anteil der Warenart 4), die annähernd der Stufe AB von Langhammer entspricht. Diesem Fundspektrum entspricht das auf dem Matthäikirchhof gefundene, wobei dort allerdings der Anteil an der Warenart 4 etwas geringer ausfällt⁵²⁷. Aus den vorliegenden Fundsituationen kann geschlossen werden, dass wahrscheinlich beide Siedlungen beiderseits der Parthe zur gleichen Zeit im 9./ 10. Jahrhundert bestanden⁵²⁸. Die nördliche Siedlung scheint dann bereits im 10. oder spätestens im beginnenden 11. Jahrhundert wieder aufgegeben worden zu sein – möglicherweise im Zusammenhang mit der Gründung der deutschen Burg oder mit kriegerischen Ereignissen.

Werner Coblentz nahm an, dass die durch Heinrich I. zerstörten Herrschaftssitze nicht wieder aufgebaut wurden, sondern durch benachbarte neu gebaute Burgen ersetzt worden seien⁵²⁹. Diese Situation wäre damit vergleichbar. Der durch die Spornlage günstigere Platz wurde gewählt und die Burg in der Niederung aufgegeben.

Eine Burganlage wurde nördlich der Parthe aufgrund der Nennung der Flur „Alte Burg“ angenommen, ohne dass dies bewiesen werden konnte und kann. „Sie ist während des Mittelalters nicht zur Stadt im engeren Sinne gerechnet worden; ihren Bewohnern kam höchstens die Eigenschaft von Pfahlbürgern zu, übrigens bildeten sie eine besondere Gemeinde (Nachbarschaft) unter einem eigenen Richter“⁵³⁰.

4.1.2. Die Siedlung an der Burganlage südlich des alten Parthelaufs

Während die nördliche Siedlung also aufgegeben wurde, blieb die südliche kontinuierlich bewohnt und kann als einer, wenn nicht sogar als der Kristallisationspunkte der Stadt Leipzig bezeichnet werden. Im Schutz der Burg, die an der Stelle des späteren Matthäikirchhofs lag, schloss sich östlich eine Niederlassung an, zu der bald ein erster Markt gehört haben soll⁵³¹. Sämtliche Grabungsflächen der Neunziger Jahre lagen außerhalb des Geländes der Hauptburg und können keine weiteren Erkenntnisse zu deren Gestalt liefern. Dafür bieten sie einen Einblick in die Nutzung des östlich an sie angrenzenden Geländes. Im Schutz der Burg entstand wahrscheinlich noch im 10. Jahrhundert eine Niederlassung von Kaufleuten und Handwer-

⁵²⁶ wie etwa in Magdeburg: Kastelle auf beiden Seiten des Flusses schon in karolingischer Zeit (P. Grimm 1970, S. 76)

⁵²⁷ In der Publikation H. Küas 1976a taucht auf den Tafeln diese Warenart jedoch nicht auf – was an den nur kleinteilig erhaltenen Scherben liegen dürfte (siehe dazu Kap. 3.3.2.).

⁵²⁸ Dazu kritisch T. Westphalen (1995, S.165); nach dem „wegen der unscharfen Datierung“ die Gleichzeitigkeit der Siedlungen beiderseits der Parthe zweifelhaft ist.

⁵²⁹ W. Coblentz 1970, S. 137f.

⁵³⁰ K. F. v. Posern-Klett 1868, S. X

⁵³¹ H. Küas 1976, S. 235 u. S. 237

kern, vom befestigten Siedlungskern wahrscheinlich getrennt, der in den schriftlichen Quellen an anderen Orten als Suburbium oder Vorburg bezeichnet wird.

Ein Vergleich der Keramik gibt Aufschluss über die zeitgleichen Befunde im Bereich der Hauptburg, der Vorburg und dem der Vorburg vorgelagerten Fläche, worin sich das allmähliche Ausdehnen der Siedlungsfläche nach Osten hin manifestiert.

Ein Vergleich der Funde der seit spätslawischer Zeit bestehenden unbefestigten Siedlung östlich vor der Vorburg aus den Grabungsabschnitten 2 und 4 zeigt, dass die ältesten Stücke in etwa zeitgleich und die Befunde einer Phase 0 (und stellenweise einer Phase -1) zuzurechnen sind. Demnach ist nicht von einer Ausbreitung der Besiedlung vom vermuteten ersten Markt auszugehen, sondern von einer, die vom Suburbium ihren Beginn nahm.

Die topographischen Besonderheiten weisen in die gleiche Richtung: Nach Westen hin fiel das Gelände steil ab und lief in die – zumindest zeitweise – versumpfte Elster-Pleiß-Aue aus, was in der späteren Zeit eine Ausdehnung der Siedlung in diese Richtung erschwerte.

Die Funde aus dem Graben der Vorburg sind insgesamt nicht älter als die aus den ältesten Befunden der Grabungsabschnitte 2 und 4. Demnach scheint der Graben verfüllt worden sein, als sich die Siedlung vor der Vorburg schon entfaltet hatte. Das klingt plausibel, da die Bewohner dieser größeren Siedlungsfläche, den sie trennenden Graben als störend empfunden haben mussten und deshalb wohl seine Verfüllung betrieben.

Natürlich ist es interessant zu wissen, welchen Charakter diese Siedlung trug und ob wir sie als „frühstädtisch“ ansprechen können⁵³²; also die Frage, ob sie eine Siedlung war, in der mit deutlichem Übergewicht agrarisch gewirtschaftet wurde und die nur bestimmte Aspekte einer städtischen Siedlung besaß. Als Charakteristika einer Stadt müssen folgende Punkte angesprochen werden: die dichte Bebauung, nichtagrarische Prägung, zentralörtliche Funktionen und Kumulation wirtschaftlicher, politisch und religiöser Funktionen, sozial und beruflich differenzierte Bevölkerung sowie Warenaustausch⁵³³. Für die betrachtete Siedlung der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts dürften die genannten Anzeichen überwiegend nicht zutreffen.

4.1.3. Die anderen Siedlungen südlich des alten Parthelaufs

Untersuchungen zur Stadtentstehung Leipzigs führten zur Identifizierung anderer möglicher Kristallisationspunkte – außer der genannten Siedlung unterhalb der Burg –, die entscheidend für die Herausbildung der Stadt gewesen sein sollen: Ein Dorf bei der Kirche St. Peter im Süden des heutigen Stadtkerns und eine kaufmännisch geprägte Ansiedlung, die sich östlich der Reichsstraße in der Umgebung der heutigen Nikolaikirche bildete.

Diese beiden Niederlassungen sind jeweils mit dem Standort einer frühen Kirche verbunden. Eine Peterskirche lag im Spätmittelalter nahe dem Peterstor, entweder unmittelbar innerhalb oder außerhalb der Stadtmauer⁵³⁴. 1507 wurde sie dann abgebrochen⁵³⁵, es soll an gleicher Stelle eine neue Kirche errichtet worden sein, die wiederum 1886 abgebrochen wurde⁵³⁶.

⁵³² In der Literatur vor 1989/ 1990 werden die Kaufmanns- und Handwerkersiedlungen des 10. bis beginnenden 12. Jh. „frühfeudale Städte präkommunalen Charakters“ bezeichnet. (so M. Unger 1982, S. 214)

⁵³³ zusammengestellt bei: S. Brather 2001, S. 141

⁵³⁴ E. Müller 1997, S. 5f.; Müller betont die unsorgfältigen Bezeichnungen in den Quellen. Siehe zur Verlegung auch H. Küas 1976a, S. 236, Farb-Taf. VIII u. IX; F. Winkler 1998, S. 74

⁵³⁵ „Petrinum fanum quod verustate ruinosum, Anno 1507.“ (D. Pfeifer 1700, S. 372); vgl. J. J. Vogel 1756, unter diesem Jahr; siehe auch D. Peifer 1996, S. 50

⁵³⁶ H. Magirius u. a. 1995, S. 475-481; E. Müller 1997, S. 6. Die heutige Peterskirche liegt weiter im Süden an anderer Stelle.

Innerhalb des Stadtrings, im Südwesten der Innenstadt, erinnern die Namen „Petersstraße“ und „Peterskirchhof“ noch an die Kirche.

Ebenfalls für ein hohes Alter spricht der überlieferte Standort der Landgerichtsstätte „am Kautz“ für das Jahr 1291⁵³⁷, nahe oder beim vicus Sancti Petri. Die Bedeutung der frühen Siedlung bei der Peterskirche zeigt sich auch in dem Aufeinandertreffen der beiden Straßenzüge – der Handelsstraße in Nord-Süd-Richtung und der Fortsetzung der Hainstraße gerade an dieser Stelle.

Einen wichtigen Hinweis liefert die schon in Kapitel 1.4. erwähnte Urkunde von 1213, in der steht: „Ecclesia sancti Thomae, cuius dos est villa Papendorp“⁵³⁸. Die neu gegründete Kirche wurde demnach mit dem Pfaffendorf dotiert; einem Dorf, dessen schon für die damalige Zeit belegte Name zeigt, dass es schon zuvor einer Kirche zur Dotierung zugewiesen war. Hierbei handelt sich um einen üblichen Vorgang – Pfaffendorfer finden sich meist in der Nähe größerer Städte und alter Burgwarde⁵³⁹.

Aus der Zuweisung kann man folgern, dass St. Thomas die Dotierung einer unmittelbaren Vorgängerkirche übernahm oder dass eine ältere Pfarrei aufgelöst wurde und deren Dotierung an das Stift übertragen wurde. Gegen den ersten Erklärungsversuch spricht, dass bei einer Übernahme diese nicht extra hätte erwähnt werden müssen. Für die zweite Option spräche – wie dies schon Walter Schlesinger vertrat –, dass die Peterskirche ihre Pfarreirechte verlor und den Status einer Kapelle erhielt⁵⁴⁰. Also war St. Petri wahrscheinlich die erste Kirche, denn ein großer Sprengel und die Ausstattung mit einem ganzen Dorf sprechen grundsätzlich für das hohe Alter einer Kirche⁵⁴¹. Zu diesem Ergebnis kamen auch Wissenschaftler, die sich dem Thema von einer Untersuchung der Patrozinien her näherten⁵⁴². Auf das hohe Alter des Patroziniums wurde schon im Kapitel 1.4. eingegangen. Beim Vergleichsbeispiel Eilenburg war noch 1161 das Pfarrrecht mit der Petrikapelle auf der Burg verbunden, dieses wurde dann an die Nikolaikirche übertragen⁵⁴³.

Allerdings könnte gegen die Annahme, dass St. Petri die von Thietmar erwähnte Kirche ist, die große Entfernung zur Siedlung bei der Burg angeführt werden sowie die frühe Nennung eines „vicus St. Petri“, die darauf hinzuweisen scheint, dass es sich um eine eigenständige Siedlung gehandelt haben könnte, deren Pfarrei die Leipziger Siedlung nicht mit einschloss. Ihre frühe Inkorporation in die Pfarrei St. Nikolai bestätigt jedoch eine enge Beziehung zu den anderen frühen Ansiedlungen im späteren Leipziger Stadtgebiet. Leider fehlen aus der Umgebung des ursprünglichen Standorts der Kirche archäologische Funde⁵⁴⁴.

Bislang sind die archäologischen Funde zu wenig berücksichtigt worden, um die Frage der Entstehungszeiten der Kirchen zu beurteilen. Dies liegt leider auch an der kleinen Anzahl der Funde und dem Umstand, dass solche aus dem 11. Jahrhundert nur aus dem nordwestlichen Bereich des Stadtgebiets stammen. Man sollte sich dabei natürlich bewusst sein, dass eine unterschiedliche Anzahl an Bodeneingriffen an den jeweiligen Orten registriert wurde. Die Funde im Bereich von St. Nikolai und St. Thomae weisen in eine jüngere Zeit. An der Thomaskirche lokalisierte Küas eine Bauhandwerkersiedlung, deren frühe Datierung Thomas

⁵³⁷ CDS II 8, Nr. 17

⁵³⁸ CDS II 9, Nr. 2; auf die Bedeutung der Stelle wies schon W. Schlesinger hin (1962, S. 162).

⁵³⁹ E. Eichler/ E. Lea/ H. Walther 1960, S. 69

⁵⁴⁰ L. Bönhoff vermutete, dass der Name Pfaffendorf für eine Neuanlage des 12. Jh. spricht. (1913, S. 73) – es kann allerdings auch mit der Dotierung zu einer Umbenennung eines Dorfes mit slawischem Namen gekommen sein.

⁵⁴¹ W. Schlesinger 1983, S. 162f.

⁵⁴² So W. Schlesinger 1983, S. 162f.; G. Graf 1999, S. 73-76

⁵⁴³ W. Schlesinger 1983, S. 169

⁵⁴⁴ Auch die Ausgrabungen auf dem Wilhelm-Leuschner-Platz im Jahr 2005 erbrachten nach freundlicher Auskunft des Ausgräbers keine Funde aus Zeit vor dem 13. Jh.

Westphalen allerdings für fraglich hält⁵⁴⁵. Auch die Ausgrabungen des Landesamtes für Archäologie im Jahr 2002 zwischen der Thomaskirche und dem Marktplatz erbrachten nur Funde aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und einige Pfostenlöcher, welche nach der stratigrafischen Situation nach Ansicht des Ausgräbers vermutlich dem 1212/ 1213 gegründeten Stift zuzuordnen sind⁵⁴⁶. Es liegen einige Fragmente sakraler Architektur vor, bei diesen handelt es sich aber schon um gotisches Maßwerk⁵⁴⁷. Die auf dem Thomaskirchhof aufgefundenen Mauerwerksreste stammten aus dem 14./ 15. Jahrhundert⁵⁴⁸; Steinbefunde von dem Kloster von 1212/ 1213 ließen sich nicht nachweisen. Allerdings waren die mittelalterlichen Schichten nur noch stellenweise erhalten geblieben und die Grabungsfläche lag nicht unmittelbar an der Kirche, wo die ältesten Befunde zu erwarten wären.

Bei der Nikolaikirche wird es sich sicher um eine frühe Kirche handeln. Da jedoch in diesem Bereich der Stadt, obschon Bodenfunde vorliegen, slawische Keramik fehlt, ist sie wohl nicht die älteste Kirche. Allerdings steht die St. Nikolai mit der Stadtgründung in engstem Zusammenhang und sie war – anders als die St. Thomas und andere – die Kirche, welche für das Selbstverständnis der Bürgerschaft über die Jahrhunderte hinweg von großer Bedeutung war⁵⁴⁹.

4.2. Befestigungen

4.2.1. Rekonstruktion der Befestigung des Suburbiums

Nach der Mächtigkeit der Grabenanlage am östlichen Rand des Suburbiums (siehe Kap. 2.3.2.) sollte an ihrer Funktion als Befestigung kaum Zweifel bestehen⁵⁵⁰. Die Interpretation von Küas als Begrenzung des Suburbiums ist wahrscheinlich und am besten zu begründen. Die von Herbert Küas veranschlagte Breite von 9 Metern überrascht dann doch ein wenig, wenn sie im Zusammenhang mit der Gesamtanlage von Burg und Vorburg gesehen wird. Seine an und für sich gelungene Rekonstruktion erscheint zweifelhaft, wenn man seine eingeschränkte Beobachtungsmöglichkeit berücksichtigt.

Während sich die Zweiphasigkeit der Grabenanlage bestätigte, kann die von Küas vermutete Zweigliedrigkeit einer Doppelgrabenanlage als widerlegt gelten: Eine Zusammenschau der Rekonstruktionen beider Grabenabschnitte (Taf. 5) zeigt deutlich, dass nur der von Küas als (östlicher) „Hauptgraben“ angesprochene Befund in der Fläche der Grabung in der Großen Fleischergasse nachgewiesen werden konnte. Der von Küas beobachtete (westliche) „kleine Graben“ fehlt dagegen im untersuchten Bereich des GA 1, und das, obwohl im fraglichen Bereich bis auf den anstehenden Boden abgegraben wurde. Während Küas den „Hauptgraben“ durch zwei Schnitte sicher als Graben nachweisen konnte⁵⁵¹, zog er bei dem „kleinen

⁵⁴⁵ Die zu einer Bruderschaft vereinigten Baugewerbe fehlen im Harnischbuch von 1466 (Leipziger Steuerbücher), demnach kann ihre Bedeutung nicht allzu groß gewesen sein (siehe dazu auch S. Hoyer 1990, S. 65). Zu der Siedlung selbst siehe: H. Küas 1976a, S. 187-189, zur Datierung: T. Westphalen 1996, S. 117f.

⁵⁴⁶ A. Büttner 2003, S. 54

⁵⁴⁷ D. Scheidemantel 2003, Abb. 4; siehe auch Abb. 5

⁵⁴⁸ D. Scheidemantel 2003, S. 349

⁵⁴⁹ Die Sprengelgrenze zwischen den beiden Pfarreien verlief übrigens entlang der Katharinenstraße.

⁵⁵⁰ Es handelte sich also nicht um eine reine Demarkationslinie wie zeitweise angenommen wurde. (T. Westphalen 1995, S. 168)

⁵⁵¹ Ein Graben ist durch nur einen Profilschnitt nicht sicher nachweisbar; dies räumte auch schon Küas ein (H. Küas 1963, S. 112).

Graben“ seine Schlüsse nur aufgrund eines Profils und eben aus der Nähe zum „Hauptgraben“. Demnach ist von einem einteiligen Grabensystem auszugehen, welches das Suburbium schützte; bei dem westlichen Befund dürfte es sich um eine Grube gehandelt haben⁵⁵². Das sicher nachgewiesene Teilstück des Grabens⁵⁵³ scheint nicht breiter als 4 Meter gewesen zu sein.

Beide Teilabschnitte wiesen eine ähnliche Tiefe und einen höher gelegenen Westrand des Grabens auf. In dem von Küas dokumentierten Profil (siehe Beilage 2 B) wirkt die Grabensohle flacher, in seiner Rekonstruktion aber spitzer als die von Westphalen im anderen Bereich dokumentierten Sohle. Dabei sollte bedacht werden, dass Küas aufgrund der vorgegebenen Baugrube den Graben nicht rechtwinklig schneiden konnte, so dass er zunächst flach erschien und sich erst in der Rekonstruktion seine spitze Form zeigt. Das Schneiden mit dem Bagger 1993/ 1994 konnte dagegen nach dem Putzen der Fläche und dem Sichtbarwerden der Ausrichtung des Grabens geschehen, weshalb es rechtwinklig zum Grabenverlauf ausgeführt werden konnte.

Es fehlen zwar Überreste eines Walles, doch ist die ursprüngliche Existenz eines solchen indirekt durch einen von Befunden aus dem 12. Jahrhundert und aus früheren Jahrhunderten freien, 7 m breiten Streifen westlich des Grabens zu erschließen. Dieser kann mit einiger Berechtigung als Hinweis auf einen Wall zu verstehen sein, der in diesem Bereich lag und das Ausheben von Gruben unmöglich machte, weil das aufgeworfene Material die Fläche abdeckte⁵⁵⁴.

Nach dem Material der Verfüllung und der hohen Funddicke scheint der Graben nicht mit umgelagertem Wallmaterial zugeschüttet worden zu sein⁵⁵⁵. Ob der Wall nun früher oder später als der Graben aufgegeben wurde, ist nicht zu klären. Es wird vermutlich eher so gewesen sein, dass der Graben den Wall noch ein wenig überdauerte und dabei möglicherweise noch zur Abwasserableitung diente. Beide sind sicherlich im Zusammenhang der eigentlichen Stadtwerdung (siehe dazu Kap. 1.4.3.) verschwunden, um ein Hindernis zu beseitigen, nachdem mit der Anlage einer ersten Stadtumwehrung die alte Verteidigungslinie überflüssig geworden war.

Ein Vergleichsbeispiel stammt aus Magdeburg: Dort hatte man einen Graben unterhalb der Humusschicht durchschnittlich 1,80 - 2,50 m in den anstehenden Löß und Kies hinein gegraben und mit einer annähernd flachen Sohle versehen. Seine Breite betrug an der Oberkante wahrscheinlich annähernd 5 m⁵⁵⁶. Vermutlich ist er dann frühestens im 11. Jahrhundert verfüllt worden⁵⁵⁷.

Friedemann Winkler möchte, aufgrund des von Westphalen erwähnten Brandschutts, der aus der Verfüllung geborgen wurde⁵⁵⁸, das Zuschütten des Grabens mit einem aus den schriftlichen Quellen überlieferten Ereignis in Verbindung bringen und in ihm eine Folge der kriegerischen Auseinandersetzungen von 1086 sehen⁵⁵⁹. Solche Vermutungen sind durchaus zulässig und nützlich, um eine Diskussion anzuregen. Eine Aufgabe muss jedoch nicht durch krie-

⁵⁵² Küas erwähnt auch eine Sedimentation nur auf der Sohle des „Hauptgrabens“ (1976, S. 167, Abb. 177c, 9)

⁵⁵³ siehe H. Küas 1976, Abb. 175a

⁵⁵⁴ Auf diesen Gedanken kam schon F. Winkler (1998, S. 67); dieser äußerte wegen des begrenzten Ausschnitts allerdings zu Recht einen Vorbehalt.

⁵⁵⁵ Das Wallmaterial dürfte beim Anlegen des Grabens angefallen und damit weitgehend ohne Einschlüsse geblieben sein.

⁵⁵⁶ G. Gosch 1982, S. 197 u. Abb. 2

⁵⁵⁷ G. Gosch 1982, Abb. 3

⁵⁵⁸ T. Westphalen 1995, S. 168f.

⁵⁵⁹ Als der Böhmenherzog Wratilaw Kaiser Heinrich IV. gegen die aufständischen Sachsen zu Hilfe kam (F. Winkler 1998, S. 68). G. Billig datierte den Graben früher, da A-Keramik darin lag; er argumentierte so, dass der Graben zur Zeit der Benutzung der A-Keramik offen stand und damit älter als die Burg sein muss, die ja stratigrafisch jünger sein soll als die Siedlungsschicht A/B (1989, S. 56).

gerische Ereignisse verursacht sein, sondern könnte ebenso mit einer Erweiterung der Ansiedlung zusammenhängen.

Das große Fassungsvermögen des Grabens spräche eher dagegen, denn es ist kaum vorstellbar, dass der Graben in direkter Folge der Eroberung durch die Angreifer zugefüllt wurde. Andererseits ist es wenig wahrscheinlich, dass die schützende Anlage gerade dann von den Verteidigern aufgegeben wurde, nachdem durch einen Angriff die Notwendigkeit ihrer Existenz gerade wieder offensichtlich geworden war.

Denkbar ist allerdings eine durch den Sieg der Angreifer angeordnete Schleifung der Befestigung; eine solche systematische Verfüllung wird man sich aber eigentlich nur verbunden mit einem Wechsel der Besitz- oder Machtverhältnisse vorstellen können. Es sollte auch nicht übersehen werden, dass die Brandschuttschicht auch nur einen kleinen Anteil des gesamten Verfüllmaterials bildete und im von Küas beobachteten Teilstück gar nicht auftauchte, so dass vielleicht am ehesten an einen kleineren Brand zu denken ist, dem ein einzelnes Gebäude zum Opfer gefallen war, dessen Überreste dann im Graben entsorgt wurden.

Bemerkenswert ist die kompakte Ansammlung an einander ähnelnden, relativ großer Scherben, die dagegen spricht, dass es sich hier um umgelagertes Material einer Planierung handelt; vielmehr dürfte ein Fundkomplex direkt nach einem Unglück zur Grabenverfüllung verwendet worden sein.

Der Graben wird erst aufgegeben worden sein, kurz nachdem, zum Zeitpunkt oder kurz bevor ein neuer angelegt wurde. Da ein jüngerer Graben – über diesen wird noch im kommenden Kapitel gesprochen werden – nahe beim Graben des Suburbiums lag, wird man annehmen können, dass dazwischen nie eine weitere Befestigung bestanden hatte und der Graben östlich der heutigen Hainstraße als unmittelbarer Nachfolger den Graben des Suburbiums ersetzte.

Winkler verband – durch seine Baubeobachtung im Fregehaus (Katharinenstraße 11) angeregt – die beiden von Küas dokumentierten Grabenstücke in der Großen Fleischergasse und der Reichsstraße miteinander und rekonstruierte einen in West-Ost-Richtung verlaufenden Graben⁵⁶⁰. Durch die Entdeckung des weiteren Grabenabschnitts durch Westphalen, wodurch der Verlauf des Grabens in Nord-Süd-Richtung deutlich wurde (wie dieser ihn auch in einer kühnen Kurve darstellte), sowie ebenso dadurch, dass der vermutete Graben im überwiegend ungestörten Gelände westlich des Fregehauses bei archäologischen Untersuchungen durch das Landesamt 1996/ 1997 nicht angetroffen wurde (siehe Kap. 2.6.3.), rückte Winkler von seiner These wieder ab. Auch die nun engere Datierung der Verfüllung des Grabens um 1100 spricht gegen den von Winkler rekonstruierten Grabenverlauf, da das Teilstück in der Reichsstraße im Gegensatz dazu spätmittelalterlich datiert werden kann.

4.2.2. Rekonstruktion einer ersten städtischen Befestigung

Diskussion der möglichen Existenz eines frühstädtischen Grabens

Wie in den Kapiteln 2.6.3. und 2.7.2. bereits erläutert, wurden bei den Ausgrabungen auf den östlichen Grundstücken der Hainstraße, im Grabungsabschnitt 6 (dem östlichen Bereich der Grundstücke 4/ 6/ 8) und im Grabungsabschnitt 9 (auf dem Grundstück Hainstraße 10), Befunde angetroffen, die als Teile eines Befestigungsgrabens interpretiert werden können. Es soll hier nun diskutiert werden, inwieweit es als gesichert gelten kann, dass es sich bei diesen Befunden tatsächlich um Abschnitte eines Grabens handelte. Da ein solcher für die Topographie der frühen Stadt bedeutend wäre, ist es unumgänglich, die Argumente und Gegenargu-

⁵⁶⁰ F. Winkler 1994a, S. 9, Abb. auf S. 8; F. Winkler 1994b, Abb. auf S. 3; zum Graben in der Reichsstraße: H. Küas 1976, S. 200-202

mente gegeneinander abzuwägen.

Die jeweils längliche Form der Gruben, ihre ähnliche Breite, der spitze Boden, der für Gruben funktionell nicht zu erklären ist, sowie der Umstand, dass beide Gruben aufeinander zustreben, sprächen dafür, dass uns Abschnitte eines Grabens vorliegen. Es ergibt sich bei beiden Gruben auch bei den zugehörigen Schichten das gleiche Bild, dass nämlich die unterste Planierschicht – abgesehen von einem Horizont, der vermutlich nur den Übergang von einer natürlichen zu einer aufgetragenen Schicht anzeigt – auf dem benachbarten Gelände als unterste Verfüllung in die Grube hineinzieht. Auch die darüber liegenden Schichten bilden in beiden Gruben eine Abfolge mit jeweils ähnlichem Material: Über einer braunen, stark holzhaltigen Schicht liegt eine graue Lehmschicht, über die sich wiederum eine braune, stark holzhaltige Schicht erstreckt⁵⁶¹. Dabei führten die Planierschichten zu einer Angleichung des Niveaus westlich wie östlich des Befundes, womit die Aufgabe der Gruben beziehungsweise des Grabens also mit einer eingreifenden Veränderung des Geländes einherging.

Bei dem Befund 934 (siehe Pr. 61) südlich des vermuteten Grabens könnte es sich um die letzten Reste eines Walles handeln, dessen Material beim Ausheben des mutmaßlichen Grabens anfiel und aus Gewachsenem Boden, einem festen Lehm, bestand. Dieser Wall wäre dann beim Einebnen des Geländes weitgehend abgetragen worden.

Gegen einen Graben scheint die Flächenzeichnung Fl. 6a zu sprechen, die im Bereich zwischen den Gruben beziehungsweise Grabenabschnitten Gewachsenen Boden zeigt. Die Beurteilung der Situation nach Pr. 64b⁵⁶² ist schwierig: In der Befundbeschreibung werden noch Schichten genannt, die unterhalb der im Profil gezeichneten liegen sollen (in der Zeichnung durch eine unterschiedliche Kolorierung markiert – als gestrichelte Linie in die Umzeichnung übertragen). Unter dem in der Flächenzeichnung als Gewachsenem Boden bezeichneten Schicht, lag – auch nach Ausweis der Fotos – nach dem hohen Holzanteil vermutlich eine Kulturschicht. Demnach hätten wir in der Planierschicht 604 vermutlich Gewachsenen Boden vor uns, der umgelagert worden ist.

Dieser Umstand bietet als mögliche Erklärung an, dass in dem fraglichen Bereich ein Graben durchzog, der bei seiner Aufgabe mit Wallmaterial, das beim Ausheben des Grabens angefallen war und aus umgelagertem Gewachsenen Boden bestanden hatte, wieder zugeschüttet wurde⁵⁶³. Was diese Erklärung eher unwahrscheinlich erscheinen lässt, ist der hier vorliegende waagrechte Schichtverlauf. Dieser ist allerdings auch im unteren Bereich des Pr. 67d zu beobachten, das sicher die Grube 650 schneidet.

Wenn man diesen Vorschlag gelten lässt, sähe der Ablauf des Zuschüttens des Grabens im

⁵⁶¹ Wenn man berücksichtigt, dass die Beschreibungen von verschiedenen Bearbeitern stammen (so wird statt der Bezeichnung „Lehm“ des einen Bearbeiters von einem anderen das Wort „Ton“ für dasselbe Material verwendet).

⁵⁶² Auf die Probleme der Einmessung wird im Katalog zu den Profilen eingegangen.

⁵⁶³ Falls das Material des Walls zum Zuschütten des Grabens Verwendung gefunden hat, dann könnte man durch Funde aus diesem die Entstehung datieren; es liegen jedoch keine Funde vor.

Das Argument, es könnte sich um verlagerten Gewachsenen Boden handeln, scheint etwas erzwungen. Deswegen muss genauer auf die Situation im fraglichen Bereich eingegangen werden. Es liegt bei Pr. 64a ein weiterer Anhaltspunkt vor, der dafür spricht, dass im Bereich zwischen den beiden Gruben ein Material angetroffen wurde, das vom Gewachsenen Boden nicht zu unterscheiden war, das jedoch umgelagert sein muss. Denn es zieht eine Schicht in die Verfüllung der GR 646 hinein, die in der Fl.-Zeichnung als Gewachsener Boden bezeichnet ist. Auch über das Punkt-FM aus Backsteinen zieht eine Schicht (PS 632), die nach der Fl.-Zeichnung von einem als Gewachsenem Boden angesprochenen Befund geschnitten wird. Es ist auch deshalb schwierig die Situation im fraglichen Bereich zu beurteilen, weil mit größeren Störungen zu rechnen ist. So sind auf der Zeichnung der höher liegenden Fläche 6a Bereiche als Gewachsener Boden gekennzeichnet, die auf der Zeichnung der tiefer liegenden Fläche 6b (siehe dazu Beilage 5 b) als Kulturschichten ausgewiesen sind. Eine großflächige Störung könnte teilweise mit Material verfüllt worden, das dem Gewachsenen Boden ähnelt.

fraglichen Bereich so aus: Im südöstlichen Bereich wurde zuerst Wallmaterial hineingeworfen, eine holzhaltige Schicht und wiederum Wallmaterial wie dies Pr. 64b zeigt. Im nordwestlichen Bereich wurde gleich mit Erdbefund 630 verfüllt wie dies das parallele Pr. 64c zeigt. Dieser Befund zog auch weiter südöstlich über die unteren Verfüllungen über der Grubenmitte. Das Nachsacken weiter nordwestlich wurde mit Planierschicht 611 ausgeglichen (Pr. 64c).

Trotz der nicht ganz eindeutigen Situation im Bereich, in dem die Grube 650 und die Grube 651 einander benachbart sind ist eher davon auszugehen, dass der gewachsene Boden an Ort und Stelle verblieben ist – so wie die Ausgräber dies gesehen haben. Als Schlussfolgerung könnte daraus gezogen werden, dass der Graben um die Siedlung an der Burg und der Graben um die Nikolaisiedlung an der genannten Stelle aufeinander treffen sollten. Möglicherweise wurde dann dieses Vorhaben nicht mehr ausgeführt⁵⁶⁴ und es gelang den Arbeitern nicht, den Graben in voller Länge auszuheben. Der ursprüngliche Boden verblieb an dieser Stelle, weil sich überstürzende politische Ereignisse die Situation änderten und entweder eine andere Bauweise oder eher noch eine andere Lage der Befestigung erforderlich machten. Überhaupt zeugt ja die gesamte Anlage mit ihrer geringen Wehrhaftigkeit eher von einer schnell durchgeführten Aktion.

Es sind keine Hinweise auf eine ältere Befestigung an dieser Stelle zu erkennen.

Eine Interpretation der vorgestellten Befunde als Teile eines Grabens erfolgte noch nicht durch die Ausgräber selbst. Das mag damit zusammenhängen, dass der Bereich, in dem die Befunde lagen, in verschiedene Grabungsabschnitte aufgeteilt war, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten offen lagen und teilweise von verschiedenen Wissenschaftlern bearbeitet wurden. Vor allem lag es sicher daran, dass weite Teile des Grabens in der Neuzeit gestört worden waren und dass nach den Beobachtungen von Friedemann Winkler nach einem West-Ost gerichteten Graben westlich des Fregehauses gesucht wurde⁵⁶⁵. Jedem Ausgräber sind die Probleme, die sich beim Grabungsablauf ergeben können, bewusst.

Ein sicherer Beweis beziehungsweise eine klare Widerlegung der Annahme, bei den Gruben handelt es sich um Teile eines Grabens, ist allem Anschein nach nicht zu führen. Als Synthese bleibt nur festzustellen, dass die Befunde nicht sicher als Graben anzusprechen sind. Da jedoch die Hinweise zu überwiegen scheinen, die für einen Graben sprechen, wird dieser in einer Rekonstruktion vorgestellt. Vor allem deshalb, um andere Wissenschaftler dazu anzuregen, sich mit dem Problem zu beschäftigen und bei günstiger Gelegenheit – wie etwa einer archäologischen Untersuchung in den fraglichen Bereichen – die These verifizieren oder falsifizieren zu können.

Eine zuverlässige Datierung wäre wünschenswert, da hier eine deutliche Stufe in der Stadtentwicklung vorliegt, nämlich der Zeitpunkt, ab dem das Zusammenwachsen der frühen Siedlungen abgeschlossen war und eine Erweiterung des umwehrten Gebietes nötig wurde. Die Bedeutung des Befundes liegt darin, dass ein Graben das voneinander trennt, was zur Siedlung und was nicht zur Siedlung gehörte⁵⁶⁶ und ihre einzelnen Elemente zusammenschließt. Der Siedlungshorizont setzt sich nicht über den Graben hin fort. Das ist ein wichtiges Kriterium für die Zuordnung der Befunde zu Entwicklungsphasen.

⁵⁶⁴ Oder das Verbindungsstück war im Befund nicht mehr zu erkennen (siehe oben).

⁵⁶⁵ F. Winkler beobachtete im Durchgang des Fregehauses (Katharinenstr. 11) und am Westflügel in einem Profil einen Befund, den er zunächst als Graben interpretierte. Nach dem Negativbefund westlich des Fregehauses nahm er davon wieder Abstand (siehe dazu das Kap. 1.5. und zuletzt F. Winkler 1998, S. 72).

Auch dem damals zuständigen Referenten sowie dem Verfasser dieser Arbeit, welche die Grabung besuchten, fiel kein Graben auf. Die Interpretation ergab sich erst aus einer Analyse der Dokumentation.

⁵⁶⁶ Den Bezirk, in dem das Stadtrecht galt, dürfte der Graben aber nicht markiert haben, da die Weichbildzeichen weiter außerhalb lagen (siehe Kap. 1.4.).

Einbindung des Grabens in die Topographie der entstehenden Stadt

Es soll nun fortführend auf die in den Grabungsabschnitten 6 und 9 (auf den Grundstücken der Hainstraße 4, 6 und 10) 1996/ 1997 entdeckten Befunde eingegangen werden, die – wie sich aus den in vorigen Kapiteln angestellten Überlegungen ergibt – als ein maximal zwei Meter tiefer und 4,5 Meter breiter Spitzgraben und ein vermutlich entsprechend hoher und 3,5 Meter bis 4 Meter breiter Wall interpretierbar sind.

Eine Verlängerung des rekonstruierten Grabens liefe im Anschluss an Grabungsabschnitt 6 in östlicher Richtung parallel zum Straßenverlauf der Böttchergasse ungefähr im Bereich ihrer Vorderhausbebauung an der Südseite entlang (siehe Taf. 5). Die Fortsetzung des Grabens nach Osten wäre demnach auf die Grundstücke zugelaufen, die in der Umgebung der Nikolaikirche liegen. Eine solche Lage spräche dafür, dass er die Siedlung an der Nikolaikirche an ihrer Nordseite abgegrenzt hätte.

Der Graben muss im nicht untersuchten Bereich zwischen dem Grabungsabschnitt 6 und 9 einen Knick aufgewiesen haben und zog schräg durch den Abschnitt 9, um dann weiter in Südost-Nordwest-Richtung zu führen, annähernd parallel zum Verlauf der heutigen Hainstraße. Damit näherte er sich dem Verlauf des in der Großen Fleischergasse angetroffenen Grabens⁵⁶⁷ an und hätte den Geländesporn, auf dem die Burg lag, und die an die Burg anschließende, tiefer gelegene Siedlung umschlossen. Nach den Befunden der beiderseits der Hainstraße durchgeführten Ausgrabungen reichte die Siedlung an der Burg im frühen 12. Jahrhundert etwa bis zum heutigen Straßenverlauf. Im späten 12. Jahrhundert verdichtete sich die Bebauung westlich der Straße und dehnte sich auf den östlich davon gelegenen Bereich aus. Diesen bewohnten Bereich hätte der Graben nach Nordosten hin geschützt.

Betrachtet man nun beide Fortsetzungen des Grabens gemeinsam, hätte dieser die Siedlung bei der Burg und die bei der Nikolaikirche miteinander verbunden und zu einer zusammengefasst. Wie die Situation weiter südlich ausgesehen haben mag, ob zu diesen beiden Siedlungen auch die bei der Peterskirche angeschlossen wurde, ist wegen fehlender Beobachtungen in diesem Bereich nicht zu klären.

Die Ergebnisse werden mit den bisherigen Erkenntnissen und Quellen verglichen, welche in den Kapitel 1.4. und 1.5. aufgeführt wurden. Nach Zacharias Schneiders Chronikon Lipsiense soll die Stadt bis 1217 eine dreieckige Form⁵⁶⁸ aufgewiesen haben und der ganze Brühl, große Teile der Katharinenstraße und der Reichsstraße und auch Teile der Nikolaistraße und Ritterstraße nicht zur Stadt gehört haben⁵⁶⁹. Diese Angaben zur Gestalt der frühen Stadt würden mit der eben vorgestellten Gestalt des Befestigungsringes einhergehen: Ein Ring, welcher die drei Siedlungskerne zusammenfasst und dabei die Grundstücke nördlich der Böttchergasse ausschließt.

Die von Schneider beschriebenen Ereignisse im Jahr 1217⁵⁷⁰, die zum Bau von Burgen führte, wobei sich eine zwischen Rhanischen Tor und Barfüsser Pförtlein, eine nahe des Grimmaischen Tors, und die dritte zwischen Peterstor und Thomaspförtlein befunden haben soll, spiegeln ein ähnliches Bild wieder: Es sieht so aus, als ob der Markgraf jeweils an jeder der

⁵⁶⁷ H. Küas 1976a, S. 167-171; T. Westphalen 1995, S. 163-176, bes. S. 167-169

⁵⁶⁸ Bei der dreieckigen Form könnte es sich auch um einen Topos handeln: so beschreibt z. B. Thietmar von Merseburg die Burg Rethra als *tricornis* – dreieckig (VI Kap. 23). Andererseits ist eine dreieckige Stadtanlage recht ungewöhnlich, dass eine solche Beschreibung durchaus auf überlieferten Tatsachen beruhen könnte. Natürlich handelt es sich um die Übertreibung – oder eigentlich Zuspitzung im wörtlichen Sinn – eines wahren Sachverhalts.

⁵⁶⁹ siehe Kap. 1.4. bzw. wie dort schon genannt Z. Schneider 1655, 3. Buch, S. 98

⁵⁷⁰ siehe Kap. 1.4. bzw. wie dort schon genannt Z. Schneider 1655, 8. Buch, S. 407

Siedlungen eine Burg⁵⁷¹ errichtet sehen wollte, in der Nähe von jedem der Tore – wieder erscheint die Dreiheit. Aus dem Bau der drei Burgen ergibt sich auch die Vermutung, dass die Stadt noch nicht als ein einheitliches Gebilde betrachtet wurde, sondern als ein Zusammenschluss dreier – sich wahrscheinlich in rechtlicher Stellung unterscheidenden – Ansiedlungen. Diese Struktur setzte sich in den Stadtvierteln fort: Die Stadt gliederte sich in das Rhanische, das Grimmaische und das Petersviertel – sowie in das wahrscheinlich jüngere Hallische Viertel im Bereich der „Neustadt“. Schneider spricht auch zunächst nur – mit Blick auf die drei Stadttore von drei Vierteln.

Die Beschreibung hat eine kritische Bewertung durch T. Vogtherr erfahren, was vor allem die Datierung betrifft⁵⁷². Durch die spätere Datierung verliert die Quelle an Glaubwürdigkeit, wobei natürlich nicht gesagt werden kann, ob die Angaben nun stimmen oder nicht – da eine Referenzquelle fehlt. Sicher zeigt sich die Dreiteiligkeit nur in den drei Stadttoren und mit großer Wahrscheinlichkeit in den drei frühen Stadtvierteln.

Eine Befestigung entlang einer schrägen Linie vom Ritterplatz bis in die Nähe des ehemaligen Hôtel de Pologne in der Hainstraße hatte Friedrich Reppin bereits aufgrund der Bodengestalt im Leipziger Stadtkern angenommen (wie in Kap. 1.5. besprochen). Diese von Reppin postulierte Linie scheint allerdings nicht mit der vermuteten Fortsetzung des auf den Grundstücken der Hainstraße entdeckten Grabens zusammenzufallen⁵⁷³. Das Grundstück in Ritterstraße liegt zu weit nördlich in einem Gebiet, das wahrscheinlich außerhalb des ersten Stadtgebiets gelegen haben muss (siehe dazu Kap. 1.4.5.)⁵⁷⁴. Die beiden anderen Grundstücke könnten sich durch ihre Lage jedoch durchaus als Hinweise für die Fortsetzungen des mutmaßlichen Grabens sowohl nach Westen wie nach Osten anbieten. Es muss jedoch betont werden, dass für die Aussagen von Reppin leider belegendes Material fehlt und man auf die genannten schlichten Erwähnungen der Fundorte in seinem Text angewiesen ist.

Auf der großen Flächengrabung auf dem östlich der Grabungen in der Hainstraße gelegenen ehemaligen Sachsenplatz wurden 1999 auf dem weitgehend ungestörten Gelände trotz gründlicher Untersuchungen keine Befunde angetroffen, die als Überreste eines Befestigungsgrabens gedeutet werden konnten. Demnach hätte der Graben im Bereich der Vorderhausbebauung auf der Südseite des Brühls oder nördlich davon beziehungsweise im Bereich der Vorderhausbebauung auf der Nordseite der Böttchergasse oder südlich davon gelegen haben müssen⁵⁷⁵.

Küas wies – die schon erwähnten – Pferdeställe aus dem 12./ 13. Jahrhundert am nördlichen Brühl nach. Damit darf man auch hier eine frühe Ausdehnung der Besiedlung annehmen. Für eine Befestigung in diesem Bereich fehlen aber jegliche archäologischen Nachweise.

Das Gebiet außerhalb der Befestigung bildete die Neustadt, die sich östlich der Reichsstraße und nördlich der Nikolaikirche ausbreitete⁵⁷⁶.

Sicher im Hinblick auf die Überlegungen von Müller und vermutlich auch mit Blick auf die frühe Siedlung nördlich der Parthe, schlug Küas in der geläufigen Rekonstruktion eine erste Stadtbefestigung des 12. Jahrhunderts vor, die auch die Gebiete der Gerberstraße mit ein-

⁵⁷¹ Denkbar ist auch eine kleinere, wie auch immer geartete Befestigung.

⁵⁷² T. Vogtherr 2003, S. 64-69

⁵⁷³ Die drei von Reppin genannten Grundstücke sind auf der Taf. 5 b farblich (braun) markiert. Das Grundstück in der Hainstraße und das in der Ritterstraße wurden bei der Rekonstruktion der ersten Stadtbefestigung einbezogen.

⁵⁷⁴ Der Befund liegt klar in einer Flur, die systematisch aufgeteilt wurde (siehe W. Stams 1999, S. 130-135, Abb. 17) und demnach kaum jemals von einer Befestigung durchschnitten worden sein kann.

⁵⁷⁵ Der Plan aus der 2. Hälfte des 18. Jh. weist eine leicht geschwungene Linie bei der Böttchergasse auf (siehe Taf. 6). Eine alter Grenzverlauf oder ein Graben könnten vielleicht die Welle in der Linienführung erklären.

⁵⁷⁶ E. Müller 1955, S. 9-24, bes. Abb. auf S. 17.

schloss (siehe Kap. 1.5.). Für eine Befestigung in diesem Bereich (nördlich des heutigen Stadtkerns) fehlen aber jegliche archäologische Nachweise. Mit der in diesem Kapitel besprochenen These würde das Gebiet innerhalb der Schutzumwallung zur Zeit der Stadtrechtsverleihung auf die Hälfte der von Küas postulierten Größe zusammenschrumpfen.

Winkler vermutete eine frühe Besiedlung am Brühl, die durch einen Graben nach Süden hin geschützt war (siehe auch dazu Kap. 1.5.). Durch den neuen Befund würde demgegenüber die Situation kippen: Die umwehrte Besiedlung lag südlich der späteren Böttchergasse. Innerhalb der Befestigung könnten dabei allerdings – nach den Beobachtungen von Winkler – Bereiche wie der spätere Marktplatz noch weitgehend frei von Bebauung gewesen sein (siehe Kap. 1.5.3. und 4.4.3.).

Bauweise und Alter der ersten Stadtbefestigung

Nach Schneiders Chronik soll Markgraf Konrad der Große Leipzig 1134 in die Form einer Stadt gebracht und mit einem Erdwall befestigt haben. Diese Beschreibung scheint die Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen bezüglich der Bauweise der entdeckten Befestigung zu bestätigen, es sollte dabei jedoch die Unzuverlässigkeit der schriftlichen Quelle nicht vergessen werden.

Die in der Hainstraße angetroffene Graben-Wall-Anlage scheint nicht mächtig genug gewesen zu sein, um einen Angriff wirksam abwehren zu können – wenn auch angenommen werden kann, dass die Anlage durch einen Palisadenzaun zusätzlich gesichert war. Vielleicht sollten wir in ihr nur eine Art Demarkationslinie für das besiedelte Gebiet sehen. Es ist auch möglich, dass es sich um eine Befestigung handelt, deren geplante volle Größe nicht erreicht wurde, weil die politischen Verhältnisse sich zu schnell änderten.

Schneider behauptete in seiner Chronik, dass die Stadt im Jahr 1182 von Markgraf Otto dem Reichen mit einer steinernen Mauer eingefasst wurde. Auch an anderer Stelle, bei den von Schneider beschriebenen Ereignissen im Jahr 1217, ist vom Niederreißen der Mauern der Stadt und dem Verfüllen der Gräben die Rede. Der Chronist nennt also Mauern, die zu diesem Zeitpunkt schon gestanden haben sollen. Es kann zwar nicht davon ausgegangen werden, dass hier schon von der auf die vorgestellte Graben-Wall-Anlage folgenden Befestigung gesprochen wird, möglich wäre dies aber durchaus. Es kann auch sein, dass das Befestigungswerk nur in einem Teilabschnitt durch Mauern ersetzt wurde.

Die genannten Textstellen können nach dem Grad ihrer tatsächlichen Richtigkeit aufgelistet werden: Der Stadtbrief kann als sicher gelten, auch die Pegauer Annalen genießen den Ruf einer gewissen Wahrhaftigkeit. Die sorgfältige Wiedergabe von übernommenen Textpassagen bei Schneider lassen diesen als einen gewissenhaften Berichterstatter erscheinen, trotzdem ist die Zuverlässigkeit seiner Angaben weit fraglicher als bei den beiden anderen Quellen.

Nach der Lage im Gelände und der einfachen Bauweise scheint es sich bei der entdeckten Graben-Wall-Anlage um die erste Umwehrung der einzelnen Siedlungen gehandelt zu haben. Die Datierung der Befestigung ist neben der Frage nach ihrer Gestalt ein weiteres Problem. Nach der Keramik aus der Grabenverfüllung scheint die Befestigung um 1200 aufgegeben worden zu sein (siehe Kap. 2.5.3.); Art und Fundsituation der Keramik erlaubt leider keine engere zeitliche Eingrenzung.

Die in den Chroniken erwähnten Daten können aufgrund der unsicheren Quellenlage nicht bestätigt, aber auch nicht widerlegt werden. Ein sicherer Anhaltspunkt liegt aber mit der auf die Zeit zwischen 1156 und 1170 datierten Verleihung des Stadtrechtes durch den Markgrafen Otto von Meißen vor. Es darf wohl angenommen werden, dass für die zur Stadt ernannten Ansiedlungen eine durchgängige Befestigungslinie als notwendig empfunden wurde, welche den Zusammenschluss und die neue Rechtsstellung der Stadt Leipzig manifestiert. Damit

kann davon ausgegangen werden, dass die Befestigung spätestens 1170 (mit dem jüngsten möglichen Datum der Stadtrechtsverleihung) oder in den unmittelbar darauf folgenden Jahren im Zuge des Zusammenschlusses der Siedlungen an der Burg und an der Nikolaikirche errichtet wurde.

Wenn das bei Schneider genannte Datum 1134 als zuverlässig angesehen wird, könnte ein Graben schon zu diesem frühen Zeitpunkt gezogen worden sein. Die Siedlung bei der Burg war zuvor (zumindest zeitweise) sicher und die übrigen Siedlungen möglicherweise schon einzeln umwehrt. Der genannte Graben muss demnach nicht notwendigerweise schon ein verbindender Graben zwischen der Siedlung an der Burg und der an der Nikolaikirche gewesen sein. Die Behauptung, sie wäre „in Form einer Stadt“ gebracht worden scheint mit den Angaben des Stadtbriefts zu konkurrieren, allerdings kann nicht ausgeschlossen werden, dass der Stadtbrief teilweise nur schon bestehende Verhältnisse festschreibt, die sich faktisch schon in den Jahrzehnten zuvor herausgebildet hatten. Karlheinz Blaschke merkte an: „Stadtrecht zu verleihen hieß aber nichts weiter, als die in einem herangewachsenen städtischen Gemeinwesen angewandten Rechtsgepflogenheiten anzuerkennen und zu schützen“⁵⁷⁷. Damit ist es durchaus möglich, dass die Strukturen – und auch eine erste Stadtumwehrung – schon älter sind als das Ausstellungsdatum der Urkunde.

Ein anderer möglicher Anlass für das Ausheben des Grabens ist mit dem Bürgeraufstand gegeben, nach dem es der Bürgerschaft sicherlich ein Bedürfnis war, sich gegen Racheakte des Markgrafen zu schützen. Aus dem Bericht der Ereignisse in den Pegauer Annalen geht hervor, dass der Markgraf zu einer List greifen musste und seine Leute in die Stadt schmuggelte. Er konnte demnach einen direkten Angriff nicht wagen, was auf eine durchgehende Befestigungslinie hindeutet. Das fehlende Zwischenstück im Grabungsabschnitt 6, das zwischen den Gruben 650 und 651 lag, könnte mit dieser These erklärt werden: Die Bürger schafften es in den wenigen Monaten nicht die Befestigungsarbeiten komplett durchzuführen bevor der Markgraf zum Gegenschlag ausholte.

Der beobachtete doppelte Knick des Grabens scheint auf schon feststehende Besitzverhältnisse hinzudeuten – auch dies würde eher für eine Entstehung des Grabens nach 1200 sprechen, als die Zuweisung der Grundstücke wahrscheinlich schon abgeschlossen war.

Wie sieht es nun mit dem Zeitpunkt der Aufgabe der Graben-Wall-Anlage aus? Nach Schneiders Chronik soll zum einen – wie schon mehrfach erwähnt – der Markgraf 1182 angeordnet haben, dass ein tiefer Graben gezogen und eine Mauer errichtet wird. Zum anderen wird ausdrücklich behauptet, dass 1217 die Stadt ihre dreieckige Form noch besessen haben soll⁵⁷⁸. Daraus wäre zu schließen, dass die Lage des Befestigungsringes sich im Zeitraum 1182 bis 1217 nicht oder nur kaum geändert hatte und ihre Holz-Erde-Bauweise ab 1182 schnell oder allmählich von einer Steinkonstruktion ersetzt wurde.

Spätestens 1217, beim Niederschlagen des Aufstandes, muss der Graben auch im untersuchten Areal (den Grabungsabschnitten 6 und 9) zugeschüttet worden sein, um die Stadt zu strafen und unter Kontrolle zu halten. Das Datum 1217 beschreibt nur einen willkürlichen Eingriff, der durch politische Unruhen bestimmt war. Die Linie einer daraufhin neuerlich aufgebauten Befestigung muss nicht zwingend weiter nach außen gezogen worden sein. Es scheint aber eher unwahrscheinlich, dass an genau derselben Stelle nochmals ein Graben ausgehoben wurde, da die schnelle Entwicklung der Stadt – wie die Ausweisung der Grundstücke im Gebiet der „Neustadt“ im Stadtbrief nahe legt – ein größeres Areal für die Bürger einforderte⁵⁷⁹.

⁵⁷⁷ K. Blaschke 1973, S. 88

⁵⁷⁸ Nochmals der genaue Wortlaut in Schneiders Chronik (siehe Kap. 1.4.): „in dieser Dreyeckichten Form / ist die Stadt noch gestanden im Jahr 1217“. Das scheint eher zu bedeuten, dass sie genau bis zum Jahr 1217 diese Gestalt hatte und nicht mindestens bis 1217.

⁵⁷⁹ Es sollte als sicher gelten, dass die Zerstörungen tatsächlich die gesamten Befestigungsanlagen betrafen. Der

Das Alter der in der Verfüllung des Grabens gefundenen Keramik, spricht ebenfalls für eine Aufgabe der Befestigung spätestens im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts.

Mit der wachsenden wirtschaftlichen Bedeutung der Siedlungen kam es im 12. Jahrhundert zu einem schnellen Anwachsen der Bevölkerungszahl und zu einer Besiedlung der freien Flächen zwischen den verschiedenen Siedlungskomplexen. Zu Beginn des darauf folgenden Jahrhunderts setzte sich diese Entwicklung fort und führte zu einem Wachsen der Siedlung über das geschützte Areal hinaus. Schließlich kam es noch im Laufe des 13. Jahrhunderts zu einer Aufgabe des engen ersten Befestigungsringes. Die zeitlich darauf folgende Mauer wird dann schon die so genannte Neustadt mit eingeschlossen und damit eine Fläche geschützt haben, welche in etwa dem heutigen Stadtkern entspricht. Sie verlief also nicht mehr auf Linie der Böttchergasse, sondern auf einer am Brühl wie die Rekonstruktion von Küas⁵⁸⁰ und Stiche aus der frühen Neuzeit wiedergeben. Archäologische Hinweise fehlen jedoch auf diesem Areal, nur auf den anderen Stadtseiten sind Mauern stellenweise durch archäologische Befunde belegt⁵⁸¹.

Deutung des Grabens

Aus Magdeburg sind zwei Spitzgräben bekannt, die sich an das Elbufer anlehnen und zu schwach ausgeführt sind, um zu einer wirksamen Verteidigung gegen einen entschlossenen Angriff dienen zu können⁵⁸². Diese beiden Spitzgräben datiert Hansjürgen Brachmann in die karolingische Zeit, gibt aber zu, dass „die zeitliche Fixierung der mitgefundenen Keramik Schwierigkeiten bereitet, nicht unumstritten“⁵⁸³. Von zwei anderen Orten sind ebenfalls nicht besonders tiefe Spitzgräben bekannt: zum einen aus Erfurt⁵⁸⁴ und zum anderen aus Hallstadt⁵⁸⁵.

Brachmann denkt an die Möglichkeit einer „Eigenbefestigung“ des Handelsplatzes Magdeburg⁵⁸⁶ und sieht die Gräben in Magdeburg Beziehung zu dem in Erfurt und dem in Hallstadt gefundenen Graben, da die beiden Orte ebenfalls wie Magdeburg als Grenzkontrollpunkte im Diederhofener Kapitular genannt werden.

Der nachfolgende Absatz soll nur als eine Spekulation verstanden werden, da er nicht durch genügend sichere Belege gestützt wird.

Der Graben müsste wahrscheinlich mit einer Vereinigung der Siedlungen zusammenhängen. Die Frage ist, ob der Stadtbrief schon einen tatsächlichen Zustand besiegelte oder erst den Zusammenschluss ausgelöste.

An der Tatsache der dreieckigen Gestalt kann kaum gezweifelt werden, wohl aber an der Zeitspanne, zu der dies so war.

Denkbar ist zum einen, dass die beiden Gräben nicht mehr miteinander verbunden wurden

genaue Wortlaut in den Annalen für 1217 heißt: „marchion fecit destrui murum in giro“ (wie schon Kap. 1.4.4. bzw. Ann. Pegav., S. 269).

⁵⁸⁰ H. Küas 1976a, Farbtafel XI.

⁵⁸¹ K. Balfanz u. a. 1998, S. 129-174, bes. S. 155-173; für die Westseite: Nach Angaben des Herrn Püschel, Mitarbeiter der Behörde des Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen, wurde dort vermerkt, dass auf einer Länge von 55 m Bossesteine auf eine Backsteinmauer aufgesetzt wurden; heute noch sichtbar ist, dass diese Steinlagen auf eine alte aufgesetzt wurden.

⁵⁸² E. Nickel 1973

⁵⁸³ H. Brachmann 2003, S. 75; siehe dazu H. Brachmann 1978, S. 53f.

⁵⁸⁴ W. Timpel 1992

⁵⁸⁵ H. Losert 1993a, S. 159-164

⁵⁸⁶ H. Brachmann 2003, S. 76

und damit eine Stadumweh rung an dieser Stelle nicht mehr fertig wurde. Aus solch einem Befund könnte geschlossen werden, dass sich überstürzende politische Ereignisse die Notwendigkeit oder die Möglichkeit auf dieser Linie eine Befestigung anzulegen geändert hatten. Nehmen wir also an die Ereignisse überstürzten sich, die Bürger wollten den Ort in seiner Bedeutung herausstellen und sie wollten die Gräben um die einzelnen Siedlungskerne miteinander verbinden.

Mit der Stadtrechtsverleihung änderte sich die Situation: In jeder Himmelsrichtung ließ der Markgraf Weichbildzeichen setzen (die jeweils später weiter hinaus versetzt wurden) und er wies ein Areal zur Besiedlung aus. Die Gestalt der Stadt wandelte sich von der dreieckigen zur viereckigen Form – was sich auch in der Gestalt der Wehranlage ausdrücken musste.

Eine Erklärung für die einfache Bauweise könnte darin gefunden werden, dass einfach zu wenige Leute bereit waren, um eine größere Befestigung zu bauen. Vielleicht handelte es sich um eine Aktion, die nicht von einem Herrschaftsträger angeordnet war und auf eine gewisse Freiwilligkeit beim Dazutun angewiesen war. Zum anderen kann der Graben vor allem als Demarkationslinie gedacht gewesen sein und weniger als Verteidigungsanlage.

4.3. Burganlagen

4.3.1. Zeitgleiche Burgen in der Region

Für das 9. Jahrhundert ist durch den bayrischen Geographen ein Netz an Burgen bei den westslawischen Stämmen überliefert, wobei es nicht klar ist, ob die Burgen eher als Zufluchtstätten in kriegerischen Zeiten oder als Wohnsitz des sich herausbildenden Adels dienten. Sie nahmen sicher neben der militärischen auch politische und wirtschaftliche Funktionen wahr. All diese Burgen waren durch Umweh rungen in Holz-Erde-Konstruktion gesichert, vor die manchmal eine steinerne Blendmauer⁵⁸⁷ gesetzt war. Die steinerne Blendmauer an der Wallfront stellt keine Steinbauweise im eigentlichen Sinne dar, sondern ist Bestandteil der Holz-Erde-Konstruktionen, weil diese die Wälle tragen. Die Verblendungen der Außenfront mit Steinen stellte nur einen zusätzlichen Schutz gegen den Einsatz von Brandpfeilen bei einem Angriff dar, der für eine hölzerne Außenwand besonders gefährlich werden konnten.

In seinem Reisebericht beschreibt Ibrâhîm ibn Ja'qûb den üblichen Bau einer slawischen Burg um 973: „Sie gehen zu Wiesen, reich an Wasser und Gestrüpp, stecken dort einen runden oder viereckigen Platz ab ... graben ringsherum und schütten sie ausgehobene Erde auf, wobei sie mit Planken und Pfählen nach Weise von Bastionen gefestigt wird“⁵⁸⁸. Nach dem bisherigen Forschungsstand scheint es sich bei den slawischen Burgen um kleine, einfache Befestigungen aus Holz-Erde-Konstruktionen gehandelt zu haben, die häufig nur eine kurze Zeit bestanden hatten und durch Feuereinwirkung zerstört wurden. Je nach der topographischen Lage kann zwischen Niederungsburgen und Höhenburgen unterschieden werden. Zu den letztgenannten gehören die überwiegende Zahl der Burgen an der Mulde, die sich durch deutlich größere Wälle gegenüber den an Weißer Elster und Pleiße errichteten Anlagen auszeichnen⁵⁸⁹.

⁵⁸⁷ Bei G. Billig Auflistung von Beispielen (1994, S. 13): Zehrener Spitzhäuserwall (9. Jh), Burgwall von Köllmichen, Kr. Grimma (9. bis zum 11. Jh., in der älteren Phase), Dechantberg bei Nossen (am älteren Wallbau), in Altoschatz-Rosenthal (wahrscheinlich in der älter slawischen Phase), Dresden-Briesnitz (am älteren Wallbau, wahrscheinlich 9. Jh.); im Zusammenhang jünger slawischen Wallbaus (10./ 11. Jh.) Zehrener Burgberg, Höfgen, Zadel, Robschütz, Kr. Meißen und Bellwitz, Kr. Löbau.

⁵⁸⁸ Arabische Berichte, S. 12; zur Datierung des Berichtes siehe S. 5

⁵⁸⁹ T. Westphalen 1996a, S. 102

Die älteste Burg der Region lag vermutlich in Altengroitzsch, das nach den Pegauer Annalen ursprünglich den Namen Nible trug. Mit der Einführung der Burgwardorganisation in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts erfolgte die Verlegung an die Stelle der Wiprechtsburg⁵⁹⁰. Die Burgen I und II in der Stratigrafie gehören in die Zeit von der Mitte des 10. bis in die 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts und stellen Burgwälle in Holz-Erde-Konstruktion dar. Die Burg II, mit der die erhaltene Innenbesiedlung und das Fundgut stark verbunden waren, hebt sich in der Baufolge des Walles eindeutig von der ersten Anlage ab. Im Wehrbau zeigt die Burg II eine besondere Entwicklung, denn die mit Lehm gefüllte Holzkastenkonstruktion war an einer Stelle durch ein anders geartetes Holzbauwerk unterbrochen. Die Burg von Groitzsch an der Elster ist eng mit dem Namen Wiprecht (ca. 1055 - 1124) verbunden, der an dieser Stelle eine Konzentration zentralörtlicher Funktionen unter anderem durch die Gründung des Klosters Pegau auf der anderen Flussseite und eines Marktes vorantrieb. Wiprecht versuchte ein Territorium zu bilden, rief Bauern von weit her herbei und betrieb Rodungen; letztendlich scheiterte er jedoch trotz seiner großen Anstrengungen und schaffte es nicht, in die Position des meißnischen Markgrafen zu gelangen⁵⁹¹. Wie die Leipziger Burg war auch die von Groitzsch von einem befestigten Suburbium umgeben und zeichnete sich durch eine Anhäufung an Funden aus. Diese wie jene Anlage muss für das Umland den entscheidenden Bezugspunkt gebildet haben.

Der wesentliche Fortschritt in der Entwicklung des Burgenbaus ist in das 11./ 12. Jahrhundert zu datieren. In der von den ostfränkisch-deutschen Königen eingerichteten Mark Meißen und ihrer Burgwardorganisation wurde die slawische Burgentradition weitergeführt. Die Masse der Bevölkerung war zu dieser Zeit in der Mark slawisch und die im Burgenbau tätigen Menschen somit so gleichfalls sicherlich überwiegend Slawen. Allerdings unterscheiden sich die ostfränkisch-deutschen Burgen in der Bauweise nicht in wesentlichen Attributen von zeitgleichen slawischen Anlagen.

Der Wechsel von der Holz-Erde-Bauweise zur Steinkonstruktion im 11./ 12. Jahrhundert zeigt sich an der Wiprechtsburg von Groitzsch durch eine Zusammenführung von archäologischen und schriftlichen Quellen. Zum einen sind das die Grabungen von H.-J. Vogt und zum anderen die Pegauer Annalen. Bei dieser Anlage ergibt sich nach Vogt durch eine Verknüpfung mit den Ereignissen um die Schlacht bei Hohenmölsen eine Datierung der ältesten Steinbauphase in die Zeit um 1080. Ein Rundturm mit einem Außendurchmesser von 13,3 m hält Vogt für einen der beiden in den Pegauer Annalen erwähnten Wehrtürme der Zeit um 1080⁵⁹². Damit bietet sich ein zeitlicher Anhaltspunkt für den entscheidenden technologischen Schub in der Bauweise benachbarter Burgen.

Der auf der Burg Meißen⁵⁹³ älteste nachgewiesene Steinbau⁵⁹⁴ ist der quadratische Turm mit einer Mauerstärke von 3 m zwischen dem östlichen Abbruch der Holzstraße und dem Dom, welcher in den Übergang vom 11. zum 12. Jahrhundert gehört. Somit scheint er annähernd gleichzeitig mit den Steinbauten der Wiprechtsburg gestanden zu haben. Für Meißen fehlen jedoch leider aufschlussreiche Möglichkeiten die archäologischen mit den schriftlichen Quellen zu verbinden.

Vereinzelt wurden Behauptungen, Steinbauten auf Burgen hätten in der Region schon vor dem 11./ 12. Jahrhundert bestanden, geäußert. Es fehlen dafür jedoch durchweg sichere Nachweise. Die wenigen könnten allenfalls vereinzelte repräsentative Teile der Innenbebauung gebildet haben, die möglicherweise schon früh in Stein ausgeführt worden sind. Darauf

⁵⁹⁰ H.-J. Vogt 1987

⁵⁹¹ M. Unger 2003, S. 35

⁵⁹² H.-J. Vogt 1987, S. 63; dazu auch: L. Herklotz 1996, S. 144

⁵⁹³ W. Coblentz 1958, A. Schmid-Hecklau 2004

⁵⁹⁴ Die Palasbauten des 10. Jh. sind unbewiesen.

könnte zum Beispiel eine Beschreibung der Burg Giebichenstein (heute Stadtgebiet Halle) von Thietmar von Merseburg hindeuten, in welcher dieser für das Jahr 1012 eine Kemenate und eine Kapelle nennt⁵⁹⁵.

4.3.2. Aussehen und Alter der Burganlage auf dem Matthäikirchhof

Als Enddatum für die Burganlage ist das Jahr 1224 bekannt, in dem das Franziskanerkloster an dieser Stelle die Burganlage ablöste. Das Baudatum der ersten Burg an dieser Stelle kann dagegen nicht ohne weiteres festgestellt werden. Die einzelnen Phasen der Anlage werden durch die stratigrafisch gesicherten archäologischen Forschungen von Herbert Küas und Liesedore Langhammer vorgestellt und sind meist nachvollziehbar; durch die ständigen Veränderungen, Abtrag von Schichten, jüngere Eingriffe und Überformungen des Geländes entstand jedoch stellenweise eine komplizierte Untersuchungslage, die mehrere Deutungen zulässt.

Vier unvollständig erhaltene Grundrisse von Grubenhäusern mit jeweils einer Fläche von 3 m auf 4 m, in die eine Rampe zu dem 60-80 cm tiefer liegenden Fußboden hinabführte, und 32 Feuerstellen (aus den Schichten A, B, AB und BC) zeigen eine Siedlungstätigkeit an⁵⁹⁶. Diese Befunde sind teilweise mit einer schwärzlichen Siedlungsschicht von 60-80 cm Stärke verbunden, bei der eine „Totalhumifizierung“ stattgefunden haben soll. Die einheitliche dunkle Färbung der Schicht erschwerte anscheinend eine Auftrennung in die verschiedenen slawischen Siedlungshorizonte. Nach der „flächhaften Ausdehnung“ der Schicht nimmt Küas an, dass der gesamte Geländesporn und der Hang nach Norden hin kontinuierlich und dicht mit slawischen Häusern bestanden waren.

Eine Siedlung B ist von einer Wallanlage mit einer Holzrostkonstruktion⁵⁹⁷ und einem vorgelagerten Graben überdeckt und geschnitten worden. Der Wall bestand setzte sich aus dem Aushub des Grabens und aus umgelagertem Material der Siedlungsschicht zusammen und war durch quer zu ihm laufende Baumstämme befestigt. Diese waren zwar nicht mehr erhalten gewesen, ihre übereinander liegenden Negative (Hohlräume) und Holzfaserreste wurden jedoch beobachtet. Nach den Überresten dieses Wallkörpers konnte der Verlauf der Umwehrung rekonstruiert werden. Sie schloss ein durch Planierungen geschaffenes ebenes Areal auf dem Sporn als Abschnittsanlage zum flacheren Gelände nach Osten und Norden hin ab.

Die Informationen zur Datierung dieser vermutlich ersten Befestigung sind etwas ungenau: In einer ersten zeitlichen Einordnung wird wegen der spätslawischen Scherben im Wallkörper und der Nennung der Burg für das Jahr 1015 durch Thietmar die Gründung der Burg in die Zeit um 1000 gesetzt⁵⁹⁸. Später vertritt Küas die These, die erste Burg an dieser Stelle wäre in Folge der Gründung der Burg Meißen um 930 angelegt worden⁵⁹⁹. Thomas Westphalen wirft Küas dabei einen „klassischen Zirkelschluss“ vor, indem er das Gründungsdatum der Burg über die Keramikchronologie und wiederum die mit der Burg verbundene Keramik mit Stellen aus schriftlichen Quellen begründet⁶⁰⁰.

Küas baut bei seiner Argumentation die Burg in ein strategisches Konzept ein, das diese als einen Vorposten zur Festung Merseburg⁶⁰¹ und eine Etappestation auf dem Weg zu der Burg

⁵⁹⁵ V. Herrmann/ O. Specht 2006, S. 32

⁵⁹⁶ H. Küas 1976a, S. 35

⁵⁹⁷ Die Bauweise deckt sich damit mit anderen Anlagen der Region (siehe z. B.: H. W. Mechelk 1997)

⁵⁹⁸ H. Küas/ L. Langhammer 1960, S. 33; siehe dazu auch Hinweis von G. Mildner (1956, S. 387)

⁵⁹⁹ H. Küas 1976b, S. 306f.

⁶⁰⁰ T. Westphalen 2003, S. 46

⁶⁰¹ H. Küas 1976a, S. 52

Meißen sieht. Westphalen widerspricht wiederholt diesen Vorstellungen und stellt fest, dass die Burgen angelegt wurden, um Herrschaften im Land zu sichern, „geostrategische Überlegungen“ sollen bei der Anlage der Burgen dabei keine Rolle gespielt haben⁶⁰². Benachbarte Burgen aus dem Gebiet westlich der Saale oder an der Saale wie etwa die Burg Giebichenstein, die für die 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts mehrfach erwähnt ist, und schon 961 den Eigentümer wechselte⁶⁰³ können für die Datierung der Anlagen östlich der Saale jedenfalls nicht als Vorbilder dienen, da sie deutlich früher ins Reichsgebiet integriert waren. Diese Burgen waren vermutlich Teil des seit Mitte des 9. Jahrhunderts erwähnten *limes sorabicus*, der den östlichen Grenzstreifen des fränkischen Reiches bildete. Im Gebiet zwischen Saale und Mulde wurde die Kontrolle der Burgen im Rahmen des so genannten Burgwardsystems überwiegend in die Hände edelfreier Geschlechter ostfränkisch-deutscher Herkunft gelegt. Das Burgwardsystem bestand aus Elementen, die sich aus einer Befestigung als Zentrum und zehn bis zwanzig Dörfern zusammensetzten, deren Bewohner zu Diensten und Abgaben verpflichtet waren. Durch diese organisatorische Aufteilung des Landes sollte vermutlich auch der innere Landesausbau und das Pfarreiwesen vorangetrieben werden. Das Gebiet zwischen Saale und Elbe wurde erst nach 965 in die drei Grafschaften Merseburg, Zeitz und Meißen aufgeteilt.

Billig nimmt an, dass die Burg Leipzig erst in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts errichtet worden⁶⁰⁴ ist und begründet dies mit der Verkehrslage, der Frühstadt und dem allgemeinen Burgenbau bei der Einrichtung der Burgwardorganisation. Heinz-Joachim Vogt verband durch die ähnlichen Funde der „Groitzscher Gruppe“ zeitlich die Phasen I/II der Wiprechtsburg mit der Stufe B/C des Burgwalls und Burghofs auf dem Matthäikirchhof und kam damit zu einer Datierung der Gruppe ins 10./ 11. Jahrhundert⁶⁰⁵.

Als Folge der Neuinterpretation und der veränderten Datierung der Befunde der Burganlage auf dem Matthäikirchhof kann zwar der alte Ansatz einer Datierung der mittelslawischen Keramik ins 9. und 10. Jahrhundert aufrechterhalten werden, jedoch müssen einige neue Akzente gesetzt werden. Die Datierung der Keramik stützte Küas auf die Annahme, die ostfränkisch-deutsche Burg wäre um 930 errichtet worden. Wenn das wahrscheinlichere spätere Baudatum in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts angenommen wird, rücken die Datierungen der angesprochenen Keramik um etwa ein halbes Jahrhundert nach hinten. So wären zum Beispiel die späten Formen der Röthaer Gruppe nach der Stratigrafie von Küas schon in der 1. Hälfte des 10. Jahrhunderts voll ausgebildet gewesen, nach der aktuellen zeitlichen Einordnung gehören sie der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts an.

Auf der schematischen Darstellung der Leipziger Burg mit Vorburg und umgebendem Gelände in perspektivischer Sicht⁶⁰⁶, welche nach Küas die Situation im 10. Jahrhundert wiedergeben soll, erscheinen verschiedene Steinbauten: ein runder Bergfried, ein Palas und eine Kemenate. Die Kernburg ist nach Westen und Süden hin durch eine mit Türmen verstärkte Mauer vom Flussufer und nach Norden und Osten zur Vorburg hin durch eine auf einen Wall aufgesetzte Mauer abgetrennt. Nach Küas soll die Holz-Erde-Konstruktion als Unterbau für eine Ringmauer aus dem 10. Jahrhundert aus mit Mörtel verbundenen Bruchsteinen gehört haben⁶⁰⁷. Arne Schmid-Hecklau weist darauf hin, dass in dem publizierten Gesamtplan zu sehen ist, wie die Steinmauer südlich der Innenböschung des älteren Wall

⁶⁰² T. Westphalen 2003, S. 47

⁶⁰³ siehe V. Herrmann 2001, S. 134 (dort auch weiterführende Literatur)

⁶⁰⁴ G. Billig 1989, S. 57

⁶⁰⁵ H.-J. Vogt 1987, S. 174; F. Winkler spricht von einer Datierung der Groitzscher Gruppe durch Vogt mit großer Wahrscheinlichkeit in die 1. Hälfte des 10. Jh. (1998, S. 34); dabei übersieht er, dass Vogt nur den Beginn der Gruppe in diese Zeit setzt.

⁶⁰⁶ H. Küas 1976a, Abb. 23

⁶⁰⁷ H. Küas 1976a, S. 40f.

entlangläuft⁶⁰⁸. Das spricht seiner Ansicht nach dafür, dass die Mauer deutlich nach der Holz-Erde-Konstruktion aufgebaut wurde. Zusätzlich scheinen die Umstände, dass einerseits die Baugrube der Mauer den verfüllten Außengraben schnitt und andererseits die Mauer teilweise noch zu der um 1230 gegründeten Franziskanerkirche gehörte diese Version zu bestätigen. Die frühe Datierung der Steinbefunde durch Küas dehnt sich auf den Rundturm zwischen dem südlichen Hauptgebäude und nördlichen Wall aus, dessen Steine ebenfalls mit Mörtel verbunden gewesen sein sollen. Küas hatte den Ausbruch des Fundaments dieses ältesten Turms beobachtet und setzte dessen Existenz in die Zeit des 10. bis frühen 13. Jahrhunderts. Diese frühe Datierung kritisierte bereits Heinz-Joachim Vogt⁶⁰⁹, andere folgten ihm darin. Als einzig sicher scheint, dass die Turmfundamente vor 1216 herausgebrochen wurden. Eine exakte Datierung muss sich innerhalb eines breiten Interpretationsspielraums bewegen, wobei jedoch wahrscheinlich ist, dass der Bau nicht in die Zeit vor der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts fällt.

4.4. Strukturen der Besiedlung

4.4.1. Handelswege und Stadttore (Zeichen der Fernbeziehungen)

Die beiden für die Entwicklung Leipzigs entscheidenden Orte Merseburg und Meißen, westlich beziehungsweise östlich der Stadt, verband ein mehr oder weniger in West-Ost-Richtung verlaufender Handelsweg, der von Historikern als *via regia* bezeichnet wird. Nach den gängigen Überlegungen⁶¹⁰ soll dieser Weg von Merseburg kommend im Bereich des späteren Ranstädter Tores die Siedlung erreicht haben, über den ersten vermuteten Marktplatz (den „Eselsmarkt“) und dann entlang der im Norden des späteren Innenstadtgebiets direkt von West nach Ost führenden Straße, des Brühls, geführt haben. Nach den ersten überlieferten Stadtansichten endete jedoch merkwürdigerweise der Brühl als Sackgasse in der Nordostecke der Stadt (siehe Taf. 6)⁶¹¹ und auch nach den ältesten bekannten Stadtbeschreibungen, in denen nur drei Tore genannt werden, ist ein solcher Straßenverlauf eher unwahrscheinlich.

Eine mögliche Erklärung für diese Situation wäre, dass die ursprüngliche Hauptverbindung, über welche die Stadt in West-Ost-Richtung durchquert werden konnte, vom Ranstädter Tor durch die Hainstraße führte und dann in die Grimmaische Straße (oder „Grimmische Gasse“) abbog, um wieder durch das Grimmaische Tor nach draußen zu führen. Das würde der Vorstellung entsprechen, dass der Brühl zumindest größtenteils nicht als eine Straße bestanden hatte, die auf beiden Seiten von Hausreihen umgeben war.

Der Verlauf der Gerberstraße und der Reichsstraße wurde als die in Nord-Süd-Richtung verlaufende *via imperii* angesehen⁶¹², die der Reichsstraße so auch zu ihrem Namen verholfen hatte. Erst durch die Ergebnisse der Ausgrabungen auf dem Matthäikirchhof rückte diese ein Stück weiter nach Westen: Küas rekonstruierte ihre Trasse im Bereich der Flur „Alte Burg“, etwa im Bereich der heutigen Pfaffendorfer Straße, und dann im Verlauf der Hainstraße und der Petersstraße. Diese Version würde gut zur Lage des Peters Tors passen, durch das der Handelsweg dann die Stadt verlassen hätte. Erst zu einem späteren Zeitpunkt wird dann dieser Handelsweg der Trasse Gerberstraße-Reichsstraße gefolgt sein, um dann vor der südlichen Stadtmauer über ein kurzes abknickendes Stück – das somit zu erklären ist – das Peters Tor zu erreichen.

⁶⁰⁸ A. Schmid-Hecklau 2004, S. 195; siehe: H. Küas 1976a, Abb. 58, Mauer F

⁶⁰⁹ H.-J. Vogt 1987, S. 176

⁶¹⁰ siehe dazu als anschauliche Darstellung v. a.: H. Küas 1976a, Farbtaf. VIII-XI (auf S. 259-262)

⁶¹¹ F. Winkler rekonstruiert einen Durchgang an dieser Stelle (1990, Abb. 8: bei Markierung „1d“).

⁶¹² H. Arnhold 1960/ 1961

In der Zusammenschau würden damit genau die drei bekannten hochmittelalterlichen Stadttore für die Durchquerung der Stadt benutzt worden sein und beide Hauptverkehrswege über das Stück Eselsmarkt-Hainstraße eine gemeinsame Trasse besessen haben.

4.4.2. Flussverläufe und Mühlgräben (bestimmende Gegebenheiten)

Die Parthe floss zunächst „in ihrem ungestörten Verlauf nahe am Südrand ihres alluvialen Bettes, dem heutigen Brühl, entlang“⁶¹³ (siehe Kap. 1.2.). Georg Grebenstein nahm an, dass zur besseren Durchquerung der Partheniederung die Reichsstraße als Damm (heutige Gerberstraße) aufgeschüttet wurde und damit diese nicht unterbrochen werden musste, wäre die Parthe nordwärts am Damm entlang umgeleitet worden⁶¹⁴. Von hier aus soll der Fluss nach Westen bis an den Auenrand geführt und dann wieder in sein altes Bett eingeleitet worden sein. An dem Damm siedelten sich Gerber an, die eine – 1351 erstmalig erwähnte – Lohmühle nutzten⁶¹⁵.

Durch die Verlegung der Parthe und durch ein Tieferlegen ihres Wasserspiegels soll das Gelände westlich des Dammes so weit entsumpft worden sein, dass an der tiefsten Stelle der Stadt, unmittelbar neben dem alten Partheverlauf, 1213 das Georgenhospital erbaut werden konnte.

Der Name „Alte Burg“ taucht stellenweise auch als „Alte Brücke“⁶¹⁶ auf und ist ein nach Ernst Müller ein so genannter Burgvorort der eigentlichen Burg auf dem Matthäikirchhofhügel. Dieser „kam 1543 und 1544 durch Kauf an die Stadt“⁶¹⁷. „In der ‚Altenburg‘ hat niemals eine Burg bestanden, sondern sie ist das sogenannte ‚suburbium‘, der Burgvorort, zur Burg Leipzig“.

Bedeutsam für die Verlegung der Flüsse war die Anlage von Mühlen: In dem Leipziger Stadtbrief wird eine Mühle genannt, von der Gustav Wustmann annimmt, dass es sich dabei um die Angermühle gehandelt hatte⁶¹⁸. Vermutlich dachte auch Georg Grebenstein an den Stadtbrief, als er behauptete, dass zur Ausstattung der Burg auf dem Gelände des späteren Matthäikirchhofs noch vor der eigentlichen Stadtgründung eine Wassermühle gehört haben soll⁶¹⁹; er nennt jedoch in diesem Zusammenhang die Barfußmühle. Das Wasser der Pleiße wurde in einen Mühlgraben geleitet, der alte Verlauf der Pleiße, welcher das so genannte Kuhstrangwasser wurde, führte danach nur noch wenig Wasser⁶²⁰.

⁶¹³ G. Grebenstein 1985, S. 20

⁶¹⁴ G. Grebenstein 1985, obere Abb. S. 20

⁶¹⁵ G. Grebenstein 1985, S. 21

⁶¹⁶ Der Weg „alte Brück“ ist auf dem „Grundris des Rosenthals bey Leipzig“ (publiziert als Beilage zu: Promenaden bey Leipzig) zu sehen, der wahrscheinlich aus dem Anfang des 18. Jh. stammt. Obwohl in diesem Bereich nördlich der Nordwestecke der Stadtbefestigung der alte Übergang über die Parthe vor ihrer Verlegung zu suchen sein wäre, handelt es sich eben bei diesem Namen nur um eine Entstellung von „Alte Burg“.

⁶¹⁷ E. Müller 1952, S. 11 u. S. 16

⁶¹⁸ G. Wustmann 1905, S. 29

⁶¹⁹ G. Grebenstein 1985, S. 10f.; siehe auch R. Lübke 1994, S. 35

⁶²⁰ Der Graben des Kuhstrangwassers wurde dann 1879 verfüllt (G. Grebenstein 1985, S. 7).

4.4.3. Rathaus und Marktplatz (Institutionen der Bürgerschaft)

Bei den archäologischen Untersuchungen beim Neubau des Galeria Kaufhof⁶²¹ (siehe Abb. 2) wurden auf Grundstücken gegraben, auf denen der ehemalige Neumarkt zu vermuten war. Tatsächlich zeigten sich Reste einer ältesten Bebauung mit leichten Fachwerkgebäuden aus dem 13. Jahrhundert⁶²². Im nördlichen Teil des Grundstücks Neumarkt 3 hatten sich die Gruben, in denen die Holzständer der Wandkonstruktion eingegraben waren, erhalten. Diese Spuren schnitten eine Planierschicht, die über einer Kiesellage sich hinweg zog, die wiederum direkt über dem anstehenden Lehm lag und als Rest eines ersten Laufhorizonts anzusprechen sein dürfte. Zwar ließen sich bei dem fragmentarischen Erhaltungszustand der Befunde keine Grundrisse der Holzgebäude mehr ermitteln, doch konnte im zumindest ein zugehöriger Laufhorizont ermittelt werden. Flächige Verziegelungen sowie Ascheschichten belegten einen Brand in der Zeit um 1300.

Vergleichsbefunde von Marktbuden in leichter Fachwerkbauweise liegen aus anderen Orten vor⁶²³, so dass die Möglichkeit eines Marktes an dieser Stelle im 13. Jahrhundert, des „Neumarktes“, erwogen werden sollte. Aus dieser Möglichkeit könnte man auf die Abfolge der Märkte schließen und sagen, dass es sich bei diesem neuen Neumarkt (heutige Straße „Neumarkt“) und dem alten Neumarkt („heutige Universitätsstraße“) um Vorläufer des jetzigen Marktes handelte, welche dieser um 1300 ablöste.

Auffällig ist, dass das Grimmische Viertel, das den östlichen Bereich des Stadtgebiets einnimmt eine längliche Ausbuchtung nach Westen hin aufweist (Taf. 2 a)⁶²⁴, die das Rathaus mit dem noch heutigen Markt mit einschließt. Die beiden früheren Märkte⁶²⁵ der „Alte Neumarkt“ und der „Neue Neumarkt“ (letzterer direkt an der Reichsstraße) liegen ebenfalls in diesem Viertel. Rathaus und Marktplatz scheinen mit dem Viertel der sicher einflussreichen Kaufleute in enger Verbindung gestanden zu haben. Aus diesen Verhältnissen die Entwicklung im Mittelalter abzuleiten ist schwierig, jedoch darf vermutet werden, dass der Marktplatz auf dem Neumarkt an der Nikolaisiedlung nach Westen auf den heutigen Marktplatz verlegt wurde. Einhergehend mit einer Verdichtung der Bebauung auf der besiedelten Fläche an der Nikolaikirche wurde die freie Fläche des heutigen Marktes als neuer Marktplatz gewählt. Die Datierung der Brandschicht auf dem mutmaßlichen Neumarkt in die Zeit um 1300 sowie die Ergebnisse von Friedemann Winkler, nach denen der Markt an der noch jetzigen Stelle Ende 13./Anfang 14. Jahrhundert angelegt wurde (Kap. 1.5.3.), passen dabei zusammen.

Mit dem Bau des Rathauses fand die Selbstbestimmung der Bürgerschaft ihren sichtbaren Ausdruck. Darüber, wo sich dieses befunden hatte, sind immer wieder von verschiedenen Wissenschaftlern Vermutungen angestellt worden. Das beim Umbau des Alten Rathauses 1909 an der Schmalseite zur Grimmaischen Straße gefundene (und rekonstruiert eingemauerte) Biforienfenster sowie weitere Fenster dieser Art⁶²⁶ scheinen zu beweisen, dass das heute noch erhaltene Bauwerk einen romanischen Vorläufer hatte.

⁶²¹ Es handelte sich dabei um die Grundstücke Grimmaische Str. 20, 22, 24, Grimmaische Str. 18/ Neumarkt 1, Neumarkt 3/ Universitätsstr. 8, Neumarkt 5, 7, Neumarkt 7 b/ Gewandgässchen 5, Gewandgässchen 3, 4, Universitätsstr. 6, 10, 12; der Ausgrabungszeitraum dauerte vom 1. 12. 1999 bis 10. 5. 2000.

⁶²² nach freundlicher Mitteilung des Ausgräbers S. Kirchberger

⁶²³ um ein aussagekräftiges Beispiel zu nennen: V. Hoffmann 2005, S. 179f.

⁶²⁴ Siehe den kolorierten Kupferstich von um 1720, der die Einteilung in die vier Viertel zeigt (abgedruckt z. B. in: R. Lübke 1994, S. 34; G. Grebenstein 1985, S. 42f.); auch in den Häuserbüchern erscheint diese Einteilung.

⁶²⁵ Der Eselsmarkt als erster Markt ist nicht sicher nachzuweisen – der Name jedenfalls könnte sich aus einem Nebenmarkt aus hochmittelalterlicher Zeit ableiten; trotzdem ist natürlich ein Markt in der Nähe der Burg eigentlich zu erwarten.

⁶²⁶ A. Schwarz 2003, S. 103

Eng mit dem Standort des Rathauses ist die Lage der Märkte verbunden, wie aus einer Betrachtung von Manfred Unger deutlich wird⁶²⁷: „Wo das Rathaus gestanden hat, wissen wir nicht genau. Aber es spricht manches dafür, dass es der kleinere, romanische Vorgänger des Alten Rathauses war, nur dass seine Hauptfassade in Richtung der Nikolaikirche lag, wenn man voraussetzt, dass der Markt der Gründung Ottos des Reichen in dieser Richtung gelegen hat. Der heutige Naschmarkt könnte dann ein Rest dieses zweiten Marktes sein, der entstand, als gegen Ende des 13. Jahrhunderts der große rechteckige, heutige Markt angelegt wurde und das Rathaus ‚schwenkte,‘“ Alberto Schwarz nimmt an, dass das erste Rathaus nördlich des noch heute sichtbaren Durchgangs im „Alten Rathaus“ gelegen hatte⁶²⁸.

Markgraf Friedrich von Meißen vererbte 1341 den Tuchmachern „das Haus an der Straße, die im Volksmund das Loch genannt wird“⁶²⁹. Bei diesem Haus soll es sich um den Südteil des späteren Rathauses handeln⁶³⁰.

Winkler geht davon aus, dass mit dem „Loch“ im Urkundentext die Lehmgrube gemeint wäre⁶³¹ und das Haus der Tuchmacher habe dann eben an einer Straße gestanden, die nach der Grube benannt worden war. Ungeachtet dessen, dass diese Lehmgrube wirklich im Bereich des heutigen Markts gelegen haben mag, dürfte mit dem „Loch“ eher der Weg, der als Durchgang durch das Rathaus führte, gemeint sein beziehungsweise die Gasse vom Markt zum Naschmarkt⁶³². Dafür spricht, dass im Zusammenhang mit dem Haus der Wollweber auch von einem Haus „über dem Loche“⁶³³ gesprochen wird.

Demnach scheint das Rathaus an der Stelle des heute erhaltenen, aber baulich stark veränderten „Alten Rathauses“ gestanden zu haben, wobei seine Schauseite zuerst zum Markt (und der Siedlung) an der Nikolaikirche hin orientiert gewesen sein könnte. Mit der Anlage des noch heute benutzten Marktplatzes wandte das Rathaus seine Front diesem, dem neuen Zentrum der Stadt.

4.4.4. Straßenbild und Grundstücke (Abbild der Eigentumsverhältnisse)

Mit dem Kataster liegt das Abbild eines bestimmten Zeitpunkts vor, was sich aber tatsächlich in den Jahrhunderten zuvor nach und nach herausgebildet hatte. Eine Gleichzeitigkeit tatsächlicher Ungleichzeitigkeiten wird uns vorgegaukelt.

Eine strenge Unterscheidung in geplante und gewachsene Stadt scheint für das 12./ 13. Jahrhundert nicht sinnvoll zu sein; vielmehr sollte von einer Entstehung der Stadt in kleinen Planungsschritten ausgegangen werden. Eine ordnende Kraft – möglicherweise durch den Markgrafen wie es aus dem Stadtbrief herausklingt – ist anhand der regelmäßigen Grundstückseinteilung zu beobachten.

Die Neueinteilung sollte die Karrees zwischen Salzgässchen und Schuhmachergässchen sowie Brühl betroffen haben. Mit einer in die Zeit um 1200 datierten Keramik aus den Grubenverfüllungen ist der Zeitpunkt für die Entstehung der zwischen der Katharinenstraße und der Reichsstraße verlaufenden Böttchergasse und damit die Einteilung der genannten Karrees näher zu fixieren⁶³⁴.

⁶²⁷ M. Unger 1990, S. 44

⁶²⁸ A. Schwarz 2003, S. 105

⁶²⁹ „domum quandam ... super via, quae in vulgo dicitur das Loch“ (CDS II 8 Nr. 34)

⁶³⁰ A. Schwarz 2003, S. 105; zur Zuweisung siehe auch H. Wichmann 1958 und E. Müller 1958

⁶³¹ F. Winkler 1998, S. 52

⁶³² vgl. H. Wichmann 1958, S. 15 und E. Müller 1958, S. 12

⁶³³ CDS II 8 Nr. 440; es existieren mehrere ähnliche, allerdings jüngere Benennungen – siehe dazu:

A. Schwarz 2003, S. 105

⁶³⁴ unveröffentlichter Grabungsbericht Sachsenplatz

Sie führte bis 1529 noch den Namen „Kitz“ oder „Kitzgeßlein“⁶³⁵; erst ab dem 16. Jahrhundert wurden die Häuser zunehmend von Böttchern und anderen Handwerkern – vor allem von Schneidern – bewohnt. Die alte Bezeichnung Kitz, Kietz oder Kiez ist andernorts als „Ort, wo die Fischer wohnen“ bezeugt⁶³⁶. Bruno Krüger schreibt zu den Kietzsiedlungen: „Die allgemeine Wasserlage, das Fehlen größerer Ackerbauflächen in den Kietzen und die heute noch z. T. berufsmäßig ausgeführte Fischerei lassen aber vermuten, daß die Kietzer in erster Linie Fischer waren.“⁶³⁷ Es soll sich um eine Dienstsiedlung handeln, die in der Regel in der Nähe einer Burg und meist als Fischersiedlung nahe von Flussübergängen. Die Kietze waren in der Regel Siedlungen am Auenrand in Form einer kurzen Dorfzeile mit nahe beieinander stehenden Hütten oder Häusern.

Sollte es zutreffen, dass an dieser Stelle Fischer gewohnt haben, ist es nur schwer vorstellbar, dass das Areal mitten in der Stadt gelegen hatte. Fischer, als wenig angesehene und arme Leute, siedelten gewöhnlich am Rand einer Stadt. Dies würde sich besser in das schon beschriebene Bild einfügen, dass im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts entlang der Böttchergasse oder des Kitzes die Stadtgrenze verlief.

Ernst Müller listet die Grundstücke auf, für die Wurfzins bezahlt werden mussten und die nach seiner Ansicht damit schon vor der Stadtgründung bestanden haben (siehe Abb. 1 und Taf. 3 b): Sie liegen am Thomaskloster, an der Thomasbadstube, am Eselsmarkt, in der Kleinen Fleischergasse, in der Hainstraße, in der Universitätsstraße und in der Katharinenstraße (südlich der Böttchergasse) – und damit ausnahmslos innerhalb des Bereichs der ersten angenommenen Stadtbefestigung, die östlich, annähernd parallel zur Hainstraße und weiter im Bereich der Böttchergasse verlaufen war.

Sehr deutlich wird die ehemalige Grundstücksstruktur des durch Brühl, Reichsstraße, Böttchergasse und Katharinenstraße umschlossenen Häusergevierts durch eine Rekonstruktion von Werner Stams⁶³⁸. Darin wurde eine Linie aus kurzen Strichen als eine ursprüngliche in Nord-Süd-Richtung verlaufende Grenze eingetragen. Es liegt damit ein annähernd quadratisches Karree vor, das wiederum in vier Quadrate unterteilt werden kann. Damit könnte es sich um ein Areal handeln, das im Auftrag des Landesherrn, dem Markgrafen von Meißen, im Zuge der Stadtwerdung ausgemessen und zur Neuansiedlung vergeben wurde.

Neben der regelmäßigen Einteilung des Hallischen Viertels, der so genannten Neustadt, fällt auch das regelmäßige Muster im Ostteil des Peters Viertels auf. Die Strukturen dort erscheinen jedoch nicht so deutlich, so dass eine festgelegte Einteilung in Parzellen in diesem Bereich nicht mehr nachzuweisen ist.

Die einzelnen Siedlungskerne unterschiedlicher Rechtsverhältnisse bestanden zunächst nebeneinander, bis sie in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit Hilfe der Verbindung der Umfriedungen und Befestigungen der Klöster, Burgen und Freihöfe auch äußerlich durch eine Befestigungslinie zusammengefasst wurden. Die Mauern umschlossen jedoch eine Stadtanlage von einer heterogenen Struktur: Sie setzte sich aus Elementen zusammen, die zwar nicht unabhängig voneinander waren, aber doch von jeweils unterschiedlichen Interessen bestimmt waren. Der Sitz des Stadtherrn, die allmählich zusammenwachsende Kaufmanns- und Handwerkersiedlung, die vorhandenen oder neu entstehenden Kirchen etwa beeinflussten teilweise konkurrierend, teilweise topographisch und rechtlich vom übrigen Gefüge abgesondert die

⁶³⁵ W. Stams 1999, S. 130

⁶³⁶ F. Kluge 1999, S. 441 (unter „Kiez“); vermutlich eher nicht von slawisch *chyzŭ* („Haus“/ „Fischerhütte“) abgeleitet, sondern vielleicht von *Kietze* („Korb“).

⁶³⁷ B. Krüger 1962, S. 136; Siedlungsplätze der Kietzsiedlungen sind v. a. die Uferhöhen der jeweiligen vorhandenen Gewässer (ders., S. 18).

⁶³⁸ W. Stams 1999, Abb. 17

künftige Entwicklung der Stadt.

Wir haben einen deutlichen Wandel in der Beziehung von Siedlung und Burg vor uns: An die alte Burg fügte sich die Siedlung an und beide Anlagen zusammen bildeten ein Befestigungswerk. Die alte Burg lag noch nahe dem Stadtzentrum, die neue nun lag am Rand und war sicherlich von der Befestigung ausgeschlossen.

Von den vom Markgrafen errichteten beziehungsweise erneuerten drei Burgen bestand nur die Burg im Südwesten, die Pleißenburg, längere Zeit. Die Burg im Nordwesten der Stadt, an der Stelle des späteren Matthäikirchhofs, wurde vermutlich im Anschluss an den Bürgeraufstand ausgebaut, aber schon kurze Zeit später wieder aufgegeben⁶³⁹. Über die Burg im Osten ist kaum etwas bekannt, weder ihre genaue Lage noch ob sie bereits 1217 existiert hatte. Lediglich ihre Niederlegung kann durch den Bau der Dominikanerkirche erschlossen werden.

Die Burgen gehörten aber nicht zur eigentlichen Stadtbefestigung, sondern waren gegen die bürgerliche Stadt abgegrenzt und gegen sie gerichtet⁶⁴⁰. Auch ansonsten reichte das zur Stadt zugehörige Areal nur an manchen Stellen, den Toren und Pforten, bis an die Ummauerung heran, und war durch Bereiche, die nicht der Hoheit der Bürgerschaft unterstanden, von der Befestigung abgetrennt⁶⁴¹.

4.5. Das Areal zwischen den Siedlungskernen

4.5.1. Die Ausgrabung auf dem Sachsenplatz

Im Zeitraum zwischen März und September 1999 wurde das Baugelände für das Museum für Bildende Künste durch das Landesamt für Archäologie bauvorbereitend untersucht. Dort befand sich der „Sachsenplatz“, der nach dem Zweiten Weltkrieg das Gelände zwischen Brühl und Böttchergasse sowie Katharinenstraße und Reichsstraße einnahm.

Die Befunde sollen hier nicht ausführlich präsentiert werden, sondern nur einzelne Ergebnisse herausgegriffen werden, die für Thematik dieser Arbeit, die Erscheinung der Stadt bis in das 13. Jahrhundert hinein, bedeutsam sind. Während die Grundstücke am Brühl durch die Baumaßnahmen nicht erreicht wurden und die an der Reichsstraße aufgrund der Anlage großer neuzeitlicher Keller frei von älteren Hinterlassenschaften aufgefunden wurden, lieferten die Grundstücksreihen entlang der Böttchergasse und der Katharinenstraße aufschlussreiche archäologische Befunde.

Die Ausgrabungen begannen mit der Freilegung der ehemals nördlichen Häuserzeile an der Böttchergasse, wobei noch von der eigentlichen Gasse im Südwesten der Baugrube ein Ausschnitt von etwa 15 Metern Länge archäologisch ergraben werden konnte. Unter einer mittig in der Straße verlaufenden Kanalisation des 19. Jahrhunderts konnten an der südlichen Baugrubengrenze zwei Gruben im Profil dokumentiert werden, die zum Zeitpunkt ihrer Nutzung unter der späteren Gasse gelegen hatten und dieser somit vorangegangen sein dürften. Mit der um 1200 zu datierenden Keramik aus den Grubenverfüllungen ist der Zeitpunkt für die Entstehung der zwischen der Katharinenstraße und der Reichsstraße verlaufenden Böttchergasse näher zu datieren.

⁶³⁹ H. Küas 1976a, S. 39-53

⁶⁴⁰ Diesen Umstand betont K. Czok (1977, S. 232); auch die Pleißenburg war durch Wehranlagen noch lange gegen die Stadt hin abgeschirmt wie auf Stichen zu sehen ist.

⁶⁴¹ E. Müller 1958, S. 7-13, bes. S. 7

4.5.2. Die Grundstücke an der Böttchergasse

Die kleinteilige Bebauung der Böttchergasse – deren Grundstückseinteilung sicher größtenteils bis in das Spätmittelalter zurückreicht – blieb in den Grundzügen bis zum Zweiten Weltkrieg erhalten. Die Keller und Hausfundamente der Nordzeile der Böttchergasse wurden vollständig freigelegt, so dass deren Entwicklung – ausgehend von dem zunächst isoliert stehenden Keller Böttchergasse 9 aus dem 15. Jahrhundert – geklärt werden konnte. Durch eine Unterkellerung der Vorderhäuser waren die Befunde aus dem 13./ 14. Jahrhundert in Straßennähe jedoch stark gestört; dagegen fanden sich solche in den nördlich daran anschließenden ehemaligen Hofbereichen.

In der Böttchergasse 9 wurden umfangreiche Spuren der langen Nutzungsgeschichte des Grundstücks freigelegt. Neben gemauerten Latrinen konnten vier Kastenlatrinen sowie mehrere einfache Erdgruben freigelegt werden. Die ältesten Funde aus ihnen entstammen dem 13. Jahrhundert. Durch die zahlreichen Gruben waren die älteren Planierungen beziehungsweise die Kulturhorizonte im Hinterhof nur noch streifenweise erhalten. Über dem anstehenden Sand befand sich ein hellgrauer und an seiner Oberfläche dunkel verfärbter Lehmauftrag, der wenige Funde der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts enthielt. Über ihm lagen mehrere dünne Lagen von Lehm- und Sandschichten, mit denen man immer wieder versucht hatte, durch Aufschüttungen ein begehrtes, weniger schlammiges Niveau zu schaffen. Den Funden nach dürfte sich dieser Vorgang an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert abgespielt haben. Hinweise auf eine ältere Unterteilung des Grundstücks konnten an dieser Stelle nicht festgestellt werden, so dass unklar bleibt, ob das vergleichsweise breit angelegte Grundstück an der Böttchergasse aus zwei schmalrechteckigen Parzellen entstand. Die wenigen, isoliert stehende Pfostengruben im rückwärtigen Bereich der Parzelle, sind als Spuren einer mittelalterlichen Hofbebauung zu interpretieren, lassen aber keine Aussage über eine Teilung der Parzelle zu. In der benachbarten Böttchergasse 7 wurden im Hinterhof neben einer Backsteinlatrine mit Fundmaterial des 16. Jahrhunderts zwei Fassgruben sowie eine Kastenlatrine, die wohl aus dem 15. Jahrhundert stammten, freigelegt.

Auf dem Grundstück der Böttchergasse 5 wurde eine, in Nord-Südrichtung verlaufende Reihe von fünf Staken auf der Parzellengrenze nach Osten entdeckt, bei der es sich um den spätmittelalterlichen Zaun zur Böttchergasse 7 hin handeln dürfte. Im Hofbereich fanden sich mehrere zum Teil überschneidende Gruben, wobei eine aus massiven Vierkanthölzern sowie dazwischen liegendem Flechtwerk bestand.

Auf dem Areal der späten Böttchergasse 3 diente zur Abfallentsorgung seit dem 16. Jahrhundert eine im nördlichen Grundstücksbereich gelegene runde Backsteinlatrine, aus der ein umfangreicher Fundkomplex von zeitgenössischem Hausrat, darunter Holz- und Lederfunde das Leben der Bewohner zu illustrieren vermag. Älter als die gemauerte Latrine waren die insgesamt vier Fassgruben, die ebenfalls auf dem Grundstück geborgen wurden. Sie gehörten in das 15. Jahrhundert, wie auch eine auf der Grenze zur Böttchergasse 5 gelegene Kastenlatrine, deren seitliche Holzverschalung sich gut im anstehenden Sand abzeichnete. Diese dichte Befundlage zur Ver- und Entsorgung hatte die Spuren der älteren Bebauung des Hinterhofs weitgehend zerstört. Lediglich von einer älteren Feuerstelle waren zwei Sandsteine erhalten, an die eine rötlich verziegelte Lehmschicht anschloss. Leider war diese fundleer, doch muss der von der Backsteinlatrine gestörte Befund vor das 16. Jahrhundert datiert werden.

Auch in der Böttchergasse 1 stellte man das Nacheinander von älterer Fasslatrine sowie jüngerer, auf der Nordseite des Grundstücks gelegener Backsteinlatrine fest.

Von dem westlich anschließenden Eckgrundstück Katharinenstraße 14 wurden ebenfalls die Entsorgungseinrichtungen im Hinterhof erfasst. Unmittelbar an die Ostmauer des nördlichen Seitenflügels schloss sich die erste von zwei Backsteinlatrinen an, die im 19. Jahrhundert

durch einen gemauerten Überlauf miteinander verbunden wurden. Als Vorgänger der östlichen Latrine konnte eine in Resten unterhalb der Sohle erhaltene Fasslatrine mit wenigen Funden des 16. Jahrhunderts ausgegraben werden. Die Anzahl von zwei Latrinen auf demselben Grundstück könnte auf die Zusammenlegung zweier Parzellen hinweisen, wofür auch ein anhand weniger Stakenlöchern nachgewiesener Zaun zwischen den beiden Gruben spricht, der als Rest einer Parzellengrenze zu werten war. Nach den schriftlichen Quellen erfolgte hier 1552 eine Grundstückszusammenlegung.

Aufschluss über die Nutzung des Geländes lieferten mehrere komplett erhaltene Tierskelette, die man im Laufe des 14. Jahrhunderts in eigens dafür ausgehobene Gruben legte. Im Hof der Böttchergasse 5 wurde beispielsweise das Skelett eines jungen Pferds in gestreckter Beinlage freigelegt, das man einst am Rande einer Grube deponiert hatte. Scheinbar ging es den Bewohnern des damaligen Kitzgäßleins darum, eine ordnungsgemäße Abholung durch den in mittelalterlichen Städten für das Abdecken der Tiere zuständigen Henker zu vermeiden. Auch bei den Untersuchungen auf dem Augustusplatz wurde festgestellt, dass bei Reparaturmaßnahmen am ältesten Grimmaischen Steinweg des 14. Jahrhunderts Teile von Tierkadavern zwischen die kiesigen Aufschüttungen geraten waren⁶⁴².

4.5.3. Die Grundstücke an der Katharinenstraße

Entlang der Katharinenstraße wurde zudem eine Reihe von Befunden aus der Frühzeit der Besiedlung freigelegt. Bei den ältesten Funden auf der Parzelle Nr. 16 handelte es sich um eine rechteckige mit schrägen Seitenwänden versehene Grube, die als Rest einer Kellergrube angesprochen werden kann, wenngleich keine Spuren von Eckpfosten oder anderer Einbauten zutage traten. Die wenigen Funde aus der Verfüllung und somit der Aufgabe können zeitlich in das 12. beziehungsweise 13. Jahrhundert eingeordnet werden. Darüber hinaus wurden in der Umgebung dieser Grube mehrere zeitgleiche Pfostenlöcher dokumentiert, die auf eine Bebauung in dieser Zeit schließen lassen. Zwei lediglich im Westprofil der Grabung erfasste Gruben enthielten zudem Funde des 13. Jahrhunderts. Von einer älteren Parzellierung stammte ein in Nord-Süd-Richtung gerichteter Flechtwerkzaun, der noch in das 14. Jahrhundert datiert werden konnte. Im rückwärtigen Grundstücksbereich fand sich aus dieser Zeit eine Grube, auf deren Sohle ein wohl als Bauopfer zu interpretierendes Kleintierskelett lag. Die übrige Fläche wurde von mehreren großen Gruben eingenommen, bei denen eine Funktion als Materialentnahmegruben wahrscheinlich erscheint. Auch im Norden der Parzelle fanden sich Gruben aus dem 13. und 14. Jahrhundert, wobei letztere aufgrund ihrer Größe ebenfalls als Materialentnahmegrube angesprochen werden konnte. Auf dem Grundstück konnten zudem zwei Feldsteinbrunnen freigelegt werden, deren Verfüllung bereits im 15. Jahrhundert erfolgte. Aus der gleichen Zeit stammten auch mehrere Gruben und Aufplanierungen, wobei die Kulturschichten sehr viele Holzabfälle wie Äste, Daubenfragmente und Hobelspäne enthielten. Im westlichen Teil des Grundstücks wurde der Überrest eines kleinen hölzernen Gebäudes erfasst, das ursprünglich frei im Hof stand.

Auf der im Norden anschließenden Parzelle Katharinenstraße 18 lagen im Westen mehrere muldenförmige Gruben, die noch im 13. Jahrhundert entstanden waren und von denen eine mit einem Flechtwerkzaun eingefasst war. Die Form und die Lehmauskleidung ihrer Böden lassen auf eine handwerkliche Funktion schließen; sie dienten wohl ursprünglich zur Aufnahme von Flüssigkeiten. Weiterhin wurden an verschiedenen Stellen des Grundstücks die Reste von Einzäunungen freigelegt. Sie dürften im Zusammenhang mit den Mulden als Überrest einer ersten handwerklich geprägten Besiedlungsphase des Grundstücks einzuordnen

⁶⁴² K. Balfanz u. a. 1998, S. 139

sein. Im rückwärtige Parzellenbereich, der zumeist von Aufplanierungen aus wechselnden Kies- und Sandschichten bestimmt war, fand sich eine weitere halbrunde Grube des 14. Jahrhunderts mit einer sehr gut erhaltenen Flechtwerkeinfassung. Während die Kiesschichten weitgehend fundleer blieben, enthielten die Sandschichten sehr viel Abfallmaterial wie Holz und Keramik sowie in auffällig großer Menge Lederreste. Der Holzabfall ließ sich beinahe ununterbrochen bis auf das früheste Nutzungsniveau des 13. Jahrhunderts verfolgen. Dabei handelte es sich um stärkere Hobelspäne, unfertige Dauben und teilweise dünne Astfragmente. Im hinteren Parzellenbereich wurden später drei größere Gruben angelegt, bei denen es sich wohl um Latrinen und Abfallgruben aus dem 15. beziehungsweise 16. Jahrhundert handelte. Südlich davon befanden sich vier weitere große Gruben, die vermutlich aus der gleichen Zeit stammten.

Auf der Parzelle Nr. 20 in der Katharinenstraße fanden sich als älteste Siedlungsspuren zwei längliche, in Ost-West-Richtung verlaufende Gruben, die nur in den anstehenden Lehm und nicht in den darunter liegenden Sand beziehungsweise Kies eingetieft waren. Die Funde aus der Verfüllung gehörten in die Zeit um 1300. Neben ihrer Funktion als Entwässerungsgräben wäre zumindest auch eine Deutung als Ehgraben zu erwägen, da der südliche Graben etwa auf der späteren Grundstücksgrenze verlief. Unter dem östlichen Hofgebäude kamen zudem Reste einer abgebrannten Holzkonstruktion zutage, bei der es sich wahrscheinlich um ein kleines Gebäude handelte, das der massiven Bebauung voranging. Eine genaue Datierung war bislang jedoch nicht möglich. Zudem fanden sich eine Grube mit mittelalterlichen Funden und Reste verschiedener spätmittelalterlicher Planierungen auf diesem Grundstück.

Auf dem Areal der Katharinenstraße 22 existierte zwischen den neuzeitlichen Fundamenten des südlichen Seitenflügels eine große Grube, die vermutlich zur Entnahme von Sand diente und deren Verfüllung noch ins späte Mittelalter wies. Zudem wurden mehrere Fassgruben des 15./ 16. Jahrhunderts freigelegt.

Bei den Ausgrabungen am Sachsenplatz in Leipzig kamen neben zahlreichen wieder verwendeten Spolien der Renaissance auch drei ältere Bauteile zutage, denen eine nähere Betrachtung zusteht, da sie als Bauteile der abgegangenen Katharinenkapelle gelten können. Zum einen zwei aneinander passende Fragmente einer ehemals runden Säulenbasis von ca. 25 cm Höhe, die nachträglich als Unterlage für einen eckigen Pfeiler umgearbeitet wurde. Nach ihrer Form entstammt sie wahrscheinlich dem 13. Jahrhundert. Wenn man die wenigen Hinweise zu dieser Kapelle aufgreift, die früheste erhaltene Urkunde von 1240, die Verbreitung der Verehrung der Heiligen sowie die Funde am Brühl ab der Zeit um 1200, wird man mit deren Bau frühestens um 1200 rechnen können⁶⁴³. Diese Basis könnte damit zur ersten Bauphase der Katharinenkapelle gehören; ein eindeutiger Befundzusammenhang fehlt jedoch, da die Bruchstücke der Basis als Lesefunde aus dem der Kriegsschutt des Grundstücks in der ehemaligen Reichsstraße 39 stammen.

Bei dem zweiten Fundstück, das ebenfalls mit der Katharinenkapelle in Zusammenhang stehen könnte, handelt es sich um den Teil eines profilierten Bogensteins, der Rillen auf allen Seiten aufwies, die vermutlich beim Wetzen von Schwertern oder Messern entstanden waren. Dieser Stein blieb wahrscheinlich als Überrest eines ungefähr 70 breiten Durchgangs beziehungsweise Fensters übrig. Der Bogenstein stammt aus einer Latrine, deren einheitliche Verfüllung ins mittlere 16. Jahrhundert datiert werden kann. Mit dem Neubau eines Wohnhauses durch Hieronymus Lotter um 1550, wurde die Kapelle abgetragen, wobei das Fragment des Bogensteins in die Latrine gelangt sein könnte.

⁶⁴³ G. Graf 1999, S. 80-82

4.5.4. Die Siedlungsentwicklung im untersuchten Areal

Die Funde entlang der Katharinenstraße zeigen somit das gleiche zeitliche Spektrum wie in der Böttchergasse. An den Grundstücken zur Reichsstraße hingegen waren vergleichbar frühe Funde aufgrund der späteren Überbauungen nicht mehr erhalten. Lediglich einige der unter dem Grundstück Katharinenstraße 18 erwähnten Gruben und Laufhorizonte könnten, aufgrund späterer Zusammenlegungen von Parzellen, ursprünglich zu Grundstücken an der Reichsstraße gehört haben.

Ausgehend von den frühesten Befunden, die durch mehrere Funde wie den eines Stachelsporns zeitlich einzuordnen sind, kann der Beginn einer Siedlungstätigkeit auf dem Areal des Sachsenplatzes in die Zeit um 1200 datiert werden. Ältere slawische Keramikscherben des 10./ 11. Jahrhunderts (wie etwa eine konische Schale mit einfach abgestrichenem Rand) waren nur in vereinzelt Exemplaren vertreten; Siedlungsspuren aus dieser frühen Zeit fehlten jedoch gänzlich.

Eine intensive Besiedlung des Areals setzte erst im 13. Jahrhundert ein, wobei große Teile der Fläche zunächst handwerklich genutzt wurden. Von einer geschlossenen Bebauung des Areals kann erst seit dem 14. Jahrhundert ausgegangen werden, wobei der östliche Hofbereich von Katharinenstraße 16 zu dieser Zeit noch als Entnahmeplatz von Sand beziehungsweise Lehm diente. Bei dieser Entnahme kann es sich aber durchaus um einen zeitlich begrenzten Vorgang wie etwa einer konkreten Baumaßnahme gehandelt haben. Holzverarbeitung – und somit eine handwerkliche Nutzung des Areals – ist für das 14. und 15. Jahrhundert durch die mit Holzresten wie Ästen, Hobelspänen und Dauben durchsetzten Planierungen belegt. Vielleicht lassen die ebenfalls gefundenen Lederreste auch auf Gerber schließen, auf deren Vorhandensein auch das Katharinenpatrozinium der nahe gelegenen und durch die genannten Spolien belegte Kapelle hinweist⁶⁴⁴. Die vielen Befunde des 15. Jahrhunderts zeigen dabei, dass innerhalb des Quartiers in dieser Zeit ein starker Ausbau der Grundstücke erfolgte.

4.6. Hausformen und Hofstrukturen

4.6.1. Verschiedene Haustypen

Nachdem die Struktur der Siedlung besprochen wurde, sollen nun die Wohnverhältnisse der ansässigen Bevölkerung geklärt werden; aber gerade hierbei stößt man auf gewisse Schwierigkeiten. Aus dem untersuchten Gebiet liegen mehrere Gebäudereste vor, die verschiedenen Typen zuzuordnen sind: Gebäude mit eingetiefter Hausgrube und ebenerdige Pfosten- sowie Schwellenbauten. Die Struktur der Befunde ist meist nur mühsam und rekonstruierbar, was zum einen mit dem Erhaltungszustand zum anderen mit der nur teilweise durchgeführten Dokumentation zusammenhängt.

Die Sohlen der Gruben sind weitgehend steril, es fehlen Verfärbungen von Pfosten und Staken wie Daniela Lange dies für Delitzsch aufgefallen war und deren Funktion sie am ehesten in einer Festigung des Baugrundes sehen möchte⁶⁴⁵. Wie sind die Gruben nun zu beurteilen? Handelte es sich um Wohnhäuser? Das Fehlen an Feuerstellen scheint dagegen zu sprechen. Hinweise zur Konstruktion der aufgehenden Wände der Grubenhäuser wurden nur vereinzelt

⁶⁴⁴ St. Katharina als Patronin der nahe gelegenen, 1240 erstmals genannten und 1548 aufgelassenen Kirche an der Ecke Brühl/ Katharinenstr. wurde u. a. von Gerbern als Schutzheilige verehrt (G. Graf 1999a, S. 82).

⁶⁴⁵ D. Lange 2001, S. 227; D. Lange 2003, S. 98f.

gefunden. Die übliche Sechs- oder Achtpfostenstruktur konnte nicht nachgewiesen werden. Pfostenverfärbungen sind nicht mit tragenden Bauteilen in Verbindung zu bringen, so dass über die oberirdische Bauweise der Grubenhäuser nichts ausgesagt werden kann. Die oftmals beobachteten verkohlten Holzreste rührten möglicherweise bei einigen Befunden von den bei einem Brand zerstörten Gebäudeteilen her.

4.6.2. In den Boden eingetieftte Gebäude (Grubenhäuser und Erdkeller)

Erscheinung

Mit „Grubenhäusern“ wird ein in den gewachsenen Boden eingetieftes Gebäude von rechteckiger Form bezeichnet, unabhängig von dessen Nutzung als Wohnraum (worauf etwa Heizeinrichtungen hinweisen können), als Werkstatt oder als Vorratslager. Die Interpretation der vorliegenden Befunde als Reste von Grubenhäusern war allerdings durchwegs nicht eindeutig und stützt sich auf Form und Größe, wie sie sich in den Flächen- und Profilzeichnungen ergeben. Insgesamt muss bei der Wahl dieser Kriterien auf Vergleichsbeispiele verwiesen werden, deren Ansprache als Grubenhäuser als sicher erscheinen können.

Elemente, die auf Grubenhäuser hindeuten, sind eine rechteckige Form und ein scharfer Übergang von senkrechten Wänden zu einem überwiegend flachen Boden. Oft zu beobachten ist dabei eine dünne Lehmschicht auf dem Boden, die als Fußboden gedeutet werden kann. Die Kantenlängen der rechteckigen Gruben schienen dabei 3 m nicht unterschritten sowie nicht mehr als 5 m erreicht zu haben. Die Seiten von sechs hochmittelalterlichen Grubenhäusern in Halle erstreckten sich auf Längen von 3,4 m bis 5,0 m; bei acht weiteren Gebäuden wurden wesentlich geringere Seitenlängen von 1,6 m bis 3,2 m gemessen⁶⁴⁶.

In Glesien, Landkreis Delitzsch, wurden 20 Grubenhäuser aufgedeckt, von denen elf quadratisch oder fast quadratische und sechs rechteckige Grundrisse aufwiesen⁶⁴⁷. Ebenso besaßen die 25 Grundrisse der benachbarten Siedlung bei Lissa mehrheitlich eine quadratische Form. Die dokumentierten Grubenprofile in Halle geben dagegen keinen Aufschluss darüber, ob die Grubenhäuser ehemals rechteckige, quadratische oder unregelmäßige Grundrisse hatten.

Die Gruben können von 15 cm bis 85 cm in den anstehenden Boden reichen – wobei ein vorheriger Abtrag des sie umgebenden Bodens nicht ausgeschlossen werden kann. Es können allerdings auch tiefere Grubenhäuser vorkommen. Bei dem oft anzutreffenden unvollständigen Erhaltungszustand können allerdings oft nur Minimal- oder Maximalwerte angegeben werden. Die Grubenhäuser in Halle besaßen sowohl steile als auch schräge Grubenwände, die zwischen 0,2 m und 0,9 m in den anstehenden Sand und ältere Schichten eingetieft waren.

Die Grubenhäuser weisen sowohl Elemente slawischer als auch germanisch-deutscher Hausbautraditionen auf und können folglich ethnisch nicht zugeordnet werden. Diese „Mischbauweise“ wurde auch an zahlreichen anderen Fundstellen im slawisch-deutschen Kontaktgebiet Mitteldeutschlands nachgewiesen und wird auf die gegenseitige Beeinflussung von slawischer und westsaalisch-deutscher Bevölkerung zurückgeführt⁶⁴⁸. Die slawisch-deutsche Mischbauweise der Grubenhäuser kann für den mitteldeutschen Raum als geradezu regionaltypisch im frühen und hohen Mittelalter bezeichnet werden.

⁶⁴⁶ V. Herrmann, S. 142, Taf. 30.1; 31 sowie Taf. 34; 47

⁶⁴⁷ D. Lange 2001, S. 168/ D. Lange 2003, S. 91; bei den übrigen drei Gruben konnten keine Aussagen zur Form getroffen werden.

⁶⁴⁸ W. Timpel 1983, S. 152f., 158f.

Problematisch ist manchmal eine klare Unterscheidung zwischen einem Grubenhaus – also einem eigenständigen Baukörper – und einem Keller, der zu einem darüber stehenden Gebäude gehörte. Volker Herrmann stellt einen Befund vor, bei dem neben dem Grubenbau Reste von Trockenmauerwerk gefunden wurden⁶⁴⁹, die zu einem Gebäude gehört haben könnten, das über dem Grubenbau gestanden hatte. Eingetieft Gebäude, Gebäudeteile und Keller mit Steineinbauten und eingestellten massiven Mauern sind eine Erscheinung, mit denen frühestens im 12. Jahrhundert gerechnet werden muss. In Halle sind sie erst für die Zeit nach dem ersten Drittel des 12. Jahrhundert belegt⁶⁵⁰.

Maße

Die Größe der Gruben der Siedlung Glesien lag überwiegend zwischen 10 m² und 13 m², konnten aber auch weniger als 9 m² und bis zu 24 m² betragen⁶⁵¹. In Lissa waren die Gruben etwas kleiner und erstreckten sich auf eine Fläche von 5 m² bis 23 m², wobei zwei Drittel der Gruben nicht mehr als 10 m² erreichten.

Im Grabungsabschnitt 0 wurde ein Grubenhaus (GR 008) mit Seitenlängen von mindestens 2,10 m beziehungsweise mindestens 1,06 m erfasst, das ca. 85 cm in den Boden eingegraben worden war.

Bei der Grube 008 handelte es sich um ein Gebäude, das der Phase +2 angehört; Grubenhäuser aus jüngeren Phasen unterschieden sich jedoch nicht wesentlich von dem eben genannten. Ähnliches konnte Herrmann bei den teilweise noch älteren Befunden in Halle beobachten: Die hochmittelalterlichen Grubenhäuser des 11./ 12. Jahrhunderts unterschieden sich in der Konstruktionsweise kaum von ihren frühmittelalterlichen Vorgängern⁶⁵².

Ein Grubenhaus aus der Phase 0 im Grabungsabschnitt 4 (siehe Kap. 2.5.2.) erreichte Ausmaße von mindestens 4,1 m (GR 419). Da die Grubenhäuser nicht komplett ausgegraben wurden, können nicht die eigentlichen Ausmaße, sondern nur die Mindestmaße angegeben werden.

Konstruktion

Bei den nicht so tief in den Boden eingegrabenen Hausgruben kann von einem Wandaufbau ausgegangen werden, der in die Grube gesetzt war oder auf deren Rand aufsaß. Tiefe Hausgruben dürften dagegen auch ohne freistehende Wandkonstruktionen ausgekommen sein. Grundsätzlich besteht auch die Möglichkeit eines Vorkommens von Grubenhäusern ohne Pfosten, bei denen die Dachlast nur durch eine Blockbaukonstruktion abgefangen wurde. Letztere – wie auch ebenerdige Häuser – entziehen sich dabei leider nur allzu leicht einem Nachweis. Daneben gab es als konstruktive Variante auch Flechtwandhäuser, wie sie im 10. und 11. Jahrhundert südlich der Ostseeküste vorkamen⁶⁵³, und die auch Herrmann in Halle nachweisen konnte. Ihre Wände bestanden aus Rutengeflecht, das von Pfählen oder Kanthölzern gehalten und mit Lehm verputzt wurde.

Quadratische Grundrisse von Grubenhäusern scheinen für den slawischen Hausbau charakteristisch zu sein. Die 14 untersuchten slawischen Häuser bei Micheln (Kr. Köthen) zum Bei-

⁶⁴⁹ V. Herrmann 2001, S. 142, Taf. 39.1; unklar blieb, ob Trockenmauer und Grube zur gleichen oder zu unterschiedlichen Bauphasen gehört hatten.

⁶⁵⁰ V. Herrmann 2001, S. 142

⁶⁵¹ D. Lange 2001, S. 168f./ D. Lange 2003, S. 91

⁶⁵² V. Herrmann 2001, S. 142; Anhang, Tabelle 3 a-d

⁶⁵³ S. Brather 2001, S.104

spiel besaßen einen quadratischen oder fast quadratischen Grundriss von 5 m × 5 m bzw. 5 m × 4,5 m, nur eines mit 5 m × 3,5 m⁶⁵⁴. Auch in der slawischen Siedlung Dessau-Mosigkau bildeten quadratische Gruben die Regel⁶⁵⁵. Rechteckige Grundrisse der Grubenhäuser mit Eck- und Wandpfosten werden dagegen meist in Verbindung mit germanisch-deutschen Hausbautraditionen gesehen. Diese Wandkonstruktionen und rechteckigen Gebäudegrundrisse dürften im slawisch-deutschen Kontaktgebiet aber sehr früh von den Slawen übernommen worden sein. Sowohl in quadratischen Grubenhäusern als auch in rechteckigen, eingetieften Gebäuden sind Firstpfosten belegt⁶⁵⁶.

Ein unregelmäßiger Grundriss ohne scharfe Ecken spricht für eine Flechtwerkwand – auch wenn dies nicht als sicheres Argument gelten kann. Eine solche Situation kann damit mit großer Wahrscheinlichkeit für den Stall (GR 836) angenommen werden, obwohl keine Staken-gruben gefunden wurden.

Die Dächer der hochmittelalterlichen Grubenhäuser wurden wahrscheinlich fast ausnahmslos von einem eingestellten Pfostengerüst getragen. Darauf weist die große Anzahl an Wandpfostengruben hin, die immer wieder am Boden der Grubenhäuser gefunden wurden. Herrmann weist auf einen Fall hin, bei dem Stakenlöcher im Wandbereich der Grubensohle nachgewiesen wurden, die als Überreste von Flechtwerkwänden in Grubenhäusern gelten dürften⁶⁵⁷. Derartige Wandkonstruktionen, die im germanisch-deutschen Hausbau üblich, im slawischen Hausbau dagegen zunächst wohl weitgehend unbekannt waren, wurden zum Beispiel auch bei frühmittelalterlichen Grubenhäusern in Weimar nachgewiesen⁶⁵⁸.

Es ist möglich, dass neben Flechtwerkwänden auch weiterhin Stampflehm- und Blockbauwände Verwendung fanden. Bei kleinen Grubenhäusern, die als Speicher oder Werkstätten genutzt wurden, ist es aber auch durchaus denkbar, dass das anzunehmende Satteldach (oder bei tiefen Gruben gar nur eine Abdeckung aus horizontal verlegten Balken) direkt auf den Grubenwänden auflag.

Die im Profil sichtbare Mulde am Rand der Grube 008 könnte von Einbauten an dieser Stelle herrühren. Auch bei dem Befund 841 wird es sich um ein Grubenhaus gehandelt haben, wobei dessen Fußboden mindestens 30 cm unter dem allgemeinen Bodenniveau lag. Hier ist mit durch einen gezogenen Pfosten entstandenes Loch in der Südwest-Ecke ein Hinweis auf tragende Holzteile zurückgeblieben.

Grube 837 mit einer Länge von wenigstens 2,85 m, einer Breite von 2,70 m und eine ungewöhnliche Tiefe von 1,10 m, nach der es sich durchaus auch um einen Erdkeller gehandelt haben könnte. In Lissa wurden ebenfalls zwei Hausbefunde entdeckt, die mit Tiefen von 0,92 m und 1,1 m ähnlich dimensioniert waren⁶⁵⁹. Nördlich der Grube lag auf einer Länge von 2,9 m in West-Ost-Richtung eine umgestürzte Flechtwerkwand mit einer noch erhaltenen Höhe von 0,9 m. Diese Wand knickte nach Süden hin ab und fand östlich der Grube ihre Fortsetzung. Parallel zu der Fortsetzung ragte die Nord-Süd ausgerichtete, nur leicht nach Osten geneigte Flechtwerkwand 874 aus dem Boden, die aus 14, meist runden, Pfosten, um die Zweige mit Rinde geflochten waren, bestand.

Die Grube 228 von Grabungsabschnitt 2 scheint mit der Grube 837 verwandt gewesen zu sein, denn sie wies ähnliche Ausmaße auf (im Mittel von ca. 2,5 m auf ca. 3,0 m) und auch hier war der östliche Grubenrand mit einer Reisiglage befestigt, die wiederum durch senkrecht

⁶⁵⁴ E. Schmidt-Thielbeer/ H. Bartels 1982, S. 189

⁶⁵⁵ B. Krüger 1967, S. 16-26

⁶⁵⁶ W. Timpel 1983, S. 152f.; siehe auch P. Donat 1980, S. 57f.

⁶⁵⁷ V. Herrmann 2001, S. 142

⁶⁵⁸ W. Timpel 1983, S. 152

⁶⁵⁹ D. Lange 2001, S. 170/ D. Lange 2003, S. 92

in den Boden getriebene Pfosten fixiert war. Jedoch gehört die Grube 228 einer älteren Phase an, die Wände sind nicht ganz so senkrecht gestaltet und die Tiefe von über 1,5 m war deutlich größer.

ältere

Wenn Reste einer Holzkonstruktion gefunden wurden, handelte es sich fast immer um große Rundhölzer, die in den Ecken in den Boden gerammt worden waren. Bei dem mutmaßlichen Grubenhaus 419 scheint ein 30 cm dicker Pfosten in der Mitte der Grube, die Dachlast mit getragen zu haben.

Nutzung

Die Größe der Gruben und der Nachweis von Feuerstellen sprechen dafür, dass die Gebäude, wie im slawischen Gebiet üblich, überwiegend als Wohnbauten dienten⁶⁶⁰. In den westslawischen Gebieten bestanden die Heizeinrichtungen aus einfachen mit Steinen gepflasterten oder umstellten Herdstellen⁶⁶¹.

In Halle wurden in Grubenhäusern Anzeichen von Feuerstellen entdeckt, von denen zwei wahrscheinlich im nordöstlichen Eckbereich der Häuser lagen⁶⁶². Die in diesen Bereichen nachgewiesenen Steinsetzungen lassen vermuten, dass es sich um größere runde oder rechteckige Herdstellen mit Pflaster oder zum Teil auch um Öfen mit Kuppel handelt. In keinem Fall konnte eine Feuerstelle in den frühmittelalterlichen Grubenhäusern im Nordwest-Bereich gefunden werden. Dies ist auffallend, da in Mitteldeutschland sonst sowohl in slawischen als auch in fränkisch-deutschen Grubenhäusern Heizeinrichtungen fast ausschließlich in diesen Hausbereichen festgestellt wurden⁶⁶³.

Wie Grabungsbefunde aus Sachsen zeigen, war im slawischen Hausbau die Lage der Feuerstelle innerhalb des Hauses offensichtlich nicht so einheitlich festgelegt wie in weiter westlichen Gebieten.

Über eine mögliche Innenaufteilung konnten bei einem frühmittelalterlichen Grubenhaus vom Schlossberg Vermutungen angestellt werden⁶⁶⁴. Dort wurden zwei unterschiedlich verfüllte Hausbereiche entdeckt. Der Grabungsbefund gibt keinen Aufschluss darüber, ob es sich tatsächlich um zwei durch eine hölzerne Wand voneinander getrennte Raumbereiche handelt. Es ist ebenso denkbar, dass das Haus im Norden nachträglich um etwa 1 m verkürzt wurde.

Es ist allerdings zu vermuten, dass Grubenhäuser daneben auch als Werkstätten für die handwerkliche Produktion genutzt wurden.

Die rechteckige Grube 420 mit einer Länge von 4,1 m auf 3,6 m kann durch gebrannte Tonbrocken, bei denen es sich um Webgewichte gehandelt haben soll, als Grubenhaus interpretiert werden. Es dürften die Relikte von einem stehenden Webstuhl sein, dessen Kettfäden mit Gewichten beschwert werden mussten. Ob die Gewichte gereiht dalagen oder ob Standspuren der Webstuhlpfosten⁶⁶⁵ vorhanden waren, ist nicht geklärt, so dass der Befund nicht mit Sicherheit als Webhaus angesprochen werden kann.

In dem Grubenhaus 837 (Grabungsabschnitt 8) sind zwei Fässer eingestellt worden, die vermutlich zu Vorratszwecken oder auch handwerkliche Tätigkeiten gedient haben könnten.

⁶⁶⁰ P. Donat 1980, S. 56f.

⁶⁶¹ P. Donat 1970, S. 255; P. Donat 1980, S. 65

⁶⁶² V. Herrmann 2001, S. 142, Taf. 37.2, Beilage 7

⁶⁶³ P. Grimm 1990, P. Donat 1993).

⁶⁶⁴ V. Herrmann 2001, S. 142, Taf. 42.1

⁶⁶⁵ wie sie manchmal zu sehen sind: D. Höhne 2000, S. 77

Die 3 cm bis 15 cm dicke Auskleidung aus stark verfestigtem Streu mit Stallung der Grube 837 scheint auf einen Stall hinzudeuten. Wegen der Tiefe ist dies allerdings kaum denkbar. Auch der Boden der größeren Grube nördlich von ihr war mit einem Laufhorizont aus verfestigtem Lehm mit Stallmist (PS 822 und PS 821) bedeckt. Die geringere Tiefe dieser Grube lässt hierbei an eine Nutzung als Stall denken.

Lage

Interessant ist die Feststellung von Daniela Lange bei den Siedlungen im Leipziger Umland: „Die Wände der Hausgruben aller untersuchten Siedlungen waren mehr oder weniger exakt von Nord nach Süd bzw. von West nach Ost ausgerichtet“⁶⁶⁶.“ Bei den Befunden aus dem Leipziger Stadtgebiet kann dagegen eine leicht abweichende Beobachtung getroffen werden, was mit der etwas schräg zur Nord-Süd-Achse liegenden Hainstraße zusammenhängen dürfte. Die Form und damit die Ausrichtung des Grubenhauses 220 einer frühen Phase waren durch sie schneidende Gruben nicht mehr erkennbar. Da ein Graben und ein Zaun eine Ausrichtung des Grundstücks – und damit wahrscheinlich der Gebäude – fast parallel zur heutigen Bauflucht der Hainstraße belegen (Kap. 2.4.1.), müsste sich hier die frühe Besiedlung schon am Verlauf der Straße und nicht an den Himmelsrichtungen orientiert haben. Das gleiche gilt für die übrigen Grubenhäuser, deren Ausrichtungen oft deutlicher erkennbar waren.

4.6.3. Ebenerdige Gebäude mit eingetieften Vertikalhölzern (Pfostenbauten)

Bei den Pfostenbauten besteht das tragende Hausgerüst aus größeren, in den Boden eingetieften Holzständern. Bekannt ist eine Formenvielfalt an Bautypen, was Größe, Grundrissform sowie Dach- und Wandkonstruktion betreffen. Meist handelt es sich um ein- oder mehrschiffige Gebäude mit rechteckigem Grundriss, daneben kommen aber auch ovale oder unregelmäßige Grundrisse vor. Es sind Pfostenbauten mit Firstsäulenkonstruktionen und solche ohne Firstpfosten, bei denen die Dachlast von Wandpfosten und Wandpfetten aufgefangen wird, nachgewiesen. Die Wände konnten aus mit Lehm beworfenen Flechtwerk oder Holzbohlen bestehen.

Bei einigen der Pfostenbauten wird die Dachlast nicht von einzelnen großen Vertikalhölzern getragen, sondern von Flechtwerkwänden. Dies beweisen Befunde aus dem 11. und 12. Jahrhundert vom Trödel in Halle, bei denen bretartige und stabförmige, am unteren Ende angespitzte Staken – neben den in größeren Abständen und an den Ecken eingegrabenen Pfosten – diese Funktion erfüllen mussten⁶⁶⁷. Um die Staken und die Pfosten waren in Flechtwerktechnik Astruten geflochten, das mit zerstückeltem Stroh und Lehm bedeckt gewesen sein dürfte.

Eine Zuordnung der in Leipzig ergrabenen Gebäude zu diesen Bautypen gelingt nicht ganz eindeutig. Die Südwand von Haus B auf dem Grundstück Barthels Hof (Grabungsabschnitt 2 – siehe Taf. 11)⁶⁶⁸ war auf einer Länge von 6 m als eine Pfostenreihe zu erkennen. Sie bestand aus einer Wand mit einer Reihe dicht aneinander gestellter Spaltbohlen (4 cm - 5 cm auf 10 cm) und in der Fortsetzung aus Vierkanthölzern, die zweitverwendet worden waren.

Aus dem Grabungsabschnitt 8 liegt mit der Pfostenreihe 846 ein Befund vor, dessen mächtige Hölzer wahrscheinlich das Dach eines größeren Gebäudes getragen hatten. Die Pfosten des Gebäudes waren in eine Planierschicht getrieben worden, welche über den aufgegebenen Stall

⁶⁶⁶ D. Lange 2001, S. 168/ D. Lange, S. 91; nur zwei Gebäude in Lissa wichen von dieser Regel ab.

⁶⁶⁷ V. Herrmann 2001, S. 44

⁶⁶⁸ publizierte Darstellung von Haus B siehe: T. Westphalen 1995, S. 173, Abb. 7, Abb. 8

zog. Der in den Boden eingegrabene Stall wurde durch eine ebenerdige Konstruktion abgelöst, eine ähnliche Erscheinung wie sie Küas am Brühl beobachtete⁶⁶⁹.

4.6.4. Ebenerdige Gebäude mit aufliegenden Horizontalhölzern (Schwellenbauten)

Reste von Blockbauten konnten im untersuchten Areal nicht entdeckt werden – was daran liegen kann, dass sie nach ihrem Abbau kaum Spuren im Boden hinterließen. Ebenso ist es meist schwierig Reste von Schwellenbauten, die durch horizontal auf dem Boden liegende Balken und Steinunterlagen definiert sind, zuverlässig nachzuweisen. In den Gebieten Mitteldeutschlands westlich von Elbe und Saale können die ersten auf ebener Erde errichteten Schwellenbauten mit Steinfundamentierung ab dem 10./ 11. Jahrhundert angenommen werden⁶⁷⁰, wobei es sich um kleine Rechteckbauten handelt. In den Gebieten östlich der Saale und westlich der Elbe dürfte diese Bautechnik dann wenig später übernommen worden sein.

Die einzigen erfassten Bauten, deren Wände zumindest teilweise auf Schwellen ruhten sind die Häuser A und C vom Grundstück Barthels Hof⁶⁷¹ (siehe Taf. 11). Keiner der Grundrisse ist komplett erhalten, es zeichnet sich jedoch ab dass sie rechteckig waren, wobei die Länge des Hauses A gut 6 m betrug. Horizontalhölzer und Steine sind in der Nordwest- und Nordost-Ecke des Hauses A sowie in der Südwest-Ecke des Hauses C erhalten. Die Länge der erhaltenen Hölzer betrug bei Haus A ca. 85 cm sowie bei Haus C ca. 70 cm.

Da diese Gebäude im Hofbereich lagen, sollte nicht angenommen werden, dass sie für Wohnzwecke vorgesehen waren. Die Verwendung sekundär verbauter Elemente beim zeitgleichen Haus B scheint eher auf ein Gebäude von zweitrangiger Bedeutung hinzuweisen.

4.6.5. Entsorgung und Versorgung

Karin Szech kommt aufgrund ihrer Beobachtungen im Leipziger Stadtgebiet zu dem Schluss, dass frühestens im 12. Jahrhundert die Bürger spezielle Latrinen anlegten, die anfangs aus einfachen Erdgruben bestanden, deren Wände nur manchmal durch Flechtwerk oder Fässer ausgesteift wurden⁶⁷². Die ersten Latrinen wurden durch Holzkastenlatrinen ersetzt.

Diese Aussage deckt sich mit den Befunden in der Hainstraße, bei denen einfache, runde Latrinen, in die oft Fässer eingestellt waren, die frühesten nachgewiesenen Einrichtungen zur Entsorgung der Fäkalien darstellten. Ebenso dürften aber auch große, rechteckige Gruben (zum Beispiel Bef. 679) diese Funktion übernommen haben.

Die Fasslatrinen sind augenscheinlich im 13. Jahrhundert verwendet, wie etwa die Latrine 117 im GA 1 mit einem Anteil der Warenart 7 von 64 % beweist. Sie scheinen aber noch längere Zeit danach, bis ins 16. Jahrhundert hinein, benutzt worden zu sein und könnten vielleicht als Ersatzlatrinen für die Zeiten der Leerung der großen Backlatrine gedient haben

Nach den zeitgleichen Funden scheinen die frühen, kleineren und nicht verbauten, Latrinen recht schnell aufgegeben worden zu sein. In späterer Zeit wurden sie öfters geleert, wie die oft unterschiedlichen Funde und schriftliche Quellen zeigen⁶⁷³.

⁶⁶⁹ H. Küas 1976, S. 209-212, bes. Abb. 214

⁶⁷⁰ P. Donat 1980, S. 32 f., P. Grimm 1990, S. 66f., S. 78

⁶⁷¹ publizierte Darstellung von Haus A siehe: T. Westphalen 1995, S. 173, Abb. 7, Abb. 8

⁶⁷² K. Szech 1994, S. 19

⁶⁷³ Dagegen scheinen die Backsteinlatrinen, die ab dem 15. Jh. die älteren, mit Holz ausgesteiften ablösen, öfters geleert worden zu sein, wie die oft unterschiedlichen Funde und schriftliche Quellen zeigen.

Bei der Grube 520 mit ihren im oberen Bereich schrägen und unteren senkrechten Wänden könnte es sich um einen Brunnenschacht gehandelt haben. Deutlicher zeigte sich ein Brunnen in der rechteckigen Grube 729, welche die Reste einer Verschalung noch aufwies, die aus Bohlen- und Brettfragmenten und vier Eckpfosten bestand. Die Brunnen lagen auf verschiedenen Grundstücken und versorgten wahrscheinlich jeweils zwei benachbarte Höfe.

4.7. Handwerk

4.7.1. Keramikherstellung

Wir können die vielfältigen Ausformungen betrachten, welche die handwerkliche Tätigkeit angenommen hatte. Aus den beschränkten Einblicken sollten keine zu weitreichenden Schlüsse gezogen werden, es zeichnet sich aber ab, dass die Vielfalt und Intensität der Ausübung des Handwerks vom 12. bis zum 14. Jahrhundert recht schnell zunahm.

Die Herstellung von Keramikgefäßen besaß zweifellos auch in Leipzig während des gesamten Untersuchungszeitraums und darüber hinaus große Bedeutung, da das Kochgeschirr für den täglichen Gebrauchs in großer Menge benötigt wurde. Töpfereibefunde, wie Reste von Drehscheiben, Tonentnahmegruben und Brennöfen, sind aus dem Untersuchungsgebiet für die Zeit vor dem 14. Jahrhundert allerdings noch nicht bekannt. Aufschlussreiche Befunde liegen von den archäologischen Untersuchungen auf dem Augustusplatz vor, diese stammen aber erst aus dem Spätmittelalter⁶⁷⁴.

Für die früheste Keramik wurde nach ihrer groben Ausführung zu schließen vermutlich zum größten für den Eigenbedarf in den jeweiligen Haushalten gefertigt. Allerdings ist eine solche Vermutung nur schwer verifizieren; denkbar sind für die frühe Zeit durchaus auch etwa bei Bedarf eingerichtete Töpferwerkstätten. Erst ab dem späten 10. Jahrhundert oder im Laufe des 11. Jahrhunderts ist eine handwerkliche Produktion von spezialisierten Handwerkern anzunehmen, als sich größere Ansiedlungen herauszubilden begannen. Diese Entwicklung dürfte mit dem Einsetzen der Herstellung der so genannten „spätlawischen“ Keramik (Warenart 3) zu verbinden sein, da sich wesentliche Verbesserungen bei den Herstellungstechniken an den Gefäßen zeigt, wie etwa die Dünnwandigkeit. Die Gefäße weisen nun im Gegensatz zu der älteren Keramik bei den Gefäßformen und Verzierungen eine gewisse Vereinheitlichung auf. Es ist damit zu rechnen, dass diese Entwicklung bei Ansiedlungen mit zentralörtlicher Funktion Bereich deutlich früher einsetzte als in ländlichen Siedlungen. Bei letzteren muss damit gerechnet werden, dass dort erst einige Jahrzehnte versetzt die in alter Tradition gefertigte Keramik durch jüngere Formen abgelöst wurden.

In der Dichte der Keramikfunde in den Erdschichten im Innenstadtgebiet von Leipzig an zeigt sich, dass je weiter die Zeit fortschritt, desto mehr die Zahl der benutzten Keramikgefäße stieg. Dies ist ein überall zu beobachtendes Phänomen. Für das 13. Jahrhundert kann dann von einem sprunghaften Anstieg gesprochen werden. Die Drehscheibenware dürfte mit dem Einsetzen des städtischen Handwerks zusammenhängen.

Die Keramik wurde wahrscheinlich fast ausschließlich in lokalen Töpfereien, deren Lage bislang nicht bekannt ist, hergestellt. Lediglich bei der so genannten „frühdeutschen“ Keramik ist mit einem Import einzelner Gefäße aus den westsaalischen Gebieten und aus dem westelbischen Gebiet um Magdeburg zu rechnen.

⁶⁷⁴ K. Balfanz u. a. 1998, S. 173; siehe die Dissertation von C. Ronnefeldt

4.7.2. Glas- und Metallherstellung

Nur zwei verzierte Bleiglasscherben sind im Fundgut enthalten, die vermutlich von einem importierten Gefäß stammen. Die ansonsten häufig zu findenden Glasringe, wie sie etwa im benachbarten Halle aus jüngeren hochmittelalterlichen Schichten geborgen werden konnten⁶⁷⁵ und Flachglasfunde fehlen in den Schichten des 9. bis 13. Jahrhunderts. Demnach fehlen Hinweise auf eine Glasherstellung in Leipzig. Gesicherte Herd- oder Ofenbefunde, die mit der Glasverarbeitung in Zusammenhang stehen, sind aus Leipzig nicht bekannt. Allerdings ist oft schwer zu entscheiden, ob Feuerungsgruben und Herdstellen für eine Glaserzeugung und -verarbeitung benutzt worden sind.

Die Feuergrube 433 im Grabungsabschnitt 4 (siehe Kap. 2.5.5. und 3.6.), in der größere Tiegelresten und größere Schlackebrocken sich fanden, scheinen auf eine Glasherstellung hinzuweisen. Kleinere Tiegelstücke wiesen Reste auf, die auf Buntmetallverarbeitung hindeuten; diese lagen jedoch nicht mehr in situ.

4.7.3. Tuchherstellung und Lederverarbeitung

Bis ins hohe Mittelalter hinein wurden die Garnherstellung, die Weberei und die Aufbereitung der Rohstoffe wahrscheinlich überwiegend im Haushalt durchgeführt, das scheinen die häufig in Siedlungen gefundenen Spinnwirteln zu beweisen. Die Anfertigung von Textilien dürfte erst ab dem Hochmittelalter vermehrt von spezialisierten Handwerkern ausgeführt worden sein.

Aus den archäologischen Untersuchungen in der Leipziger Innenstadt liegen Spinnwirtel in größerer Zahl vor, die zum Teil aus dem Hochmittelalter stammen könnten. Sie belegen für das hohe Mittelalter die Garnherstellung mittels Handspindeln. Diese Spinnwirtel sind fast immer aus Ton gefertigt und weisen meist eine doppelkonische Form auf. Der Fund von Webgewichten im Grubenhaus 422 in der Hainstraße⁶⁷⁶ weist darauf hin, dass in Leipzig im frühen 13. Jahrhundert Gewichtswebstühle für die Herstellung von Tuchen verwendet wurden. In dieser Zeit dürften allerdings daneben auch schon erste Trittwebstühle, die im Gegensatz zu den Gewichtswebstühlen wahrscheinlich nicht von Frauen, sondern von Männern benutzt wurden, in Gebrauch gewesen sein. Es wurden keine Gewebereste geborgen, was bei den vorkommenden Böden jedoch nicht erstaunlich ist.

Die Herstellung von Tuchen aus Wolle und Leinen besaß im frühen und hohen Mittelalter im westslawischen Siedlungsgebiet sicherlich große Bedeutung. Woll- und Leinenerzeugnisse sind als wichtige Abgaben der slawischen Siedler an weltliche, kirchliche und klösterliche Grundherrschaften bekannt. Nach dem Reisebericht von Ibrâhîm ibn Ja'qûb wurde in slawischen Gebieten mit gewebten Stoffen in größerem Umfang Handel getrieben und sie sollen auch als allgemeines Zahlungsmittel gedient haben⁶⁷⁷. Für den Untersuchungsraum liegen zwar keine Schriftquellen aus der Region zur Tuchherstellung vor, dennoch ist auch in Leipzig eine umfangreiche Tuchproduktion anzunehmen.

Wie schon in Kapitel 2.5. erwähnt, wurde auf einem Grundstück an der Hainstraße eine größere Menge an Lederverschnitt in Abfallgruben gefunden (GR 439 und GR 928), die vermutlich zum größten Teil oder sogar ausschließlich bei der Herstellung von Schuhen anfielen. Weitere Hinweise auf einen Schuster, wie etwa Arbeitsgeräte fehlen jedoch. Aus der Bau-

⁶⁷⁵ V. Herrmann 2001, S. 158

⁶⁷⁶ Diese Stücke wurden zwar nicht aufbewahrt oder fotografiert, aber in der Befundbeschreibung erwähnt

⁶⁷⁷ Arabische Berichte, S. 12f.

grube des Museums für Bildende Künste stammen aus den Planierschichten des 13./ 14. Jahrhunderts ebenfalls Lederreste; an eindeutig identifizierbaren Stücken mangelt es leider – abgesehen von einem größeren Lederstück, bei dem es sich um den Überrest einer Kappe handeln könnte.

4.8. Einordnung

4.8.1. Die Eingliederung der Slawen zwischen Saale und Elbe in das ostfränkische Reich

Erste Feldzüge unternahm Karl der Große 805 gegen die Sorben zwischen Saale und Elbe, wobei die Daleminzier unterworfen wurden, die zwischen der unteren Freiburger Mulde und der Elbe siedelten. Er ließ am Ostufer der Elbe bei Magerburg und östlich der Saale bei Halle ein Kastell anlegen und schuf mit diesen Brückenköpfen die Voraussetzung für weitere Feldzüge. Zur Regierungszeit Ludwig des Frommen führte sächsische Heeresverbände über die Saale hinweg Feldzüge gegen die Sorben durch; in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts kam es mehrfach zu einer Gegenreaktion durch die Sorben, die in Thüringen und in die alt-sächsischen Gebiete einfielen. Die Markgrafen verfügten über den Heerbann und konnten damit die wehrfähigen Männer ihres Machtbereiches zu Kriegseinsätzen mobilisieren. Mit der Schwäche der karolingischen Königsherrschaft schufen sich die Adelsgeschlechter im Grenzgebiet zunehmend eine eigene Machtbasis; zu einem dieser Adelsgeschlechter gehörte auch der Herzog der Sachsen Heinrich, dem es gelang, das Königtum zu übernehmen.

In seinen Feldzügen in den Jahren 928-932 gegen die slawischen Nachbarn⁶⁷⁸ besiegte Heinrich I. die Daleminzier, die Böhmen, die Linonen und Redarier, die Abodriten, die Lusizer und die Milzener und hatte damit das gesamte an sein Reich anschließende Gebiet der Slawen an sich gebracht. Durch den Sieg bei Lenzen 929⁶⁷⁹ war es Heinrich I. gelungen, die ostelbischen Slawen zu Tributzahlungen zu zwingen. Es ist aber nicht immer ganz klar, wie tiefgreifend und wie dauerhaft die Unterwerfung dieser Völker war.

Inwieweit die sorbische Adelsschicht durch sächsische Adlige ersetzt wurde, wird aus den historischen Quellen nicht deutlich. Die Nachricht bei Widukind von Corvey⁶⁸⁰, wonach Markgraf Gero bei einem Gastmahl dreißig *principes barbarorum* getötet habe, was immer wieder als Beweis für einen planmäßigen Austausch der Elite angeführt wird, sollte sicher nicht überbewertet werden. Die Stellung des einheimischen berittenen Kriegerstandes, die in den Quellen „Vethenici“ (Withasii oder Withasen) genannt werden, war sicher bedeutend. Sie waren etwa in Meißen bei der Einsetzung des böhmischen Herzogs sowie später bei der Ernennung Ekkehards zum Markgrafen maßgeblich beteiligt. Sie scheinen auch nach dem Bericht Thietmars von Merseburg über den polnischen Angriff auf Meißen 1015 mit ihren Familien Zugang zur Oberburg gehabt zu haben⁶⁸¹.

Genügte Heinrich I. noch die Oberherrschaft unter Beibehaltung der politischen Selbständigkeit der Slawen, hatte Otto I. eine Eingliederung der Slawen in das ostfränkische Reich zum Ziel, weswegen er Burgwarde einrichtete. 937 gründete Otto in Magdeburg das Mauritiuskloster, dessen unmittelbare Grenznähe sowie die Wahl des hl. Mauritius, den Bekämpfer der

⁶⁷⁸ Eine Karte zu den Siedlungsgebieten der slawischen Stämme gibt z. B. T. Westphalen wieder (2000, Abb. 474 auf S. 733)

⁶⁷⁹ Thietmar von Merseburg I, 10

⁶⁸⁰ Widukind von Corvey II, 20

⁶⁸¹ Thietmar von Merseburg VII, 23

Heiden, als Schutzpatron die Funktion dieses Kloster als Missionsstützpunkt auswies. Das war der Beginn einer einsetzenden Ostmission, die mit einer Verschiebung der Reichsgrenzen nach Osten einherging. Ein weiterer Schritt war die Gründung von Bistümern im slawischen Siedlungsgebiet, welche systematisch zur Christianisierung der Slawen führen sollte: 968 die Erhebung Magdeburgs zum Erzbistum sowie die Einrichtung der neuen Bistümer Merseburg, Zeitz und Meißen.

Otto ordnete das Land durch die Errichtung der Markgrafschaften, der Billunger Mark, der Nordmark, der Lausitzer und der Meißener Mark – wobei allerdings die ersteren nur kurzen Bestand hatten. Die Mark Meißen hielt sich und war bestimmend für das hier zu untersuchende Gebiet. Merseburg und Magdeburg gehörten dabei zu den häufigsten Aufenthaltsorten der Könige von Otto I. bis Heinrich II.

Ob mit den Ottonen die fränkische Geschichte fort dauerte oder die deutsche begann ist nicht abschließend zu entscheiden⁶⁸². Vielleicht kann zwischen Otto III. mit seinem Bezug auf Karl den Großen und auf eine Wiedererrichtung des Römischen Reiches und Heinrich II. der Schnitt gezogen werden – wobei nicht übersehen werden darf, dass dies ein allmählicher Prozess gewesen sein dürfte.

Wie schwierig sich die Missionierung gestaltete zeigt sich an einer bei Thietmar angeführten Anekdote. Der spätere erste Bischof von Merseburg Boso hatte zuvor im Wald ein Gotteshaus gegründet (das nach ihm benannt wurde: Bosau)⁶⁸³. Thietmar beschreibt ihn als einen kühnen Mann, dem es an der angemessenen Bescheidenheit mangelte, aber der ansonsten tugendhaft war. Boso soll eine Anleitung zum Glauben in slawischer Sprache geschrieben und die Slawen in der Umgebung aufgefordert haben, das Kyrie Eleison zu singen. Worauf diese aber nach Thietmar die Worte absichtlich zu einem unsinnigen „Ukrivolsa“ umformten, was heißen soll: „Die Eller steht im Busch“. Zu diesem sollen sie noch angefügt haben: „So hat Boso gesprochen.“

4.8.2. Die politischen Verhältnisse in der Region durch die sie beeinflussenden Nachbarn

Das Fürstentum Prag entwickelte sich im 10. Jahrhundert stetig – vermutlich begünstigt durch seine Lage an einem wichtigen Handelsweg – zu einem überragenden Machtfaktor. Dem böhmischen Herzog Boleslav I. gelang es offenbar, seine Vorherrschaft über die umliegenden Gebiete auszudehnen und dadurch das Fürstentum Prag endgültig zur bestimmenden Macht Böhmens zu machen. Im Verlauf dieses Prozesses erlangte er auch die Kontrolle über einen wichtigen Handelsweg zwischen Mitteleuropa und dem slawischen Osten. Otto I. stieß auf Boleslavs I. massiven Widerstand, als er die Erfolge seines Vaters Heinrich I. im Elbgebiet ausbauen und die dortigen Gebiete in das Reich eingliedern wollte. Boleslav unternahm Kriegszüge gegen benachbarte thüringische Stämme, die sich unter den Schutz des Sachsen Otto I. stellten. Ein anfänglicher Sieg der Böhmen über ein sächsisches Heer bildete den Anlass für direkte Auseinandersetzungen zwischen dem Kaiser und Boleslav, in deren Verlauf Otto I. nach zähen Kämpfen schließlich die Oberhand gewann. 946 musste Boleslav erstmals Geiseln stellen. Im Sommer 950 war er schließlich gezwungen, sich endgültig der Oberhoheit des ostfränkischen Königs zu unterwerfen. Er befreite sich für kurze Zeit, wurde aber 954 wieder zur Huldigung Ottos gezwungen und stellte in der Schlacht auf dem Lechfeld ein großes Truppenkontingent.

⁶⁸² B. Schneidmüller 2000, S. 688

⁶⁸³ Thietmar von Merseburg II, 36 f.

Ein zweites Machtpotential bildete sich nördlich davon aus. Der polnische Herzog Mieszko hatte Mitte des 10. Jahrhunderts die verschiedenen slawischen Stämme zwischen den Flüssen Oder und Bug geeint und wird erstmals im Zusammenhang mit den Ereignissen von 963 erwähnt⁶⁸⁴, als er eine Niederlage durch den Markgrafen Gero und die Redarier hinnehmen musste. Sein Nachfolger Boleslaw I. Chrobry begann kurz nach seinem Herrschaftsantritt das geerbte Territorium auszuweiten, indem er wie sein Vater mit Otto III. gegen die Lutizen. Gleichzeitig war der Boleslaw auch auf kirchlichem Gebiet aktiv. Er ließ die Gebeine des 997 ermordeten Missionars Adalbert von Prag nach Gnesen überführen. Im Jahr 1000 erschien Kaiser Otto III. als Pilger in Gnesen, wobei es zum „Akt von Gnesen“ kam, der endgültigen Einrichtung des Erzbistums und vermutlich der Erhebung Boleslavs zum König – jedenfalls wurde Boleslaw mit königlichen Rechten ausgestattet, wie der eigenständigen Einsetzung von Bischöfen ins Amt. Durch die Gründung einer unabhängigen polnischen Kirchenprovinz mit dem Erzbistum Gnesen löste sich die Kirche von ihrer Abhängigkeit vom ostfränkisch-deutschen Klerus des Magdeburger Erzbistums. Christian Lübke urteilt in diesem Zusammenhang: „Als Otto III. im März des Jahres 1000 nach Gnesen pilgerte ... war aus der Grauzone bereits ein integraler Bestandteil des christlichen Europa geworden“⁶⁸⁵.

Boleslaw versuchte ab 1002 sein Territorium im Grenzgebiet auf die Marken Lausitz und Meißen auszudehnen – wobei er zumindest zeitweise auf die Unterstützung der Meißner Bevölkerung hoffte, die vermutlich meinte, dadurch die dort lebenden heidnischen Stämme der Lutizen und Milzener besser unter Kontrolle halten zu können. Die darauf folgenden wechselvollen Kämpfe zwischen Heinrich II. und Boleslaw I., in denen Heinrich mit den heidnischen Lutizen verbündet war, endeten schließlich 1013 mit dem Frieden von Merseburg, in dem Boleslaw die Lausitz und das Milzenerland als Reichslehen erhielt und schließlich 1018 nach weiteren Feldzügen mit dem Frieden von Bautzen, dessen Inhalt jedoch weitgehend unbekannt ist.

Die beiden Länder, Böhmen und Polen, wurden zunehmend in die ostfränkisch-deutsche Reichspolitik eingebunden – wie sich etwa bei der Unterstützung des Aufstands Heinrich des Zänkers durch Boleslav II. von Böhmen zeigte oder in den Heiraten zwischen Boleslaw I. Chrobry mit einer Tochter von Rikdags des Markgrafen von Meißen sowie der von Graf Hermann, des Sohns von Ekkehard I. von Meißen, mit Boleslavs I. Tochter.

Als weiterer wichtiger Fürst spielte eben dieser Ekkehard von Meißen eine wichtige Rolle in der Region. Er schloss ein enges Bündnis mit dem polnischen Herrscher Boleslaw I. Chrobry und bewarb sich sogar um die ostfränkisch-deutsche Königskrone.

4.8.3. Darstellung in den schriftlichen Quellen (die Chronik Thietmars von Merseburg)

Die politische Beeinflussung der Siedlung Leipzig und der Umgebung ist für das 10. Jahrhundert nicht sicher zu bestimmen. Die wichtigste Quelle stellt die Chronik von Thietmar von Merseburg dar, in der dieser besonders die „Ostpolitik“ der ostfränkisch-deutschen Herrscher berücksichtigt und die Geschichte des Bistums Merseburg über einen Zeitraum von mehr als hundert Jahre hinweg in der Regierungszeit der Liudolfinger bis zum Jahr 1018 (seinem Todesjahr). Er verfasste seine „Chronik“ ab dem Jahr 1012, so dass die Aussagen als umso weniger zuverlässig einzustufen sind, je weiter ihr zeitliches Eintreffen vor diesem Datum liegt.

⁶⁸⁴ Widukind von Corvey III, 66 f., Thietmar von Merseburg II, 14

⁶⁸⁵ C. Lübke 2001, S. 114

Brennpunkt des Interesses ist die Burg Meißen, die größte Bedeutung für die gesamte Gegend zwischen Saale und Elbe gehabt haben dürfte. „Auf einem dicht bewaldeten Hügel an der Elbe baute und gründete er (Heinrich I.) eine Burg, die er Meißen nannte ... Befestigung und Besatzung ordnete er, wie es heute üblich ist. Von diesem Stützpunkt aus unterwarf er die Milzener und brachte sie in Zinsabhängigkeit⁶⁸⁶.“ Diese Textstelle steht etwas isoliert da und es ergibt sich nicht eindeutig, wann diese Gründung erfolgte. Von Historikern wird sie allgemein mit der Reaktion Heinrichs I. auf einen Aufstand der Sorben in Verbindung gebracht; bei diesem Feldzug eroberte das ostfränkisch-deutsche Heer im September 929 die Burg Lenzen⁶⁸⁷. Daraus ergibt sich als Baudatum der Burg Meißen vermutlich das Jahr 930; jedenfalls muss sie noch zu Lebzeiten Heinrichs I., also spätestens 936, errichtet worden sein.

Für die Burg Meißen sind etliche Besitzerwechsel überliefert, weitere könnte es ebenfalls gegeben haben. Ekkehard wurde um 987 von Otto III. als Markgraf von Meißen eingesetzt, nachdem der böhmische Herzog Boleslav II. kurz zuvor die Besetzung der Burg hatte aufgeben müssen.

Neben dem Herzog von Böhmen dürfte auch der Herrscher von Polen größeren Einfluss auf Meißen gehabt haben, was sich allein aus den topographischen Gegebenheiten ergibt. Boleslaw I. Chrobry von Polen besetzte nach dem Tod Ekkehards (1002) die Mark des Grafen Gero bis zur Elbe und brachte die Burg Meißen an sich. Er besetzte das ganze Gebiet bis zur Elster und sicherte es durch Besatzungstruppen⁶⁸⁸. Thietmar bezeichnet die Meißner Bevölkerung im Zuge der Einnahme der Burg durch Boleslaw als schon immer wankelmütig. Demnach könnte sie durchaus etwa den benachbarten slawischen Herrschern geneigter gewesen sein als dem ostfränkischen König.

Die Gegend wurde vermutlich immer wieder von Heeren verwüstet; einige dieser Heerzüge und Plünderungen werden von Thietmar von Merseburg überliefert. Im September 1017 schwärmten Boleslaws Truppen in dem Landstrich zwischen Elbe und Mulde aus und verschleppten mehr als 1000 Menschen in Knechtschaft⁶⁸⁹.

4.8.4. Hinweise aus archäologischen Untersuchungen

Für das zweite Drittel des 10. Jahrhunderts fehlen Aussagen aus schriftlichen Quellen zur Burg auf dem Meißner Burgberg, diese Lücke sollte durch Ergebnisse aus archäologischen Untersuchungen gefüllt werden.

Nach den Funden auf dem Meißner Burgberg nimmt Arne Schmid-Hecklau eine lokale Produktion von Keramiktypen für „Mittelsachsen“ (den Meißner Raum) an, die aus Westsachsen und Nordwestböhmen bekannt sind⁶⁹⁰. Es kann dabei an eine Beeinflussung der Meißner lokalen Keramik durch die beiden anschließenden Keramikregionen gedacht werden oder der Meißner Raum als ein Gebiet angesehen werden, in dem der jeweilige östliche beziehungsweise westliche Ausläufer der benachbarten Keramikregionen aufeinander trafen oder sich überschneiden. Eine Entscheidung für die eine oder andere Möglichkeit in diesem lange Zeit umkämpften Gebiet fällt schwer. Eigenständige Impulse oder lokale Traditionen der Keramikherstellung scheint Schmid-Hecklau jedenfalls für Mittelsachsen eher nicht anzunehmen. Er vermutet, „dass seit dem 10. Jahrhundert zeitweise Besatzungen böhmischer Herkunft auf

⁶⁸⁶ Thietmar von Merseburg I, 16

⁶⁸⁷ Thietmar von Merseburg I, 10

⁶⁸⁸ Thietmar von Merseburg V, 9f.

⁶⁸⁹ Thietmar von Merseburg VII, 64

⁶⁹⁰ A. Schmid-Hecklau 2003, S. 254

den ... Befestigungen Meißner und Zehrener Burgberg untergebracht waren⁶⁹¹. Dies begründet er mit seiner Beobachtung, dass sich „starke böhmische Einflüsse in den Keramikspektren“ belegen lassen.

Auch die Hausformen weisen Besonderheiten auf, die mit Burgen- und Siedlungsplätzen aus dem nordwestböhmischen Bereich vergleichbar sein sollen⁶⁹². Jedoch wirkte sich die Einnahme der Meißner Burg durch Boleslaw Chrobry 1002 nicht auf die verwendete Keramik aus und lässt sich nicht in den (aufgedeckten) archäologischen Hinterlassenschaften ablesen⁶⁹³.

Obwohl der böhmische Einfluss nicht bis zur Elster gereicht haben dürfte, sind die Erkenntnisse aus Meißen insoweit für Leipzig bedeutsam, weil daraus klar wird, dass sich Leipzig vermutlich zumindest zeitweise stärker nach Merseburg als nach Meißen hin orientieren musste.

⁶⁹¹ A. Schmid-Hecklau 2003, S. 254; in seiner Monographie (2004) erscheint diese Schlussfolgerung nicht so deutlich.

⁶⁹² A. Schmid-Hecklau 2000, S. 705

⁶⁹³ A. Schmid-Hecklau 2000, S. 705

5. Abschließende Betrachtung und Bewertung

Grundsätzliches

Der vorliegenden Arbeit war als Ziel zugrunde gelegt, einen Beitrag zur Rekonstruktion der slawischen Besiedlung und Stadtentwicklung im Gebiet von Leipzig anhand von archäologischen Quellen zu erbringen. Der zeitliche Rahmen reichte dabei von der slawischen Besiedlung im 9./ 10. Jahrhundert bis zum Ausbau der Stadt im 12./ 13. Jahrhundert und wenig darüber hinaus.

Die Zeitspanne war so gewählt worden, dass sie die ältesten Siedlungsspuren, die als Ursprung der Stadt anzusehen sind, mit einschließt, sowie auch die Befunde der Zeit, in der sich das Stadtbild voll herausgebildet hatte, als die Siedlung an der Burg mit der Marktsiedlung zusammenwuchs.

Aus den zuvor vorgestellten anderen Publikationen zu diesem Thema oder verwandten Themen wird deutlich, dass es nicht leicht ist, ein Bild der mittelalterlichen Stadt zu rekonstruieren, welches einer kritischen Betrachtung standhält. Es bleibt immer das Gefühl zurück, ein getreues Bild der Realität nicht erreichen zu können. Dieses Gefühl wird dadurch verstärkt, dass nur wenige und dazu dürftige schriftliche Quellen existieren und eine erste Stadtansicht erst aus dem Jahr 1547 stammt aus einem für diese Arbeit ungünstigen Blickwinkel.

So ist der Forscher auf andere Materialien angewiesen, um das mittelalterliche Stadtleben zu ergründen, nämlich auf archäologische Zeugnisse. Die durch das Landesamt für Archäologie Sachsen zwischen 1993 und 1997 durchgeführten Grabungen boten die Möglichkeit das Wissen zu erweitern. Es zeigte sich bei deren Auswertung, dass sich größere Störungen im Gelände auf den Bereich der Vorderhäuser beschränkt hatten, während die übrige Fläche von neuzeitlichen Eingriffen weitgehend unberührt geblieben war. Somit war die Möglichkeit gegeben, die Nutzungsgeschichte des Areals von den Anfängen an zu beobachten. Bei den Untersuchungen lag den Ausgräbern hinter einer anzunehmenden Vorderhausbebauung ein für den Hinterhofbereich typisches Gruben- und Latrinareal mit Zäunen und Gräben vor, mit Spuren landwirtschaftlicher und handwerklicher Nutzung sowie mit den Resten von Gebäuden aus der Zeit ab dem ausgehenden 11. Jahrhundert, ausgewiesen durch charakteristische Planierschichten sowie Holz- und Steinbefunde.

Wie schon zu Beginn der Arbeit erwähnt, ist aus dem Kataster ersichtlich, dass sich die Hainstraße, an der ein Großteil der Grabungsflächen lag, nicht in das regelmäßige Straßengefüge der mittelalterlichen Stadtanlage einfügt. Das hatte sich ergeben, weil sie zu den frühen Verkehrswegen gehörte. Dazu ist sie heute eine der ganz wenigen Straßen des Stadtkerns, an der nach dem Krieg die kleinzellige Parzellierung nicht einer lockeren Bebauung weichen musste und sich eine fast geschlossene ältere Bebauung erhalten hat. Sie vermag demnach sowohl einen Einblick in die Gestaltung des spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Leipzigs zu vermitteln, wie auch mit Erkenntnissen aus der Ursprungszeit der Stadt aufzuwarten.

Die Grabungen liegen – allem Anschein nach – im frühesten im Mittelalter besiedelten Bereich der Stadt, der für die Stadtentstehung bedeutend ist, in der Umgebung der in den fünfziger Jahren entdeckten Burg auf dem Matthäikirchhof. An dieser Stelle kristallisierte sich die Stadt, ähnlich wie an einem Staubpartikel in einer chemischen Lösung. Es handelte sich um Grabungen in verschiedenen Abständen zur Burganlage: im Bereich der Befestigung der Vorkurg, in deren östlichem unbefestigten Vorfeld sowie im Gelände östlich der Hainstraße. Dazu kam als Grabung mit den ältesten Funden die Grabung in der Humboldtstraße, in deren Gebiet eine slawische Ansiedlung sich befunden hatte.

Siedlungsentwicklung

Schwerpunkte bei der Beschreibung von Siedlungen liegen bei Fragen nach der Siedlungsentwicklung, ihren Ausmaßen und der Beschaffenheit ihrer Umwehrgung.

Die Gründung der „Zwillingsiedlungen“ nördlich und südlich des alten Parthelaufs, die vermutlich zumindest eine Zeitlang zeitgleich nebeneinander bestanden, erfolgte in mittelslawischer Zeit. Die geringe Entfernung voneinander weist auf eine recht große Siedlungsdichte in diesem Auengebiet in mittelslawischer Zeit hin.

Bei der Betrachtung der Besiedlungsgeschichte des Leipziger Umlandes fällt auf, dass es trotz vieler slawischer Orts- und Wüstungsnamen nur wenige archäologischen Fundstellen gibt. Ob die Region vor dem hochmittelalterlichen Landesausbau tatsächlich nur relativ dünn besiedelt war, ist auf der zur Verfügung stehenden schmalen Quellenbasis nicht eindeutig zu beantworten.

In der Innenstadt von Leipzig erlaubt eine inzwischen relativ große Dichte an Grabungsflächen, Baustellenbeobachtungen und Oberflächenfundstellen eine Eingrenzung der in slawischer Zeit besiedelten Fläche. Diese lag nördlich in einem kleinen Gebiet zwischen dem früheren und dem heutigen Verlauf der Parthe sowie auf einer flachen Kuppe östlich der Elster-Pleiße-Aue.

Bei der nördlichen Siedlung könnte sich eine slawische Burg befunden haben – jedenfalls wurde dies immer wieder von Forschern vermutet. Für deren Existenz sprechen zwar einige Indizien, diese reichen aber bei weitem nicht für einen nur einigermaßen gesicherten Nachweis aus. Dieser könnte jedoch wegen der noch nicht gänzlich erfolgten tief greifenden Umgestaltung des fraglichen Geländes in Zukunft zu erbringen sein.

Das Fehlen von zeitlich auf die frühe spätslawische Keramik folgenden Warenarten weist auf eine Aufgabe des ländlichen Wohnplatzes nördlich der Parthe hin. Die Ansiedlung scheint demnach klar an Bedeutung verloren zu haben oder wurde sogar bereits im 10., spätestens im 11. Jahrhundert vollständig aufgegeben.

Dies war bei dem Wohnplatz mit befestigter Anlage südlich des Flusses nicht der Fall, bei ihr dürfte es keine Unterbrechung in der Besiedlung gegeben haben. Die Masse der Funde aus dem bearbeiteten Siedlungsgelände stammt dort erst aus spätslawischer und späterer Zeit, so dass an eine Siedlungsverdichtung zu denken wäre – wenn nicht eine Zunahme an Geschirr pro Person berücksichtigt wird. An die spätslawische Keramik schließt sich so genannte Übergangsware an; die Keramik spricht recht deutlich für eine kontinuierliche Besiedlung des Platzes südlich der Parthe.

Auf der flachen Kuppe stand mit Sicherheit eine Burg in Spornlage (auf dem späteren Matthäikirchhof), die noch bis ins 13. Jahrhundert Bestand hatte. Gründe für den Bau einer Burg an dieser Stelle dürften die Nähe zur Siedlung nördlich der Parthe und die geschützte Lage am Fluss gebildet haben. Deswegen wurde vermutlich dieser Ort dem höheren Punkt weiter im Südosten vorgezogen.

Direkt westlich und nördlich von der Burganlage befanden sich unbesiedelbare Flussniederungen. Die Struktur der Siedlung war durch die Topographie und die beherrschende Burg bestimmt; an deren Fuß konnte sich die Besiedlung nach Osten hin ausbreiten. Die untersuchte Siedlungsfläche, die direkt östlich davon freigelegt wurde, ist wohl als eine Vorburgsiedlung zu interpretieren. Darauf weist auch der mächtige Graben hin, der diese Siedlung einfasste. Die Besiedlung dehnte sich daraufhin über die Grenze des Suburbiums hinaus aus und entwickelte sich an der Kreuzung der via imperii und via regia, an der ein Markt gewesen sein könnte. Ein solcher Markt hätte sicher eine große Bedeutung für das wirtschaftliche Auf-

blühen der Siedlung bedeutet. Außerhalb des Grabens werden schon bald Gebäude gestanden haben, allerdings wahrscheinlich in einer eher lockeren Anordnung. Siedlungshorizonte mit so genannter slawischer Keramik lassen sich im Vorfeld der Burg aber nur auf den Grundstücken westlich der heutigen Hainstraße nachweisen.

Ein Markt entwickelte sich dann weiter östlich an der *via imperii* an der Stelle des späteren Neumarktes und in der Nähe der Nikolaikirche. Dort entstand wahrscheinlich eine von Kaufleuten dominierte Ansiedlung, die zunächst nicht direkt mit der Siedlung an der Burg verbunden gewesen war.

Es kann natürlich nicht davon ausgegangen werden, dass die besiedelte Fläche ständig wuchs. Jedoch scheinen die bisherigen Ergebnisse dafür zu sprechen. Die besiedelte Fläche schwand augenscheinlich im Norden mit der Aufgabe der nördlichen slawischen Siedlung, während sie östlich der Burg und in der Umgebung des neuen Marktes anwuchs.

Siedlungsstruktur

Angaben zu Siedlungsstrukturen sind nur unter Vorbehalt möglich, da aufgrund der erwähnten Datierungsprobleme nicht immer mit Sicherheit festzustellen ist, welche Befunde tatsächlich zeitgleich bestanden. Es konnten trotzdem zu Phasen zugewiesene Befunde aus der Gesamtmenge herausgelöst werden.

Die Siedlungsstrukturen treten aber trotz der beschränkten Grabungsflächen stellenweise recht deutlich hervor, da sie durch die jüngeren Befunde nur unwesentlich überlagert worden waren. Gehöfte mit all ihren Gebäuden waren zwar in keiner der Grabungsflächen zu erkennen, die Grundstücksgrenzen zeichneten sich jedoch in den Grabungsabschnitten 2 und 4 sowie 6 bis 8 in Verläufen von Zaunresten ab, welche zu einer Parzellierung aus dem 12. Jahrhundert beziehungsweise aus dem 13. Jahrhundert gehörten. Beim vermutlich ersten Abstecken auf dem Gelände des Grabungsabschnittes 2 scheinen sich die damals Verantwortlichen schon damals an dem vorhandenen Straßenverlauf orientiert zu haben. Der zeitlich darauf folgende Zaun zwischen den beiden Häusern A und B lag auf einer West-Ost-Achse, wo mit ziemlicher Sicherheit eine durch diesen Zaun bezeichnete Grundstücksgrenze angenommen werden kann. Die Pfostenstellungen insgesamt können in mehrere parallel verlaufende Fluchten gegliedert werden. Ihre unterschiedlichen Zeitstellungen lassen sich unter anderem aus der vorhandenen beziehungsweise fehlenden Ankohlung erschließen.

Die ersten rekonstruierbaren Zaunfluchten im Grabungsabschnitt 4 dagegen nahmen weder einen deutlichen Bezug auf die Ausrichtung der Hainstraße, noch verliefen sie genau in West-Ost-Richtung. Von der Hainstraße wichen sie um mindestens 10° ab, von der West-Ost-Richtung um knapp 8°. Die Zäune in den Grabungsabschnitten 6, 7 und 8 wiederum liefen parallel zu den heutigen.

Die aufgefundenen Zäune lagen nicht auf den heutigen Grundstücksgrenzen, weswegen von einem Wechsel von Teilung und Zusammenlegung von Grundstücken auszugehen ist. Trotzdem scheint sich die grobe Ausrichtung der Grundstücke spätestens ab der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nicht mehr verändert zu haben – was aber nicht heißen muss, dass sich die Hofstruktur unverändert erhielt. Wodurch solche Umgestaltungen bedingt sein könnten, ist meist kaum mehr nachvollziehbar. Die Häufung von Hölzern im Bereich der Häuser A und B im Grabungsabschnitt 2, welche an ihrem oberen Ende angekohlt waren, lässt etwa an einen Brand denken. Ansonsten sind Änderungen der Eigentumsverhältnisse anzunehmen, wobei diese jedoch nicht allzu grundlegend gewesen sein können. Das zeigen die auf den Grundstücken ruhenden Rechte und Belastungen wie Braurecht oder Wurfzins, die sich über Jahrhunderte hinweg erhalten haben.

Tiefgreifende Veränderungen in der Grundstücksaufteilung sind eigentlich nur mit einem deutlichen Wandel der Gesamtsituation erklärbar. Für die Zeit nach der Privilegierung der Siedlung mit Stadtrechten durch den Markgrafen ist eine grundsätzliche Umgestaltung allerdings kaum mehr vorstellbar.

Ein deutlicher Hinweis für einen planmäßigen Ausbau der Stadt ist die Formulierung „zur Bebauung ausgeteilt“ im Stadtbrief. Ein Ergebnis dieser Neuvergabe von Grundstücken könnte das Viertel zwischen Brühl und Böttchergasse sowie Katharinenstraße und Reichsstraße mit seiner regelmäßigen Aufteilung der Grundstücke bei ähnlicher Dimensionierung der Kantenlängen der Häuserblöcke darstellen.

Auf dem Brühl und damit im Hällischen Viertel und dem nördlichen Teil des Grimmischen Viertels entstand allem Anschein nach später eine Bebauung als im übrigen, von der Stadtmauer des Spätmittelalters umschlossenen Bereich. Daraus erklärt sich auch das „fehlende Tor“ in der Nordost-Ecke des Stadtrings, das nach den Straßenverläufen und den frühen Nennungen der Stadttore sicherlich nie bestanden hatte. Dazu wäre auch ein späteres „Verschließen“ eines Tores an dieser Stelle recht unwahrscheinlich.

Ein Zeichen für diesen geschilderten Ablauf könnte eine angenommene Befestigung aus Gräben und Wall darstellen, die auf den Grundstücken östlich der Hainstraße entdeckt wurde. Diese sollte vermutlich die Siedlung bei der Burg und die beim neuen Markt miteinander verbinden, wobei das Gebiet nordöstlich davon noch ausgespart blieb.

Die Siedlung dehnte sich im 12. Jahrhundert nach Osten weiter aus und dürfte im Zuge der Stadtgründung durch eine Umwehrung mit der prosperierenden Marktsiedlung an der Nikolaikirche zusammengewachsen sein. Es demnach anscheinend möglich, im Nordwest-Viertel des Stadtkerns eine kontinuierliche Besiedlung nachzuweisen. Der Wechsel des Parzellengefüges und die Entstehung der heute noch bestehenden Parzellengrenzen vermutlich im 12. Jahrhundert sind erkennbar. Auch zwischenzeitliche Rückentwicklungen wie die Anlage eines Hortisols in diesem Zeitraum sind feststellbar.

Durch die flächigen Beobachtungen war es hier möglich, eine Siedlung über einen längeren Zeitraum hinweg in einem großen Areal zu untersuchen. Gut erfassbar waren in den Hofbereichen die wohl typischen Nutzungsspuren wie Abfallgruben, Grubenhäuser, Zäune, Latrinen und sogar die Spatengrübchen eines Hortisols. Daneben fallen auch ungewöhnliche Überreste auf, wie zum Beispiel die Bestattung eines Kleinkindes, die damit anscheinend nicht auf einem Friedhof erfolgte. Die Nutzung des Geländes war überhaupt vielgestaltig: So schlug sich ein breit gefächertes Spektrum an Handwerkstätigkeit – wie zum Beispiel von Buntmetall- und Eisengießern sowie Schuhmachern – im Fundmaterial nieder.

Gestaltung der Grundstücke

Ein wichtiger Aspekt einer Siedlung ist der Hausbau. Wie schon beschrieben, sind mehrere in den Boden eingetiefte Gebäude aufgedeckt worden, bei denen es sich teilweise um Grubenhäuser und teilweise um Erdkeller gehandelt haben dürfte. Es fehlen quadratische Gebäude mit einer Feuerstelle, die als klassische Hausform in diesem Teil des slawischen Siedlungsgebietes gelten, sondern es liegen nur einige rechteckige Grubenhäuser vor. Allerdings ist festzustellen, dass bei fast allen freigelegten Grubenhäusern keine Heizeinrichtung gefunden wurde, was darauf hindeuten würde, dass es sich nicht um Wohngebäude handelte. Da jedoch die Erhaltungsbedingungen nicht ideal waren, kann darf aus dem Nichtfinden nicht auf ein Fehlen geschlossen werden. Ähnliches gilt für Holzkonstruktionen, die aller Wahrscheinlichkeit vorhanden gewesen waren, aber nur vereinzelt aufgedeckt wurden.

Es ist demnach wahrscheinlicher, dass es sich bei den aufgefundenen Grubenhäusern überwiegend oder ausschließlich um unbeheizte Nebengebäude gehandelt hatte. Diese stellten eine charakteristische Erscheinung in Siedlungen westlich von Elbe und Saale dar, lassen sich jedoch auch im slawischen Siedlungsgebiet nachweisen. Konkrete Hinweise auf ihre Nutzung fehlen meist, möglicherweise dienten sie zur Vorratshaltung – wodurch sie mit eigentlichen Vorratsgruben oder Erdkellern nah verwandt wären. Ein Vertreter liegt bei den Grubenhäusern im Grabungsabschnitt 4 vor, bei dem eine Nutzung als Webhaus als sicher gelten kann. Wegen der häufig sehr geringen Erhaltungstiefe der Grubenhäuser ist nicht auszuschließen, dass flachere Befunde bereits zerstört waren und die Befunddicke ursprünglich größer war.

Neben den Grubenhäusern lassen sich auch ebenerdige Gebäude nachweisen, die entweder die Grubenhäuser abgelöst hatten oder über Erdkellern lagen. Recht sicher waren einige Pfostenbauten (siehe etwa VH 846 und zugehörige Pfosten in GA 8) erfasst worden sowie auch Blockbauten auf Schwellbalken und Unterlegsteinen (siehe dazu Haus A und C in GA 2). Untersuchungen in anderen Siedlungen weisen darauf hin, dass im Verbreitungsgebiet des Grubenhauses auch mit zeitgleichen ebenerdigen Blockbauten zu rechnen ist. In den bearbeiteten Grabungsflächen scheint dies jedoch nicht der Fall gewesen zu sein, sondern es zeigt sich, dass die ebenerdigen Bauten erst ab der Phase +3 auftraten als die Grubenhäuser schon verschwanden.

Der Keramikteil

Grundlage der Untersuchung war die Bearbeitung der Funde der genannten Grabungen im Nordwest-Viertel der Leipziger Innenstadt, bei denen Siedlungsbefunde des 8. bis 14. Jahrhunderts zutage gekommen waren. Diese Funde bedeuten angesichts der begrenzten Zahl an untersuchten Siedlungen mit Keramikfunden aus diesem Zeitraum im Gebiet zwischen Saale und Elbe eine Erweiterung der Materialgrundlage für eine Bestimmung, Einteilung und Datierung der Keramik der Region. Die Funde erweitern das Bild des Keramikspektrums der schon bekannten Fundplätze – ohne jedoch wesentlich zur Datierung beitragen zu können. Das liegt im Wesentlichen daran, dass dendrochronologische Daten, gut datierbare Kleinfunde und aussagekräftige Stratigrafien aus den untersuchten Flächen fehlen. Die Keramik hilft bei der Zuordnung der Befunde zu sieben Phasen, eine Datierung in engere Zeitabschnitte als einem Vierteljahrhundert kann jedoch zumindest für die so genannte slawische Keramik nicht gelingen.

Insgesamt zeigt sich, dass Herbert Küas bei der Datierung der Funde zu früh ansetzt. Zur Datierung der Leipziger Funde sind die Fundplätze in Meißen und Halle sowie von Groitzsch von großer Bedeutung. Wenn es gelänge, die Zuschüttung des Grabens des Suburbiums in Leipzig über Informationen aus schriftlichen Quellen oder dendrochronologische Daten zeitlich einzugrenzen, wäre das ein großer Gewinn.

Für die Beurteilung von Keramik ist eine möglichst große Materialbasis wichtig, die für den Leipziger Raum durch die Funde der hier vorgestellten Grabungen deutlich erweitert wurde. In der Verteilung der verschiedenen Keramikgruppen über die Grabungsabschnitte hinweg spiegelt sich die Abfolge der Besiedlungsphasen wider. Die stete Abnahme der Warenarten 1 bis 4 ging einher mit der Zunahme der Warenarten 5 und 6 im 11./ 12. Jahrhundert; die letztere wiederum wurde schließlich im 13. Jahrhundert von der Warenart 7 abgelöst.

Eindeutige Kriterien für eine Zuweisung zu den verschiedenen Keramikgruppen können nicht aus der Mischung der verschiedenen Formen und Eigenschaften destilliert werden. Es gibt zwar bestimmte Indikatoren wie etwa das „Verkippen“ des Wellenbandes für eine bestimmte

Zeitstellung. Eine Einordnung kann jedoch nur aus einem Abwägen und unterschiedlicher Gewichtung der Merkmale erfolgen.

Die teilweise ungenügende Quellenbasis verhinderte es, dass die Keramikchronologie feinstufig ausfällt.

Rück- und Ausblick

Während die schriftlichen Quellen die Geschichte selbst erzählen und dabei sie lehren, sind die archäologischen viel mehr auf interpretierende Bemerkungen angewiesen. Die Archäologie ist eine – um dieses Modewort zu verwenden – weiche Wissenschaft. Die Dokumentation der Grabungsergebnisse bietet meist einen relativ breiten Interpretationsspielraum. Hierbei muss ein gewissenhafter Wissenschaftler ähnlich wie ein Kriminologe vorgehen: alle Verdächtige, sprich Erklärungsmöglichkeiten finden und diese einzeln überprüfen, um zuletzt den Täter, sprich die Wahrheit zu finden. Glücklicherweise hängt von der Entscheidung das Eine oder Andere bei einem Archäologen – anders als in der Kriminalistik – nicht das Schicksal lebender Menschen ab.

Das System einander bedingender Faktoren ist zu komplex, um zu sinnvollen Aussagen gelangen zu können. Zu viele nicht sicher erfassbare Ursachen beeinflussten die sichtbaren Überbleibsel im Boden und eröffnen einen breiten Spielraum an Optionen zur Rekonstruktion der damaligen Wirklichkeit. Bei dieser großen Komplexität des Systems wäre die einzig seriöse Methode, von einer Auswertung gänzlich abzusehen. Ein solcher Standpunkt sollte trotzdem nicht eingenommen werden, und wenn auch nur wenige der hier vorgestellten Ergebnisse auf einigermaßen sicheren Füßen stehen, so darf der Mut nicht verloren werden. Solange die Unsicherheiten und möglichen Fehler aufgezeigt werden, ist der Versuch einer Interpretation der archäologischen Befunde gerechtfertigt.

Nach dem Kustos (siehe Kap. 1.4.) stammte slawische Keramik aus dem Gebiet des späteren Marktplatzes. Das würde heißen, dass möglicherweise in dem Gebiet selbst oder dem unmittelbar benachbarten eine frühe Besiedlung bestanden hatte. Ansonsten sind slawische Scherben äußerst selten in verirrter Lage zu finden: nach freundlicher Auskunft des Bearbeiters C. Ronnefeldt nur zwei vom Gelände des Augustusplatzes und nach eigenem Wissen nur wenige vom Gelände des Sachsenplatzes.

Bei den archäologischen Untersuchungen im Vorfeld der Bauarbeiten für den Umbau des Haupthauses von Karstadt in der Petersstraße und zum Einstieg für das S-Bahn-Tunnel auf dem Wilhelm-Leuschner-Platz sowie auf dem Marktplatz (Grabung „Nordkopf“) wurden nach Mitteilung der Ausgräber Funde geborgen, die dem Spätmittelalter angehören, ältere Funde – abgesehen von wenigen vorgeschichtlichen – fehlen in diesen Bereichen.

Diese neuen Bodenfunde konnten also zur Klärung der Stadtentstehung Leipzigs nicht viel beitragen, allenfalls dass sie die Existenz eines Petersdorfes und das Vorhandensein einer großen Lehmgrube auf dem Gebiet des heutigen Marktplatzes als fraglich erscheinen lassen.

Die ganz zu Beginn dieser Arbeit angeführte Textstelle von Oskar Mothes setzt sich fort: Er schreibt vom archäologischen Fundgut, das blieb „...als einziges Vermächtnis jener armen Sumpfbewohner, welche ihr ärmliches Dasein in feuchter Wohnung unter hartem Kampf mit Elenn und Auerochs fristeten“. Die heutigen Forscher sind vielleicht gegen ähnliches Mitgefühl nicht unempfindlich – jedenfalls werden sie von demselben Verlangen getrieben, Aufschlüsse über die einfachen Lebensumstände der Bewohner im heutigen Leipziger Stadtgebiet zu erhalten. Sie setzen damit den von Mothes eingeschlagenen Weg fort.

Literaturverzeichnis

Verwendete Abkürzungen:

AFD, Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege

AuF, Ausgrabungen und Funde

CDS, Codex diplomaticus Saxoniae regiae

MG SS, Monumenta Germaniae Historica, Abteilung Scriptorum

NASG, Neues Archiv f. Sächs. Gesch. u. Altertumskunde

ZfA, Zeitschrift für Archäologie

Die weiteren Abkürzungen erfolgen nach den Richtlinien für Veröffentlichungen zur Ur-, Vor- und Frühgeschichte, Archäologie der Römischen Provinzen und Archäologie des Mittelalters der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts (3. Ausgabe), veröffentlicht in: Bericht der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts 55/1974 (1975) S. 477-501.
Nach den Richtlinien des Landesamtes für Archäologie

Quellen:

Allgemeine Encyclopädie 1889, Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Hrsg. v. I. S. Ersch/ I. G. Gruber. II. Sektion. Hrsg. v. A. Leskien. 43. Teil. Leipzig

A. Anders, Leipzig mit Angabe der öffentlichen Gebäude und Hausnummern. Nach Urkunden und officiellen Angaben zusammengestellt. Ungedr. Im Stadtarchiv Leipzig, Tit. XXIV CC (K) Nr. 30

Ann. Pegav., Annales Pegavienses. In: MG SS XVI. Hrsg. v. G. H. Pertz. Hannover 1859. S. 232-270

Ann. Veterocell., Annales Veterocellenses a. 801-1484. In: MG SS XVI. Hrsg. v. G. H. Pertz. Hannover 1859. S. 41-47

Barthels Häuserchronik. Ungedr. im Stadtarchiv Leipzig, Tit. XXIV CC (F) Nr. 1
[Rollfilm im Leipziger Stadtarchiv]

CDS I 1/2, Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen. Hrsg. v. O. Posse. Leipzig 1882/1889

CDS II 8/9, Urkundenbuch der Stadt Leipzig. Hrsg. v. K. F. v. Posern-Klett. Leipzig 1868/1870

Chron. Episc. Merseb., Chronica episcoporum ecclesiae Merseburgensis. In: MG SS X. Hrsg. v. G. H. Pertz. Hannover 1852. S. 157-212

Chron. Montis Ser., Chronicon Montis Sereni. In: MG SS XXIII. Hrsg. v. G. Waitz. Hannover 1880. S. 130-226

Chron. Reinhardsbr., Chronica Reinhardsbrunnensis a. 530-1338. In: MG SS XXX. Hrsg. v. O. Holder-Egger. Hannover-Leipzig 1894. S. 490-656

Corpus, Corpus archäologischer Quellen zur Frühgeschichte auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik (7. bis 12. Jh.). 4. Lieferung. Bezirke Cottbus, Dresden, Karl-Marx-Stadt, Leipzig. Hrsg. v. P. Donat/ J. Herrmann. Berlin 1985

Encyclopédie 1765, Encyclopédie, ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers, Bd. 9. Hrsg. v. D. Diderot. Neufchâtel

T. Heydenreich 1635, Leipzigerische Cronicke und zum Theil historische Beschreibung der ... Stadt Leipzig ... biss auf das Jahr 1635. Leipzig

Arabische Berichte, Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstenhöfen aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Hrsg. v. G. Jacob. Berlin-Leipzig 1927. (Quellen zur deutschen Volkskunde 1)

- U. Groß 1587, Wahrhaftige Beschreibung der Stadt Leipzig, so im Osterland und Meißen die fürnehmste und Hauptstadt 1587. In: *wie Leipziger Steuerbücher*, S. 3-19
- Lehnbuch 1349/50, Das Lehnbuch Friedrichs des Strengen, Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen, 1349/50. Hrsg. v. W. Lippert/ H. Beschorner. Leipzig 1903
(*Auszugsweiser Neudr.: Quellen zur älteren Geschichte des Städtewesens in Mitteldeutschland, Bd. 1. Hrsg. v. Institut für Deutsche Landes- und Volksgeschichte an der Universität Leipzig, Weimar 1949, S. 237-238*)
- Leipziger Adreß-Buch für 1871, II. Abschnitt, Verzeichnis der Häuser Leipzigs. Leipzig
- Leipziger Stadtpläne, Verzeichnis der in Leipziger Institutionen verfügbaren Karten und Pläne.
Zusammengestellt von H. Boden/ A. Hecht/ T. Nabert. Hrsg. v. Pro Leipzig in Zusammenarb. mit dem Stadtgesch. Museum Leipzig. Leipzig 1994
- Leipziger Steuerbücher. In: G. Wustmann 1889, Quellen zur Geschichte Leipzigs, Bd. I. Leipzig. S. 35-192
- H. A. Nienborg, Nienborgscher Atlas 1713. Hrsg. v. der Historischen Kommission der Sächsischen Akad. der Wiss. zu Leipzig. Berlin 1997
- D. Peifer 1700, Lipsia, seu originum Lipsiensium Libri IV. Frankfurt
- Promenaden bey Leipzig. Leipzig 1781. Unveränd. Neudr. Hrsg. v. G. Lichtenberger. Leipzig 1990
- Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae. Hrsg. v. O. Dobenecker, Bd. I-IV.
Jena 1896, 1900, 1925, 1939
- Z. Schneider 1655, Chronicon Lipsiense. Leipzig
- Stadtbuch 1359, Stadtbuch von Leipzig vom Jahre 1359. Hrsg. v. E. G. Gersdorf.
In: *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig* 1/1856. S. 107-124
- Thietmar von Merseburg, Die Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg und ihre Korveier Überarbeitung.
Hrsg. v. R. Holtzmann. Berlin 1935. (Monumenta Germaniae Historica, Scriptorum rerum Germanicarum. Nova series 9)
- UBM, Urkundenbuch des Hochstifts Merseburg, I. Teil (962-1357). Bearb. von P. Kehr, Halle 1899
(Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und angrenzender Gebiete, Bd. 36)
- Urkundenkasten, Urkundenkästen im Stadtarchiv Leipzig (nur teilweise publiziert im *CDS II 8/ 9*)
- J. J. Vogel 1756, Leipzigisches Geschicht=Buch oder Annales. 2. Aufl. Leipzig
- Widukind von Corvey, Widukindi monachi Corbeiensis rerum gestarum Saxoniarum libri tres.
Neu bearb. v. P. Hirsch/ H.-E. Lohmann (MGH SSrG 60). Hannover 1935

Darstellungen:

- H. Arnhold 1960/ 1961, Leipzig. In: O. Schlüter/ O. August, Atlas des Saale- und mittleren Elbegebietes.
2., völlig Neubearb. Aufl. d. Werkes Mitteldeutscher Heimatatlas, 2. Teil. Leipzig. Blatt 32, S. 128-133
- Jan M. Baart 1986, Werkzeug, Gerät und Handwerksarten in der Stadt um 1200.
In: *Zur Lebensweise in der Stadt um 1200*. Hrsg. v. H. Steuer. Köln. (ZfA, Beiheft 4). S. 379-388
- K. Balfanz u. a. 1998, K. Balfanz/ I. Campen/ F. Damminger/ D. Marešová/ C. Ronnefeldt, Archäologie in der Grimmaischen Vorstadt: Die Ausgrabung Leipzig-Augustusplatz. In: *AFD* 40, S. 129-174
- S. Baudisch 1996, Burgen und Herrnsitze in Nordwestsachsen. Ausgang 11. Jahrhundert bis Mitte 14. Jahrhundert. Bearb. v. S. Baudisch. Hrsg. v. Heimatverein des Bornaer Landes e. V. Regis-Breitingen
- S. Baudisch 1999, Lokaler Adel in Nordwestsachsen. Siedlungs- und Herrschaftsstrukturen vom späten 11. bis zum 14. Jahrhundert. Köln-Wien
- I. Bauer u. a. 1993, I. Bauer/ W. Endres/ B. Kerkhoff-Hader/ R. Koch/ H.-G. Stephan, Leitfaden zur Keramikbeschreibung (Mittelalter-Neuzeit). Terminologie-Typologie-Technologie.
2. durchges. Aufl. Kallmünz/Opf.
- W. Baumann 1971a, Ausgrabungen im Gebiet des ehemaligen Göttwitzer Sees bei Mutzschen, Kr. Grimma.

- In: AFD 19, S. 113-158
- W. Baumann 1971b, Slawische Siedlungsfunde bei Kmehlen, Kreis Großenhain. In: AFD 19, S. 193-205
- K. Beier/ A. Dobritzsch 1911, Tausend Jahre deutscher Vergangenheit in Quellen heimatlicher Geschichte insbesondere Leipzigs und des Leipziger Landes. Bd. 1. Hrsg. v. K. Beier/ A. Dobritzsch. Leipzig
- F. Biermann 2000, Slawische Besiedlung zwischen Elbe, Neiße und Lubsza. (Schriften zur Archäologie der german. u. slaw. Frühgesch. 5). Bonn
- G. Billig 1989, Die Burgwardorganisation im obersächsisch-meißnischen Raum. Archäologisch-archivalisch vergleichende Untersuchungen. (Veröffentlichungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Dresden, Bd. 20). Berlin
- G. Billig 1994, Der Übergang von der Holz- zur Steinbauweise im Burgenbild von Sachsen. In: Burgenforschung aus Sachsen 3/4 (1994) S. 8-32
- K. Blaschke 1956, Zur Statistik der sächsischen Städte im 16. Jahrhundert. In: Vom Mittelalter zur Neuzeit. Hrsg. v. H. Kretzschmar. S. 133-143. Berlin
- K. Blaschke 1957, Historisches Ortsverzeichnis von Sachsen. Leipzig
- K. Blaschke 1967, Nikolaipatrozinium und städtische Frühgeschichte. In: Stadtgrundriß und Stadtentwicklung: Forschungen zur Entstehung mittelalterlicher Städte. Ausgewählte Aufsätze von Karlheinz Blaschke. Hrsg. v. P. Johanek. Köln-Wien 2001. S. 3-58. (Erstabbr. in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgesch., Kanonist. Abteil. 84, S. 273-337)
- K. Blaschke 1973, Studien zur Frühgeschichte des Städtewesens in Sachsen. In: *wie K. Blaschke 1967*, S. 83-120. (Erstabbr. in: Festschr. f. Walter Schlesinger. Hrsg. v. H. Beumann, Bd. 1. Köln-Wien 1973. S. 338-381)
- K. Blaschke 1987, Kirchenorganisation und Kirchenpatrozinien als Hilfsmittel der Stadtkernforschung. In: *wie K. Blaschke 1967*, S. 131-162. (Erstabbr. in: Stadtkernforschung. Hrsg. v. H. Jäger. Köln-Wien 1987. S. 23-57)
- K. Blaschke 1990a, Sprachliche Hilfsmittel der Stadtkernforschung. Deutsche Fachbegriffe aus der Entstehungszeit hochmittelalterlicher Städte. In: *wie K. Blaschke 1967*, S. 163-171. (Erstabbr. in: Sprache in der sozialen und kulturellen Entwicklung. Beiträge eines Kolloquiums zu Ehren von Theodor Frings (1886-1968). Berlin 1990. S. 328-336)
- K. Blaschke 1990b, Geschichte Sachsens im Mittelalter. Berlin
- K. Blaschke 2000, Städte, Straßen und Fernhandel im Mittelalter. Eine Forschungsaufgabe zur geschichtlichen Landeskunde in Sachsen. In: Leipzig, Mitteldeutschland und Europa: Festgabe für Manfred Straube und Manfred Unger zum 70. Geburtstag. Hrsg. v. H. Zwahr u. a. Beucha. S. 263-273
- L. Bönhoff 1911, Das Bistum Merseburg, seine Diözesangrenzen und seine Archidiakonate. In: NASG 32, S. 201-269
- L. Bönhoff 1913, Wo suchen wir die ältesten Kirchorte Sachsens? In: Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte 26 (1912), S. 47-124
- H. Brachmann 1968, Zur spätslawischen Zeit im Mittel-Elb-Saale-Gebiet. In: ZfA 2, S. 23-49
- H. Brachmann 1969, Die Wallburg „Der Kessel“ von Kretzschau-Groitzschen, Kr. Zeit – Vorort eines sorbischen Burgbezirkes des 9. Jahrhunderts. In: Siedlung, Burg und Stadt. Studien zu ihren Anfängen. Hrsg. v. K.-H. Otto/ J. Herrmann. (Deutsche Akad. d. Wiss. zu Berlin, Schriften d. Sektion f. Vor- u. Frühgesch. 25). S. 343-360. Berlin
- H. Brachmann 1978: Slawische Stämme an Elbe und Saale. Zu ihrer Geschichte und Kultur im 6. bis 10. Jahrhundert – auf Grund archäologischer Quellen. (Schriften z. Ur- u. Frühgesch. 32). Berlin
- H. Brachmann 1990, Zum Burgenbau salischer Zeit zwischen Harz und Elbe. In: Burgen der Salierzeit. Hrsg. v. H. Böhme. Teil 1: In den nördlichen Landschaften des Reiches. Sigmaringen. S. 97-148
- H. Brachmann 1991, Der Limes Sorabicus – Geschichte und Wirkung. In: ZfA 25, S. 177-207
- H. Brachmann 1993, Frühmittelalterliche Befestigungen in Mitteleuropa. Berlin
- H. Brachmann 2003, Magdeburg im frühen Mittelalter – Ergebnis und Defizite von zwei Jahrzehnten stadtarchäologischer Forschung. In: Aspekte der Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit. Festschrift für Walter Sage. Hrsg. v. I. Ericsson/ H. Losert. S. 74-80. Bonn

- H. Brachmann 1994: Zur Entwicklung der slawischen Keramik im Elbe-Saale-Gebiet.
In: Slawische Keramik in Mitteleuropa vom 8. bis zum 11. Jahrhundert. Kolloquium Mikulcice, 24.-26. Mai 1993. Internationale Tagungen Mikulcice. Hrsg. v. C. Stana. Bd.1. S. 93-110. Brno
- A. Büttner 2003, Neue Ausgrabungen am Leipziger Thomaskirchhof. In: Archäologie und Architektur. Das frühe Leipzig. Hrsg. v. W. Hocquél, Kulturstiftung Leipzig. S. 51-62. Beucha
- I. Campen/ F. Damminger/ A. Schumann/ R. Hempelmann/ A. Niederfeilner/ H. Svenshon/ T. Westphalen 1996, Stadtarchäologie in Leipzig. Überblick 1995-1996.
In: Archäologie aktuell im Freistaat Sachsen 4 (1996) S. 183-218
- W. Coblentz 1958, Burg Meißen und Burgward Zehren. Zur Frage der „slawischen Burgen“ in Sachsen. In: Bericht über den V. Internationalen Kongreß für Vor- und Frühgeschichte, Hamburg 1958, S. 187-194. Berlin
- W. Coblentz 1960a, Ausgrabungen auf dem Burgberg Meißen. Ein Vorbericht über die Arbeiten von 1959.
In: AuF 5, S. 89-94
- W. Coblentz 1960b, Zur Situation der archäologischen Slawenforschung in Sachsen.
In: Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder. Gießen. Hrsg. v. H. Ludat. S.1-14
- W. Coblentz 1963, Boleslaw Chrobry in Sachsen und die archäologischen Quellen. In: Slavia antiqua 10. S. 249-285
- W. Coblentz 1964, Archäologische Bemerkungen zur Herkunft der ältesten Slawen in Sachsen.
In: AFD 13, S. 296-330
- W. Coblentz 1970, Zum Wechsel der Befestigungsfunktion vom IX. bis zum XI. Jahrhundert im ostsäalischen Gebiet (am Beispiel des Meißner Landes). In: Slovenská Archeológia 18, S. 137-152
- W. Coblentz 1975, Bemerkungen zur „urbs Gana“. Ethnographisch-archäologische Zeitschrift 16. S. 423-428
- W. Coblentz/ J. Herrmann 1985, Burgen und Befestigungen. In: J. Herrmann 1985, Die Slawen in Deutschland. Die Geschichte und Kultur der slawischen Stämme westlich von Oder und Neiße vom 6. bis 12. Jahrhundert. Ein Handbuch. Hrsg. v. J. Herrmann. Neubearb. Berlin. S. 186-232
- W. Coblentz 1988, Der Burgberg Meißen, ältestes deutsches Machtzentrum im Gau Daleminzien.
In: *wie H. W. Meckelk 1988a*, S. 370-372
- K. Czok 1977, (*Rezension*) Herbert Küas: Das alte Leipzig in archäologischer Sicht.
In: Jahrbuch zur Geschichte der Stadt Leipzig. S. 231-234
- K. Czok 1978, Zur Entwicklung der Leipziger Vorstädte bis zum 18. Jahrhundert.
In: Jahrb. zur Gesch. der Stadt Leipzig 1978. S. 37-77
- K. Czok 1985, Das alte Leipzig. 2., verbess. Aufl. Leipzig
- H. Domschke/ G. Wolff 1960, Mikroskopische und chemische Untersuchungen vor- und frühgeschichtlicher Kulturschichten auf dem Matthäikirchhof in Leipzig. In: Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte Nr.4, Stadtkernforschung in Leipzig, S. 102-111. Leipzig
- P. Donat 1970, Zur Nordausbreitung der slawischen Grubenhäuser. In: ZfA 4, S. 250-269
- P. Donat 1980, Haus, Hof und Dorf in Mitteleuropa im 7. bis 12. Jahrhundert. Archäologische Beiträge zur Entwicklung und Struktur der bäuerlichen Siedlung. Berlin
- P. Donat 1993, Zehn Keller von Gebesee, Lkr. Erfurt. Studien zu hochmittelalterlichen Kelleranlagen.
In: Alt-Thüringen 27, S. 207-248
- P. Donat/ R. E. Fischer 1994, Die Anfänge slawischer Siedlungen westlich der Oder.
In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 45. S. 7-30
- R. Dunkel 1965, Weitere Ausgrabungen im Stadtkern von Taucha, Kr. Leipzig. In: AuF 10, S. 80-84
- R./ E. Dunkel 1990, Burg und Stadt Taucha im Mittelalter. In: Archäologische Stadtkernforschungen in Sachsen. Berlin (AFD, Beiheft 19). S. 25-37
- S. Dušek 1999, Slawen und Deutsche. „Unter einem Hut“. In: Ur- und Frühgeschichte Thüringens.
Hrsg. v. S. Dušek. Weimar. S. 181-195
- E. Eichler/ E. Lea/ H. Walther 1960, Die Ortsnamen des Kreises Leipzig. Halle.

(Deutsch-slawische Forschungen zur Namenskunde und Siedlungsgeschichte 8)

- E. Eichler/ H. Walther 2001, Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen, Bd. I. Hrsg. v. E. Eichler/ H. Walther. Berlin
- L. Eissmann 1970, Geologie des Bezirkes Leipzig. Eine Übersicht. *Natura regionis Lipsiensis* 1/2. Leipzig. S.1-174
- E. Engel 1995, Wege zur mittelalterlichen Stadt. In: *Burg – Burgstadt – Stadt. Zur Genese nichtagrarischer Zentren in Ostmitteleuropa*. Hrsg. v. H. Brachmann. Berlin. S. 9-26
- H. Ermisch 1890, Zur Statistik der sächsischen Städte im Jahre 1474. In: *NASG* 11, S. 145-153
- H. Ermisch 1900, Die Anfänge des sächsischen Städtewesens.
In: *Sächsische Volkskunde*. Hrsg. v. R. Wuttke. Dresden. S. 113-154
- C. Frieser 2003, *Wodurch das Kind fruchtbar an Tugend und Wissen wird* – Nachgeburtsbestattungen aus einem Bauernhaus in Deutenheim, Mittelfranken. In: *wie H. Brachmann 2003*, S. 140-145
- W. H. Fritze 1984, Die Begegnungen von deutschem und slawischem Ethnikum im Bereich der hochmittelalterlichen deutschen Ostsiedlung. In: *Siedlungsforschung. Archäologie-Geschichte-Geographie* 2, S. 187-219
- V. Geupel 1996, Zwischen Rochlitz und Wechselburg. In: *Leipzig und sein Umland. Archäologie zwischen Elster und Mulde. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland* 32. S. 208-222. Stuttgart
- R. Gläsel 1955, Die geologische Entwicklung Nordwestsachsens. 2. Aufl. Berlin
- G. Gosch 1982, Ein frühmittelalterlicher Graben in der Leiterstraße in Magdeburg. In: *AuF* 27, S. 196-200
- S. Götz 1967, Die Keramik der slawischen Siedlung Taucha „Weißes Roß“. Vergleich mit der Keramik des slawischen Burgwalls von Leipzig.
Ungedr. Diplomarbeit an der Phil. Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig
- R. Grabolle 1999, Das Gelände der Burg Rochlitz im frühen und hohen Mittelalter.
Ungedr. Jahresarbeit am Institut für Ur- und Frühgeschichte i. G. der Friedrich-Schiller-Universität Jena
- G. Graf 1999a, Die Anfänge der Stadt Leipzig anhand ihrer Patrozinien. In: *Leipziger Kalender* 1999, S. 73-96
- G. Graf 1999b, Peterskirchen in Sachsen. Ein patrozinienkundlicher Beitrag zum Land zwischen Saale und Neiße bis an den Ausgang des Hochmittelalters. Frankfurt u. a.
(Europäische Hochschulschriften, Reihe 3, Bd. 834)
- G. Graf 2000, Der Ort der Marienkapelle in Leipzig. In: *wie K. Blaschke 2000*, S. 15-21
- R. Grahnmann/ K. Pietzsch 1925, Blatt Leipzig. In: *Erläuterungen zur Geologischen Karte von Sachsen*. Hrsg. v. Finanzministerium. 2. Aufl. Leipzig
- G. Grebenstein 1953, Die Leipziger Flußbauten während der Kolonisationszeit.
Manuskript im Leipziger Institut für Vor- und Frühgeschichte (Nr. 11668)
- G. Grebenstein 1981a, Eine Untersuchung der Standorte der ersten Leipziger Weichbildzeichen.
Manuskript im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig
- G. Grebenstein 1981b, Der Leipziger Stadtgraben (Eine geohydrologische und abwasserwirtschaftliche Untersuchung). Manuskript im Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig.
- G. Grebenstein 1985, Die Leipziger Gewässer von der Jahrtausendwende bis zur Gegenwart. Redaktionell bearb. v. H.-J. Böhme/ C. Becker. (Neue Ufer 3).
Veröffentlichte, redaktionell bearb. und durch Abbildungen erweiterte Manuskripte Grebensteins.
- C. Gretschel 1835, Beiträge zur Geschichte Leipzigs. Leipzig.
- P. Grimm 1933, Zur Entwicklung der mittelalterlichen Keramik in den Harzlandschaften.
In: *Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde* 64, S. 1ff.
- P. Grimm 1954, Frühe Burgen und Städte im Saale-Mulde-Gebiet. In: *Frühe Burgen und Städte*. Berlin. (Deutsche Akad. d. Wiss. zu Berlin, Schriften d. Sektion f. Vor- u. Frühgesch. 2). S. 137-142
- P. Grimm 1958, Handbuch der vor- und frühgeschichtlichen Wall- und Wehranlagen. Teil 1: Die vor- und frühgeschichtlichen Bergwälle der Bezirke Halle und Magdeburg. (Deutsche Akad. d. Wiss. zu Berlin, Schriften d. Sektion f. Vor- u. Frühgesch. 6). Berlin

- P. Grimm 1959, Zur Entwicklung der frühmittelalterlichen Keramik in den Bezirken Halle und Magdeburg. In: *Prähist. Zeitschr.* XXXVII. Bd., Heft 1/2, S. 72-100
- P. Grimm 1960, Archäologische Beiträge zur Siedlungs- und Verfassungsgeschichte der Slawen im Elbe-Saalegebiet. In: *wie W. Coblenz 1960*, S. 15-26
- P. Grimm 1970, Zum Verhältnis von Slawen und Germanen/Deutsche im Elbe-Saale-Gebiet vom 8. bis 13. Jahrhundert. In: *Berichte über den II. Internationalen Kongreß für Slawische Archäologie Berlin* 24.-28. August 1970, Bd. I. Berlin 1970. S. 75-85
- P. Grimm 1972, Die Funde aus dem Untergrund des Naumburger Domes. In: *Die frühromanischen Vorgängerbauten des Naumburger Domes*. Hrsg. v. G. Leopold/ E. Schubert. Berlin. S. 59-66, Taf. XXIV-XXV
- P. Grimm 1990, Tilleda. Eine Königspfalz am Kyffhäuser. Teil 2: Die Vorburg und Zusammenfassung. Berlin (Schriften zur Ur- und Frühgeschichte 40)
- E. Gringmuth-Dallmer 1981, Veränderungen der ländlichen Siedlungsstruktur im Zuge der vollen Durchsetzung feudaler Produktionsverhältnisse in den Gebieten westlich von Oder und Neiße. In: *ZfA* 15, S. 243-263
- E. Gringmuth-Dallmer 1999, Altlandschaft und Altsiedelland zwischen Elbe/Saale und Oder/Neiße. In: *wie M. Hardt 1999*, S. 255-268
- E. Gringmuth-Dallmer 2000, Siedlungslandschaften, Siedlung und Wirtschaft der Westslawen zwischen Elbe und Oder. In: *Europas Mitte um 1000. Beiträge zur Geschichte, Kunst und Archäologie*. Ausstellungskatalog. Hrsg. v. A. Wiczorek/ H.-M. Hinz. Stuttgart. Bd. 1, S. 97-103
- F. Günther 1948, Die Entwicklung der Landeshoheit über Leipzig und im Leipziger Landkreise. Leipzig. (Studien zur Geschichte Leipzigs und seiner Landschaft, 1. Heft)
- C. Gurlitt 1895/1896, Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen, 17. und 18. Heft: Stadt Leipzig. Dresden
- H. Hanitzsch/ G. Mildenerger 1960, Die vorgeschichtliche Besiedlung im Bereich des Matthäikirchhofs. In: *Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte Nr. 4, Stadtkernforschung in Leipzig*, S. 45-85. Leipzig
- M. Hardt 1999, Das „slawische Dorf“ und seine kolonisationszeitliche Umformung nach schriftlichen und historisch-geographischen Quellen. In: *Siedlungsforschung. Archäologie-Geschichte-Geographie* 17. S. 269-291
- H. Helbig 1940, Untersuchungen über die Kirchenpatrozinien in Sachsen auf siedlungsgeschichtlicher Grundlage. Berlin
- H. Helbig/ W. Baumann 1968, Hinweise zur mittelalterlichen Pechgewinnung im Wermsdorfer Forst, Krs. Oschatz. In: *AuF* 13, S.100-108
- H. Helbig 1960, Die slawische Siedlung im sorbischen Gebiet. In: *wie W. Coblenz 1960*, S. 27-64
- F. H. Heller 1884, Die Handelswege Inner-Deutschlands im 16., 17. und 18. Jahrhundert und ihre Beziehungen zu Leipzig. Dresden
- R. Hempelmann 1996, Die Grabung am Messeamt. In: *Archäologie aktuell im Freistaat Sachsen* 4 (1996), S. 192-197
- W. Hensel 1967, Die Anfänge der Städte bei den Ost- und Westslawen. Bautzen
- L. Herklotz/ D. Stuchley 1987, Frühslawischer Kastenbrunnen mit Holzfunden aus Eythra, Kr. Leipzig-Land. In: *AFD* 31, S. 219-241
- J. Herrmann 1967, Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Burgenbau der slawischen Stämme westlich der Oder. In: *ZfA* 1, S. 206-258
- J. Herrmann 1960, Siedlung, Burg und Stadt. Studien zu ihren Anfängen. Berlin
- J. Herrmann 1968, Siedlung, Wirtschaft und gesellschaftliche Verhältnisse der slawischen Stämme zwischen Oder/Neiße und Elbe. Studien auf der Grundlage archäologischen Materials. Berlin
- J. Herrmann 1986, Slawen und Deutsche. In: *Welt der Slawen: Geschichte, Gesellschaft, Kultur*. Hrsg. v. J. Herrmann. Leipzig-Jena-Berlin. S. 274-288, 315-316

- J. Herrmann/ K. U. Heußner 1991, Dendrochronologie, Archäologie und Frühgeschichte vom 6. bis 12. Jh. in den Gebieten zwischen Saale, Elbe und Oder. In: AuF 36, S. 255-290
- R. Herrmann 1956, Slawische und frühdeutsche Keramik vom Schloßberg zu Döbeln. In: AFD 5, S. 363-376
- V. Herrmann 2001, Die Entwicklung von Halle (Saale) im frühen und hohen Mittelalter. Topographie und Siedlungsentwicklung im heutigen Stadtgebiet Halle (Saale) vom 7. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts aus archäologischer Sicht. Halle
- V. Herrmann/ O. Specht 2006, Die Stadt Halle – Vom karolingischen Grenzkastell zur spätmittelalterlichen Bürgerstadt. Hrsg. v. H. Meller (Kleine Hefte zur Archäologie in Sachsen-Anhalt, Heft 5). Wittenberg
- W. Heßler 1957, Mitteldeutsche Gaue des frühen und hohen Mittelalters. In: Abhandlungen der sächsischen Akad. d. Wiss. zu Leipzig, Phil.-Hist. Kl. 49/2. Berlin
- W. Heßler 1959, Gaue und Burwardhauptorte im 10. und 11. Jahrhundert. In: O. Schlüter/ O. August, Atlas des Saale- und mittleren Elbegebietes, 2., völlig Neubearb. Aufl., 1. Teil. Leipzig. Blatt 15
- E. Hoffmann 1990, Aus Leipzigs ur- und frühgeschichtlicher Zeit. Von den Anfängen bis zur Stadtentstehung. In: Neues Leipzigisches Geschichtsbuch. Hrsg. v. K. Sohl. Leipzig. S. 10-25
- J. Hoffmann 1941, Die Grabung auf dem „Fuchsberg“ bei Rötha vom Jahre 1938. In: Sachsens Vorzeit 4, 1940, S. 36-44
- V. Hoffmann 2005, Marktplätze – Mittelpunkte städtischen Lebens. In: Archäologie unter dem Straßenpflaster. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns, Bd. 39. Schwerin. S. 179f.
- Y. Hoffmann 1997, Rotbemalte Irdenware des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Sachsen. In: Forschungen zu Baugeschichte und Archäologie II. (Veröffentlichungen der Unteren Denkmalschutzbehörde Mittweida 7). S. 31-65
- Y. Hoffmann Jahr 1998, Slawische Keramik in Sachsen im 13. Jahrhundert? In: Mitteilungen des Freiburger Altertumsvereins 80. Heft (9. Heft Neue Serie). S. 112-132
- S. Hoyer 1966, Wiprecht von Groitzsch und der Beginn des Landesausbaus im Mulde-Elster-Gebiet. In: Probleme des frühen Mittelalters in archäologischer und historischer Sicht. Hrsg. v. H. A. Knorr 1966. Berlin. S. 119-129
- S. Hoyer 1990, Wirtschaft und Gesellschaft in der mittelalterlichen Stadt (1307-1485). In: *wie E. Hoffmann 1990*, S. 54-71
- F. Keutgen 1895, Untersuchungen über den Ursprung der deutschen Stadtverfassung. Leipzig
- F. Kluge 1999, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. v. Elmar Seebold, unveränderter Nachdr. d. 23., erw. Aufl. Berlin-New York
- R. Kluttig-Altman 1999, Ein Beitrag zur Stadtentwicklung Leipzig – Funde und Befunde der Ausgrabung L-23 Hainstraße 12. In: AFD 41, S. 175-245
- R. Kluttig-Altman 2004, Von der Drehscheibe bis zum Scherbenhaufen. Leipziger Keramik des 14.-18. Jahrhunderts im Spannungsfeld von Herstellung, Gebrauch und Entsorgung. Ungedr. Inaugural-Dissertation an der Universität Bamberg
- H. Knorr 1937, Die slawische Keramik zwischen Elbe und Oder. Leipzig
- H. Knorr 1939, Die Dornburg an der Elbe. Ausgrabung einer mittelalterlichen Burg. In: Sachsen und Anhalt (Jahrbuch der Landesgeschichte), Bd. 15, S. 9-87. Magdeburg
- M. Kobuch 1989, Reichsland Pleißen und wettinische Territorien in der Blütezeit des Feudalismus (1156-1307), 1. Landesausbau, Stadtentstehung und Kirchenorganisation bis 1197. In: Geschichte Sachsens. Hrsg. v. K. Czok, Weimar, S. 105-173
- S. Koch 2004, Ergebnisse der Archäologie. In: Leipzig im Mittelalter. Befunde um 1300. Hrsg. v. Leipziger Geschichtsverein. Beucha. S. 7-26
- K. Koppmann 1903, Zur älteren Verfassungsgeschichte der Stadt Leipzig. In: NASG 24. S. 307-323
- R. Kötzschke 1917, Leipzig in der Geschichte der ostdeutschen Kolonisation. In: Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, Bd. 11, S. 1-32. Leipzig (*Unveränd. Neudr. in: Deutsche und Slawen im mitteldeutschen Osten. Ausgewählte Aufsätze. Hrsg. v. W. Schlesinger. Darmstadt 1961*)

- R. Kötzschke 1927, Die Frühzeit deutscher Kultur auf Leipziger Heimatboden.
In: Heimatgeschichte für Leipzig und den Leipziger Kreis. Hrsg. v. K. Reumuth. Leipzig. S. 49-122
(Unveränd. Neudr. in: *Leipziger Land 1*. Hrsg. v. L. Heydick/ U. Schirmer. Beucha 1998. S. 26-73)
- R. Kötzschke/ M. Röbiger 1936, Leipzig – Stadt und Land: Werden und Wachsen ihrer geschichtlichen
Verbundenheit. In: Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 19. S. 3-22
- R. Kötzschke/ W. Ebert 1937, Geschichte der ostdeutschen Kolonisation. Leipzig
- J. Kretzschmar 1905, Die Entstehung von Stadt und Stadtrecht in den Gebieten zwischen der mittleren Saale und
der Lausitzer Neiße. In: Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte 75. Breslau
- J. Kretzschmar 1935, Zur frühesten Geschichte Leipzigs. Die Fleischergasse. In: Leipziger Beobachter,
12. Jahrg., H. 24 (Sept. 1935), S. 323-325
- J. Kretzschmar 1937/1938, Die Leipziger Keramik im Zeitalter der Ostkolonisation und ihre Beziehungen zum
deutschen Mutterland. In: Sachsens Vorzeit 1 (1937), S. 146-168
- J. Kretzschmar 1939, Leipziger Töpferkunst in frühgotischer Zeit. In: Leipziger Jahrbuch 1939, S. 152. Leipzig
- J. Kretzschmar 1940, Münzdatierte Gefäße aus dem nordwestlichen Sachsen. In: Sachsens Vorzeit 3 (1941),
S. 89-96
- J. Kretzschmar 1942, Frühdeutsche Tonware des 10.-12. Jahrhunderts n. Z. im nordwestlichen Sachsen.
In: Sachsens Vorzeit 5 (1941), S. 98-109
- J. Kretzschmar 1943, Neuentdeckter Alt-Leipziger Friedhof. In: Leipziger Neueste Nachrichten, Nr. 143
(23.5.1943), S. 5 [Rollfilm im Leipziger Stadtarchiv]
- E. Kroker 1916, Leipzigs Gründungsurkunden. In: NASG 37. S. 117-134
- E. Kroker 1925, Handelsgeschichte der Stadt Leipzig. Leipzig. (Beiträge zur Stadtgeschichte VII)
- B. Krüger 1962, Die Kietzsiedlungen im nördlichen Mitteleuropa. Beiträge der Archäologie zu ihrer
Altersbestimmung und Wesensdeutung. Berlin
- B. Krüger 1967, Dessau-Mosigkau. Ein frühslawischer Siedlungsplatz im mittleren Elbegebiet. Berlin
- H. Küas/ L. Langhammer 1960, Bericht über die Ausgrabungen auf dem Matthäikirchhof (1950-1956).
In: Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte Nr. 4: Stadtkernforschung in Leipzig, S. 20-44. Leipzig
- H. Küas 1960a, Die romanische Stadtkirche zu Taucha auf einem älteren Gräberfeld. In: AFD 9, S. 17-21
- H. Küas 1960b, Spuren mittelalterlicher Landwirtschaft in Leipzig. In: AFD 9, S. 22-58
- H. Küas 1960c, Architektur und Keramik in der St. Kilianskirche zu (Bad) Lausick. In: AuF 5, S. 102-108
- H. Küas 1963, Ein Verteidigungsgraben an der Ostflanke der ältesten Leipziger Burg. In: AuF 8,
S.109-113, Taf. 1-20
- H. Küas 1966a, Mittelalterliche Keramik und andere Funde von Ranstädter Steinweg und Pleißenmühlgraben zu
Leipzig. Ein Beitrag zur 800-Jahr-Feier der Stadt Leipzig. In: AFD 14/15, S. 347-519
- H. Küas 1966b, Archäologische Beiträge zur Leipziger Stadtkernforschung. In: Probleme des frühen Mittelalters
in archäologischer und historischer Sicht.. Hrsg. v. H. A. Knorr 1966. Berlin. S. 101-111
- H. Küas 1968, Hausfundamente und Keramik des Mittelalters in der Neustadt zu Taucha, Kreis Leipzig.
In: AFD 18, S. 435-474
- H. Küas 1971, Ein Pferdestall des 12. Jahrhunderts am Leipziger Brühl. In: AuF 16, S. 99-104
- H. Küas 1972, Mittelalterlicher Holzbrunnen im Leipziger Gerberviertel. In: AuF 17, S. 89-92
- H. Küas 1973, Wehrtürme und Wohntürme auf ausgegrabenen deutschen Burgen zu Leipzig, Meißen und
Groitzsch. In: Sächsische Heimatblätter, 19. Jahrg., Heft 4, S. 145-155
- H. Küas 1976a, Das alte Leipzig in archäologischer Sicht. (Veröffentlichungen des Landesmuseums für
Vorgeschichte Dresden, Bd. 14). Berlin
- H. Küas 1976b, Die Leipziger Burg des 10. Jahrhunderts. In: AFD 20/21, S. 299-332
- W. Lampe 1966, Die archäologischen Grundlagen der Entstehung Merseburgs.
Wissenschaftliche Beiträge der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1966/25 (L 1). Halle/Saale

- D. Lange 2001, Slawische Besiedlung nordwestlich von Leipzig. Dargestellt anhand der Grabungen in Delitzsch, Lissa und Glesien. Ungedr. Inaugural-Dissertation der Universität Bamberg
- D. Lange 2003, Frühmittelalter in Nordwestsachsen: Siedlungsgrabungen in Delitzsch, Lissa und Glesien. (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Bd. 40). Dresden
- W. Lange 1925, Der mystische Abgrund. In: Festschrift zur Eröffnung der Untergrundmessehalle Markt in Leipzig. Leipzig. S. 24-26
- L. Langhammer 1956, Die Ausgrabungen am Matthäikirchhof in Leipzig. In: AuF 1, S. 88-91
- L. Langhammer 1957, Die mittelalterliche Keramik im Bereich des Matthäikirchhofes in Leipzig als Zeugnis der Besiedlungsfolge um die Jahrtausendwende. Phil. Dissertation Leipzig. Manuskript
- L. Langhammer 1960, Die Keramik des 9.-12. Jahrhunderts im Gelände der Burg Leipzig. In: Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte Nr. 4, Stadtkernforschung in Leipzig. Leipzig. S. 88-101
- L. Langhammer 1961, Die Keramik des 9.-12. Jahrhunderts im Gelände der Burg Leipzig. In: *wie W. Coblenz 1958*, S. 492-498
- E. Lehmann 1964, Die Lage Leipzigs und des Leipziger Landes. In: Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Deutschen Instituts für Länderkunde. Neue Folge 21/22, S. 5-18. Leipzig
- E.-H. Lemper 1954, Die Thomaskirche zu Leipzig. Die Kirche Johann Sebastian Bachs als Denkmal deutscher Baukunst. Leipzig
- H. Lippelt 1973, Thietmar von Merseburg. Reichsbischof und Chronist. Köln-Wien. (Mitteldeutsche Forschungen 72)
- H. Losert 1993a, Die früh- bis hochmittelalterliche Keramik in Oberfranken. 2 Bde. Köln. (ZfA, Beiheft 8)
- H. Losert 1993b, Die slawische Besiedlung Nordostbayerns aus archäologischer Sicht. In: Vorträge des 11. Niederbayerischen Archäologentages. Hrsg. v. K. Schmotz. Deggendorf. S. 207-270
- C. Lübke 1985, Regesten zur Geschichte der Slaven an Elbe und Oder (vom Jahr 900 an). Teil 2. Berlin. Teil 1-5 (1984-1988)
- C. Lübke 2000, Die Burg Meißen. In: *wie E. Gringmuth-Dallmer 2000*, S. 701-702
- C. Lübke 2001, Die Erweiterung des östlichen Horizonts: Der Eintritt der Slaven in die europäische Geschichte im 10. Jahrhundert. In: Ottonische Neuanfänge. Symposium zur Ausstellung „Otto der Große, Magdeburg und Europa“. Hrsg. v. B. Schneidmüller/ S. Weinfurter. Mainz. S. 113-126
- R. Lübke 1994, Leipzigs Wassermühlen. In: Wasserspiele. Von den Nutzbarkeiten der Leipziger Gewässer. Hrsg. v. Stadtgeschichtlichen Museum Leipzig. S. 33-42
- H. Magirius 1989, Die Stadtpfarrkirchen St. Thomas und St. Nikolai – ihre Vorgängerbauten im hohen Mittelalter. In: „... die ganze Welt im Kleinen ...“, Kunst und Kunstgeschichte in Leipzig. Hrsg. v. E. Ullmann. Leipzig, S. 12-33
- H. Magirius 1994, Kathedrale, Stiftskirche, Klosterkirche, Burgkapelle, Stadtkirche und Dorfkirche. Zu Typologie und Stil der romanischen Steinkirchen in Obersachsen. In: Frühe Kirchen in Sachsen. Ergebnisse archäologischer und baugeschichtlicher Untersuchungen. (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte Dresden, Bd. 23). Stuttgart, S. 64-91
- H. Magirius u. a. 1995, Stadt Leipzig. Die Sakralbauten, I. Hrsg. v. Landesamt für Denkmalpflege Sachsen. München-Berlin
- H. W. Mechelk 1966, Vorbericht zur Grabung 1965 in Magdeborn, Kr. Leipzig. In: AuF 11, S. 96-100
- H. W. Mechelk 1970, Stadtkernforschung in Dresden. Berlin
- H. W. Mechelk 1981, Zur Frühgeschichte der Stadt Dresden und zur Herausbildung einer spätmittelalterlichen Keramikproduktion im Sächsischen Elbgebiet aufgrund archäologischer Befunde. (Forschungen zur ältesten Entwicklung Dresdens 5). Berlin
- H. W. Mechelk 1988a, Die slawische Wallanlage „Fuchsberg“ bei Rötha im Kreis Borna. In: Archäologische Feldforschungen in Sachsen. (AFD, Beiheft 18). Berlin. S. 334-337
- H. W. Mechelk 1988b, Der „Malberg“ – eine slawische Wallanlage in der Göselau. In: *wie H. W. Mechelk 1988a*, S. 349-351

- H. W. Mechelk 1997, Magdeborn – Medeburu. Ein zusammenfassender Grabungsbericht. In: AFD 39, S. 13-66
- H. Michel/ G. Schering 1953, Fachkunde für Keramiker. Leipzig
- G. Mildenerger 1951a, Untersuchungen im Stadtkern von Leipzig. Germania 29, S. 171
- G. Mildenerger 1951b, Zur Herstellung der mittelalterlichen Kugeltöpfe. In: Germania 29, S. 63-66
- G. Mildenerger 1954, Die mittelalterlichen Bodenfunde im Bereich der Leipziger Altstadt.
In: *wie Grimm 1954*, S. 143-148
- G. Mildenerger 1956, Untersuchungen in Rötha-Gaschwitz. In: AFD 5, S. 377-390
- G. Mildenerger 1957, Archäologisches zur slawischen Landnahme in Mitteldeutschland. In: Leipziger Studien. Theodor Frings zum 70. Geburtstag. (Deutsch-slawische Forschungen zur Namenskunde und Siedlungsgeschichte 5). Halle. S. 1-19
- G. Mildenerger 1959, Mitteldeutschlands Ur- und Frühgeschichte. Leipzig
- A. Mirtschin 1961, Slawische Funde auf dem Schloßberg von Strehla. In: AFD 9, S. 7-16
- R. Moschkau 1919, Beziehungen zwischen Form und Technik des vorgeschichtlichen, insbesondere slawischen Wellenornaments. In: Mannus 9, S. 196-215
- R. Moschkau 1958, Kleinfunde des hohen Mittelalters im Leipziger Land. In: AuF 3, S. 39-43
- R. Moschkau 1961, Mittelalterliche Keramik aus Markranstädt, Lkr. Leipzig. In: AuF 6, S. 91-97
- R. Moschkau 1962/1963, Beispiele ungewöhnlicher Musterung slawischer Keramik aus Nordwestsachsen.
In: Alt-Thüringen 6, S. 514-522
- R. Moschkau 1966, Hermundurische Keramik vom Altstadtboden Leipzigs und antike Neufunde aus Stadtnähe.
In: AFD 14/15, S.149-158
- R. Moschkau 1967, Ein mittelalterlicher Grapen mit Menschenhaar vom Matthäikirchhof in Leipzig.
In: AuF 12, S. 107-110
- O. Mothes 1872, Die Elsterniederung in der sogenannten vorhistorischen Zeit.
In: Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, Bd. 1. S. 219-238. Leipzig
- E. Müller 1929, Das älteste Leipziger Bierverzeichnis von 1635. Eine Quelle zur mittelalterlichen Stadtgeschichte. In: Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, Bd. 14, S. 52-77. Leipzig
- E. Müller 1931, Die Häusernamen von Alt-Leipzig vom 15.-20. Jahrhundert mit Quellenbelegen und geschichtlichen Erläuterungen. Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs, Bd. 15. Leipzig
- E. Müller 1941, Leipzig, Stadtkreis. In: Deutsches Städtebuch. Hrsg. v. E. Keyser, Bd. II: Mitteldeutschland. Stuttgart-Berlin. S. 120-129
- E. Müller 1952, Die Rannische Vorstadt in ihrer älteren geschichtlichen Entwicklung.
In: Aus Geschichte und Neuaufbau der ehemaligen Rannischen Vorstadt Leipzigs.
(Leipziger Stadtgeschichtliche Forschungen, Heft 1). Leipzig. S. 9-18
- E. Müller 1953, Forschungsergebnisse zur Topographie und Verfassungsgeschichte des ältesten Leipzig auf Grund der Interpretation der Schoßbücher des 16. Jahrhunderts. In: Forschungen aus mitteldeutschen Archiven, Nr. 3 der Schriftenreihe der Staatlichen Archivverwaltung, S. 235-254. Berlin
- E. Müller 1955, Stadtbild, Topographie und Bevölkerung Leipzigs im Mittelalter. In: Leipziger Bautradition. (Leipziger Stadtgeschichtliche Forschungen Heft 4). S. 9-24. Leipzig
- E. Müller 1957, Die Ausdehnung des Gaus Chutici und seine spätere Entwicklung.
In: *wie G. Mildenerger 1957*, S. 181-191
- E. Müller 1958, Die ältere Topographie Leipzigs mit Markt und Rathaus als Stadtmittelpunkt.
In: Das Alte Rathaus zu Leipzig. Hrsg. v. H. Fübler/ H. Wichmann. Berlin, S. 7-13
- E. Müller 1997, Häuserbuch zum Nienborgschen Atlas. In: *H. A. Nienborg 1997*
- M. Näbe 1913, Wendische und frühgeschichtliche Funde im Gebiet der Altstadt Leipzig.
In: Leipziger Kalender, 10. Jahrg., S. 267-272. Leipzig
- M. Näbe 1914, Vor- und frühgeschichtliche Altertumsfunde in Leipzig und Umgebung.
In: Leipziger Kalender, 11. Jahrg., S. 263 ff. Leipzig

- M. Näbe 1918, Die Bodenstempel auf wendischen und frühdeutschen Gefäßen des 9.-14. nachchristlichen Jahrhunderts. In: Mannus X, S. 71-88
- M. Näbe o. J., Wendische und frühdeutsche Funde aus Westsachsen. Nachgelassenes Manuskript. (Bibliothek des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig/ Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Leipzig)
- H. Naumann 1964, Namengebung und Archäologie in Nordwestsachsen. In: AFD 13, S. 264-284
- G. Neumann 1960, Der Burgwall auf dem Johannisberge bei Jena-Lobeda. In: AuF 5, S. 237-244
- E. Nickel 1964, Der „Alte Markt“ in Magdeburg. Ergebnisse der archäologischen Stadtkernforschung in Magdeburg. Teil 2. Berlin
- E. Nickel 1973, Magdeburg in karolingisch-ottonischer Zeit. In: ZfA 7, S. 102-142
- C. Niedner 1952, Das Patrozinium der Augustiner-Chorherren-Stiftskirche St. Thomas zu Leipzig. (Leipziger Stadtgeschichtliche Forschungen, Heft 2)
- L. Oberhofer 1955, Studien zur slawischen Keramik von Leipzig (unter besonderer Berücksichtigung der Funde von den Stadtkerngrabungen). Ungedr. Leipzig. (Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Leipzig)
- G. Oettel 1987, Die spätslawische Pechsiederei und Grubenköhlerei im Wermisdorfer Forst, Kr. Oschatz. In: AFD 31, S. 283-324
- J. Oexle 1994, Archäologie in Leipzig – ein Überblick. In: Leipziger Blätter 24/94, S. 92-95
- H. Patze 1956, Zur Kritik zweier Stadtrechtsurkunden (I. Leipzig 1156-1170, II. Eisenach 1283). In: Blätter für deutsche Landesgeschichte 92, S.142-161
- P. Platen 1960, Leipzigs Landschaft und Lage. In: Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte Nr. 4, Stadtkernforschung in Leipzig, S. 7-19. Leipzig
- J. M. Piskorski 1991, Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters in der Entwicklung des östlichen Mitteleuropa. In: Jahrbuch f. d. Gesch. Mittel- und Ostdeutschl. 40, S. 27-84
- K. F. v. Posern-Klett 1868, Vorbericht. In: *CDS II* 8, S. VII-XXXII
- W. Radig 1934, Die Burgwälle im Leipziger Land. In: Die Fundpflege 2 (*Beilage der Mitteldeutschen Blätter für Volkskunde* 9), S. 9-12
- W. Radig 1954, Burgenarchäologie und Landesgeschichte – Ein Beitrag zur Burgenkunde und Städtetopographie Sachsens. In: *wie P. Grimm 1954*, S. 198-212
- H. Rempel 1954, Zur frühdeutschen Keramik des Landes Thüringen. In: *wie P. Grimm 1954*, S. 131-136
- H. Rempel 1959a, Die frühdeutsche Keramik in Thüringen. In: *Prähistorische Zeitschrift* 37, S. 101-124
- H. Rempel 1959b, Die sorbische Keramik in Thüringen. In: *Prähistorische Zeitschrift* 37, S. 175-186
- H. Rempel 1966, Reihengräberfriedhöfe des 8. bis 11. Jahrhunderts aus Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen. Berlin. (Deutsche Akad. d. Wiss. zu Berlin, Schriften d. Sektion f. Vor- u. Frühgesch. 20)
- F. Reppin 1872, Bemerkungen über die alte Bodengestaltung Leipzigs. In: *Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs*, Bd. 1., S. 63-69. Leipzig
- U. Reuter 1993, Wichtige Neufunde der Jahre 1980-1990 aus den Regierungsbezirken Chemnitz, Dresden und Leipzig. In: AFD 36, S. 257-407
- D. Scheidemantel 2003, Zur wechselvollen Geschichte des Leipziger Thomaskirchhofes. In: AFD 45, S. 341-382
- W. Schlesinger 1941, Die Entstehung der Landesherrschaft. Untersuchungen vorwiegend nach mitteldeutschen Quellen. 1. Teil. Dresden (*Sächsische Forschungen zur Geschichte* 1)
- W. Schlesinger 1971, Die mittelalterliche Ostsiedlung im Herrschaftsraum der Wettiner und Askanier. In: *Deutsche Ostsiedlung im Mittelalter und der Neuzeit*. Köln-Wien. (Studien zum Deutschtum im Osten 8). S. 44-64
- W. Schlesinger 1975, Flemmingen und Kühnen. Zur Siedlungsform niederländischer Siedlungen des 12. Jahrhunderts im mitteldeutschen Osten. In: *Vorträge und Forschungen* 18. S. 263-309
- W. Schlesinger 1983, Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter. (Mitteldeutsche Forschungen 27, Bd. I). Köln-Wien

- A. Schmid-Hecklau 2000, Die archäologischen Untersuchungen auf der Burg Meißen.
In: *wie E. Gringmuth-Dallmer 2000*, S. 703-706
- A. Schmid-Hecklau 2001, Keramik vom Burgberg Meißen. In: *Ottonische Keramik. Waren und Formen des 10. Jahrhunderts aus Nord-, Ost- und Mitteldeutschland, Pommern, Schlesien und Böhmen.*
Workshop 18.-19. Juni 2001 am GWZO in Leipzig. Ungedr. Reader. Beitrag Nr. 18
- A. Schmid-Hecklau 2003, Archäologische Studien zu den Kontakten zwischen dem Markengebiet und Böhmen im 10. und 11. Jahrhundert. In: *AFD 45*, S. 231-261
- A. Schmid-Hecklau 2004, Die archäologischen Ausgrabungen auf dem Burgberg in Meißen.
Die Grabungen 1959-1963. Dresden
- E. Schmidt-Thielbeer/ H. Bartels 1982, Slawische Siedlungen mit eingetieften Häusern bei Micheln, Kr. Köthen.
In: *AuF 27*, S. 187-189
- P. Schmidt-Thomé 1986, Hölzernes Tischgeschirr des 13. Jahrhunderts. In: *wie Jan M. Baart 1986*, S. 129-158
- G. Schmitt/ T. Westphalen 1994, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Keramik aus Leipzig.
In: *Archäologie aktuell im Freistaat Sachsen 2 (1994)* S. 143-147
- W. Schneider 1995, Leipzig. Streifzüge durch die Kulturgeschichte. Leipzig
- B. Schneidmüller 2000, Ottonen – Heinriche – Liudolfinger. Ein Herrschergeschlecht aus Sachsen.
In: *wie E. Gringmuth-Dallmer 2000*, S. 676-688
- R. von Schnurbein 2000, Die slawischen Grabfunde in Sachsen.
Ungedr. Dissertation an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel
- U. Schoknecht 1975, Zum Problem der Gruben in slawischen Siedlungen.
In: *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift 16*, S. 475-490
- G. E. Schrage 1999, Zur Siedlungspolitik der Ottonen. Untersuchungen zur Integration der Gebiete östlich der Saale im 10. Jahrhundert. In: *Blätter für deutsche Landesgeschichte Bd. 135/1999*, S. 189-268
- H. Schulze 1982, Der Anteil der Slawen an der mittelalterlichen Siedlung nach deutschem Recht in Ostmitteleuropa. In: *Zeitschr. f. Ostforschung 31*, S. 321-336
- A. Schwarz 2003, Bauarchäologische Beobachtungen am Alten Rathaus zu Leipzig.
In: *wie A. Büttner 2003*, S. 99-117
- J. Šebánek 1967, Zum Leipziger Stadtbrief. In: *Jahrbuch für Regionalgeschichte 2*, S. 175-185
- I. Spazier 1995, Spätslawische Siedlungsbefunde. In: *Archäologie in Berlin und Brandenburg 1993-1994*, S. 159-160
- R. Spehr 1994, Christianisierung und früheste Kirchenorganisation in der Mark Meißen. Ein Versuch. In: *Frühe Kirchen in Sachsen. Ergebnisse archäologischer und baugeschichtlicher Untersuchungen. (Veröffentlichungen des Landesamtes für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte Dresden, Bd. 23).* Stuttgart, S. 8-63
- W. Stams 1999, Die Druckausgabe des „Nienborgschen Atlas“ von Leipzig.
In: *Leipziger Kalender 1999*. S. 109-145
- H. Steinführer 2000, Leipziger Bürgerurkunden des späten Mittelalters. In: *wie K. Blaschke 2000*, S. 23-33
- K. W. Struve 1979, Die Burgen der Slawen in ihrem nordwestlichen Siedlungsraum. In: *Burgen aus Holz und Stein. Burgenkundliches Kolloquium in Basel 1977.* Olten. S. 121-138
- K. Szech 1994, Archäologische Befunde zur Entsorgung im mittelalterlichen Leipzig.
In: *wie R. Lübke 1994*, S. 19-26
- K. Szech/ T. Westphalen 1994, Stadtkernarchäologie in Leipzig.
In: *Archäologie aktuell im Freistaat Sachsen 2 (1994)* S. 95-106
- W. Timpel 1983, Eine slawisch-deutsche Siedlung im Stadtgebiet von Weimar. In: *Alt-Thüringen 18*, S. 139-175
- W. Timpel 1990, Mittelalterliche Keramik im westlichen Thüringen. 8.-12. Jahrhundert.
II: Katalog und Tafeln. Weimarer Monographien zur Ur- und Frühgeschichte, Bd.24. Weimar
- W. Timpel 1995, Die früh- und hochmittelalterliche Keramik im westlichen Thüringen (8.-12. Jh.).
Weimarer Monographien zur Ur- u. Frühgeschichte, Bd. 33. Stuttgart

- W. Timpel 1996, Untersuchungen zur Entwicklung und Funktion mittelalterlicher Grubenhäuser in bäuerlichen und städtischen Siedlungen Thüringens. In: Hausbau und Raumstruktur früher Städte in Ostmitteleuropa. (Památky Archeologické, Beiheft 6). Prag. S. 72-86
- S. Ulrich-Boechsler 1990, Von Traufkindern, unschuldigen Kindern, Schwangeren und Wöchnerinnen. Anthropologische Befunde zu Ausgrabungen im Kanton Bern. In: Festschrift H. R. Stampfli. Basel. 309-318
- M. Unger 1964, Der Stadtbrief und der Bürgeraufstand 1215/16 (Gesichtspunkte). In: Arbeitsberichte zur Geschichte der Stadt Leipzig, Nr. 6, S. 2-22
- M. Unger 1982, Die Herausbildung des meißnisch-sächsischen Territorialkomplexes und seiner sozialökonomischer Grundlagen, 10. bis 15. Jahrhundert. In: Sächsische Heimatblätter 28. S. 207-220
- M. Unger 1990, Stadtgemeinde und Bürgerkämpfe (um 1165-1307). In: *wie E. Hoffmann 1990*, S. 26-53
- M. Unger 2000, „Mit leidenschaftlichem Ernst“. Herbert Küas zum hundertsten Geburtstag. In: Leipziger Blätter 37. S. 9-11
- M. Unger 2003, Herbert Küas – Archäologe und Kunsthistoriker. In: *wie A. Büttner 2003*, S. 7-42
- H.-J. Vogt 1968a, Zur Kenntnis der materiellen Kultur der Sorben im Elster-Pleiß-Gebiet. In: ZfA 2. Berlin. S. 1-15
- H.-J. Vogt 1968b, Mittelalterliche Funde aus der Gemarkung Kohren-Sahlis, Kr. Geithain. In: AFD 18, S. 389-433
- H.-J. Vogt 1971, Frühslawische Bodenfunde aus Westsachsen. In: AFD 19, S. 177-192
- H.-J. Vogt 1983, Der frühmittelalterliche Burgwall von Altengroitzsch, Ortsteil von Groitzsch, Kr. Borna. In: AFD 26, S. 117-138
- H.-J. Vogt 1987, Die Wiprechtsburg in Groitzsch. Eine mittelalterliche Befestigung in Westsachsen. (Veröffentlichungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Dresden Bd. 18). Berlin
- H.-J. Vogt 1988a, Eine frühmittelalterliche Befestigung in Altengroitzsch, OT. Von Groitzsch, Kr. Borna. In: *wie H. W. Mechelk 1988a*, S. 343-348
- H.-J. Vogt 1988b, Ein Keramikfund aus dem 12. Jahrhundert im Stadtgebiet von Markranstädt, Kr. Leipzig. In: *wie H. W. Mechelk 1988a*, S. 437-438
- H.-J. Vogt 1988c, Stadtkernforschung in Leipzig. In: *wie H. W. Mechelk 1988a*, S. 494-498
- H.-J. Vogt 1990, Stand und Aufgaben der archäologischen Stadtkernforschung in Sachsen. In: Archäologische Stadtkernforschungen in Sachsen. Berlin (AFD, Beiheft 19). S. 7-23
- T. Vogtherr 2003, Über den Nutzen der Schriftquellen für den Archäologen. Der Bericht der Pegauer Annalen über Leipzig in den Jahren 1215-1218. In: *wie A. Büttner 2003*, S. 63-72
- H. Walther 1956, Siedlungsentwicklung und Ortsnamensgebung östlich der Saale in Zuge der deutschen Ostexpansion und Ostsiedlung. In: Zur Namenskunde und Siedlungsgeschichte Sachsens und Thüringens. Ausgewählte Beiträge 1953-1991. Leipzig 1993. S. 229-241 (Erstadr. in: Vom Mittelalter zur Neuzeit. Hrsg. v. H. Kretzschmar. Berlin 1956. S. 77-89)
- H. Walther 1959, Hochmittelalterliche Siedlungsnamen und Siedlungsformen im Leipziger Land. In: Zur Namenskunde und Siedlungsgeschichte Sachsens und Thüringens. Ausgewählte Beiträge 1953-1991. Leipzig 1993. S. 359-368 (Erstadr. in: Wiss. Zs. d. Karl-Marx-Universität Leipzig 8 (1958/59), S. 669-680)
- H. Walther 1989, Landnahme und Stammesbildung der Sorben (um 600 bis 929); Die Grafschaft Meißen (929-1156). In: Geschichte Sachsens. Hrsg. v. K. Czok, Weimar, S. 59-104
- T. Westphalen 1995, Stadtarchäologie in Leipzig – Die Grabungen im Nordwesten des mittelalterlichen Stadtkerns. In: AFD 37, S. 163-176
- T. Westphalen 1996a, Frühes und hohes Mittelalter. In: Leipzig und sein Umland. Archäologie zwischen Elster und Mulde. Bearb. v. Landeamt für Archäologie mit Landesmuseum für Vorgeschichte, Dresden. Stuttgart (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 32). S. 99-106
- T. Westphalen 1996b, Leipzig. Der Stadtkern. In: *wie T. Westphalen 1996a*, S. 115-124
- T. Westphalen 1997, Entwicklung und Perspektive – Stadtkernarchäologie in Leipzig. In: Archäologie aktuell im Freistaat Sachsen 5 (1997) S. 28-35

- T. Westphalen 2000, Deutsche und Slawen in Sachsen und Sachsen-Anhalt. In: *wie E. Gringmuth-Dallmer 2000*, S. 732-733
- T. Westphalen 2003, Die frühen Burgen Leipzigs. In: *wie A. Büttner 2003*, S. 43-50
- H. Wichmann 1958, Die ältesten Rathäuser von Leipzig. In: *Das Alte Rathaus zu Leipzig*. Hrsg. v. H. Füßler/ H. Wichmann. Berlin, S. 14-22
- F. Winkler 1990, Neue archäologische Beobachtungen zur Leipziger Stadtkernforschung. In: *Archäologische Stadtkernforschungen in Sachsen*. Berlin (AFD, Beiheft 19). S. 39-53
- F. Winkler 1993a, Die Anfänge der Stadt Leipzig. In: *Argos 1/93*, S. 105-109
- F. Winkler 1993b, „Urbs Libzi“, nahe der Elster, zwischen Pleiße und Parthe. In: *Argos 2/93*, S. 112-115
- F. Winkler 1993c, Wo stand Leipzigs älteste Kirche? In: *Argos 3/93*, S. 134-137
- F. Winkler 1994a, Das archäologische Leipzig. In: *Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz e.V. 1. Dresden*. S. 7-10
- F. Winkler 1994b, Frühe Siedlungen am Leipziger Gewässerknoten. In: *wie R. Lübke 1994*, S. 1-10
- F. Winkler 1998, Leipzigs Anfänge: Bekanntes – Neues – offene Fragen. (Leipziger Hefte 12). Beucha
- G. Wustmann 1905, *Geschichte der Stadt Leipzig*. Bd. 1. Leipzig
- H. Wuttke 1872, *Geschichte Leipzigs bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts*. In: *Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs*, Bd. 1., S. 98-218. Leipzig
- Z. Váňa 1958, *Mísy v západoslovanské keramice*. (Die Schüsseln in der westslawischen Keramik). In: *Památky Archeologické 49*, S. 185-247
- H. Zeißler 1964, Mollusken aus einem Verteidigungsgraben der ältesten Leipziger Burg. In: *AuF 9*, S. 106-109

Konkordanz der Grabungsflächen

GA 0	Humboldtstr. 9/ 11	L-47
GA 1	Große Fleischergasse 15/ 17	L-10
GA 2	Hainstr. 1, (Kleine Fleischergasse 2)	L-01, Schnitt 1
GA 3	Hainstr. 3, (Kleine Fleischergasse 8)	L-01, Schnitt 2
GA 4	Hainstraße 5/ 7	L-35
GA 5	Hainstr. 4	L-46, Schnitt 1
GA 6	Hainstr. 6/ 8	L-44, Schnitt 2, Schnitt 4; L-46, Schnitt 2, Schnitt 3
GA 7	Hainstr. 6/ 8	L-44, Schnitt 3
GA 8	Hainstr. 6/ 8	L-43; L-44, Schnitt 1; L-48
GA 9	Hainstr. 10	L-42

Katalog der Ausgrabungen

L-01: Hainstraße 1/ 3 (Barthels Hof/ Webers Hof) siehe unter GA 2 (Schnitt 1) und GA 3 (Schnitt 2)

Dauer: vom 30.3.1993 bis 28.2.1994; Leitung: Thomas Westphalen (Schnitt 1) und Karin Sczech (Schnitt 2)

Dok.: Zeichnungen, Fotos; Material: ab dem 11. Jh.; Lit.: T. Westphalen 1995

L-10: Große Fleischergasse 15/ 17 siehe unter GA 1

Dauer: 1.12.1993 - 31.1.1994; Leitung: Thomas Westphalen

Dok.: Zeichnungen, Fotos; Material: ab dem 10. Jh.; Lit.: T. Westphalen 1995

L-35: Hainstraße 5/ 7 siehe unter GA 4

Dauer: ab 1.6.1996 Baggern, 12.7.1996 - 6.9.1996; Leitung: Andre Schumann (Baggerarbeiten), Thomas Staudt

Dok.: Zeichnungen, Fotos, Grabungsbericht; Material: ab dem 11. Jh.

L-42: Hainstraße 10 siehe unter GA 9

Dauer: ab 23.9. Baggerarbeiten, in der Woche des 15.11.1996 letzte Abschlussarbeiten; Leitung: Thomas Staudt

Dok.: Zeichnungen, Fotos; Material: ab dem 12. Jh.

L-43 (zunächst unter „L-42II“ geführt): Hainstraße 6/ 8/ 10 siehe unter GA 8

Dauer: vom 15.11.1996 bis 22.11.1996; Leitung: Thomas Staudt

Dok.: Zeichnungen¹, Fotos, eine Seite Abschlussbericht; Material: ab dem 12. Jh.

L-44: Hainstraße 4/ 6/ 8 siehe unter GA 6 (Schnitt 2 und 4), GA 7 (Schnitt 3) und GA 8 (Schnitt 1)

Dauer: 2.12.1996 bis 15.5.1997; Leitung: Sigrid Haas-Campen (südl. Bereich), Thomas Staudt (nördl. Bereich)

Dok.: Zeichnungen, Fotos; Material ab dem 12. Jh.

L-46: Hainstraße 4 siehe unter GA 5 (Schnitt 1) und GA 6 (Schnitt 2 und 3)

Dauer: 27.1.1997 - 27.3.1997; Leitung: Sigrid Haas-Campen

Dok.: Zeichnungen, Fotos²; Material: ab dem 12. Jh.

L-47: Humboldtstraße 9/11 siehe unter GA 0

Dauer: 5.1.1997 - 5.3.1997; Leitung: Dan Ostberg

Dok.: Zeichnungen, Fotos; Material: ab dem 9. Jh.

L-48: Hainstraße 8 siehe unter GA 8

Dauer: lief parallel zu L-44 vom 1.4.1997 bis 15.5.1997; Leitung: Sigrid Haas-Campen

Dok.: Zeichnungen³, Fotos; Material: ab dem 12. Jh.

¹ Während der Grabungskampagne L-43 wurde der ursprünglich verwendete Höhenpunkt um 1,61 m korrigiert: Die oberste Fl.- und alle Pr.-Zeichnungen wurden auf die alte Höhenangabe bezogen, die weitere Fl.-Zeichnung auf den korrigierten Wert. Beide Höhenangaben passen nach den Bef. nicht zu den Nivellements der Grabung L-44. Durch Vergleich anhand des annähernd waagrechten Befundes, den Balken der Holzkonstruktion 870 (6037), der in beiden Grabungen auftauchte, zeigte sich gegenüber L-44 bei dem alten Wert von L-43 ein um 91 cm zu geringe Höhe, bei dem neuem Wert von L-43 eine um 70 cm zu große Höhe. Sämtliche vorgestellten Höhenwerte der Grabung L-43 wurden entsprechend umgerechnet und somit denen der Grabung L-44 angeglichen.

Die Koordinaten von L-43 wichen gegenüber denen des südl. anschließenden Schnittes 1 von L-44 ab wie sich beim Zeichnen des Gesamtplanes zeigte. Zur Korrektur der Ostkoordinaten wurde die W-Wand des Hauses Katharinenstr. 11 als Bezugslinie verwendet, zur Korrektur der Nordkoordinaten wieder der gemeinsame Befund 870. Die Ostkoordinaten wichen gegenüber denen von L-44 um 9,2 m ab. Die Nordkoordinate 0 N entspricht der Koordinate 28 N von L-44. Demgemäß war zum N-Wert 28 m, zum O-Wert 9,2 m dazuzählen.

Die 6000er Nummern rühren daher, weil zu diesem Zeitpunkt schon eine Einteilung von L-44 in fünf Schnitte festlag.

² Die Differenz bei demselben Höhenpunktes von L-44 zu L-46 betrug 1,63 m

³ Die Grabungsgrenze zu L-44 ist in den unteren Schichten für die Bef.-Interpretation unerheblich; die Bef. von L-48 liegen zum Teil auch auf dem Areal von L-44 und werden deshalb zusammen mit den Bef. des Schnittes 1 von L-44 unter dem Grabungsabschnitt 8 vorgestellt.